

nachbarsprache niederländisch

Beiträge zur Sprache, Literatur und Kultur
der Niederlande und Flanderns

Im Auftrag der Fachvereinigung Niederländisch e. V. herausgegeben von
Heinz Eickmans, Lut Missinne und Veronika Wenzel

Anschriften der Herausgeber:

Prof. Dr. Heinz Eickmans

Universität Duisburg-Essen, Germanistik/Niederlandistik, Universitätsstraße 12, D-45117 Essen

Tel.: +49 201 183 3941 / heinz.eickmans@uni-due.de

[Verantwortlich für diese Ausgabe]

Prof. Dr. Lut Missinne

Institut für Niederländische Philologie, Alter Steinweg 6/7, D-48143 Münster

Tel.: +49 251 83 28521 / Fax: +49 251 83 28530 / lut.missinne@uni-muenster.de

Dr. Veronika Wenzel

Institut für Niederländische Philologie, Alter Steinweg 6/7, D-48143 Münster

Tel.: +49 251 83 28523 / Fax: +49 251 83 28530 / veronika.wenzel@uni-muenster.de

Manuskripte sind an die Anschrift eines der Herausgeber zu richten, alle sonstigen Zusendungen, Anzeigen und Rezensionsexemplare an die Redaktion nachbarsprache niederländisch, Alter Steinweg 6/7, D-48143 Münster.

nachbarsprache niederländisch erscheint zweimal jährlich. Für Mitglieder der Fachvereinigung Niederländisch e. V. ist der Bezug im Mitgliedsbeitrag enthalten. Für Nichtmitglieder beträgt der Bezugspreis 25,- €, für Studenten, Referendare und Arbeitslose 12,50 €. Kündigungen müssen bis zwei Monate vor Jahresende erfolgen.

Fachvereinigung Niederländisch e. V., Alter Steinweg 6/7, D-48143 Münster
info@fvnl.de / www.fvnl.de

Satz: dienste für bildung und wissensmanagement, Steinfurt auf L^AT_EX (Computer Modern)
Druck und Bindung: SOWA, Warschau/PL

©2014 agenda Verlag GmbH & Co. KG

Drubbel 4, D-48143 Münster

Tel. +49 251 799610, Fax: +49 251 799519

info@agenda.de / www.agenda.de

ISSN 0936-5761

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung von:



INHALT

Simon Richter	
Boudewijn und seine Bücher. Über eine niederländische Goethe- verehrung ohne Grenzen	3
Dorothea Dieckmann	
„Kein Mensch ist gänzlich ein Mensch.“ Louis Paul Boons literari- scher Totentanz	17
Amand Berteloot	
Ogier van Denemerken. Ein mittelniederländischer Karlsroman in deutschem Gewand	28
Christian Gewering	
De spin en zijn/haar web, de slang en zijn/haar ei – een onderzoek naar 800 jaar 'masculinisering' bij diernamen.....	56
Winfried Dolderer	
Flanderns spät bewältigte Vergangenheit. Zur Nachkriegsgeschich- te der flämischen Kollaboration.....	73
Tsead Bruinja	
Overwoekerd – Überwuchert (Deutsch von Gregor Seferens)	107
Anton Valens	
Whaah! Whaah! // Rhöarch! Rhöarch! (niederländisch und deutsch)	118

MISZELLEN UND BERICHTE

In Memoriam Dr. Fritz Hofmann	129
Achtste colloquium van de Fachvereinigung Niederländisch 2012 aan de Universität zu Köln: 'Roerige tijden – Wat beweegt Vlaanderen?'	130
Schnittstellen 2013: Perspektiven der Lehrerbildung innerhalb der nieder- ländischen Fachdidaktik	131

Fortbildung: „Wir lesen einen Roman“ – Kompetenzorientierte Methoden und Arbeitsformen in Zusammenhang mit der Lektüre einer Ganzschrift im Niederländischunterricht der Sek I“	134
Zeitschriften und Forschungsbeiträge zum Niederländischunterricht online: Moer, VONK, Tsjip/Letteren und Alfanieuws	135

BUCHBESPRECHUNGEN

Bernd Bastert, Helmut Tervooren, Frank Willaert (Hrsg.): Dialog mit den Nachbarn. Mittelniederländische Literatur zwischen dem 12. und 16. Jahrhundert (Rüdiger Brandt)	136
Hubert Roland / Marnix Beyen / Greet Draye (Hrsg.): Deutschlandbilder in Belgien 1830-1940 (Thomas Ernst)	138
Karl-Heinz Hennen: Zwangsarbeit in Monheim, Baumberg und Hitdorf (Hans Beelen)	142

NIEDERLÄNDISCHE LITERATUR IN ÜBERSETZUNG

Zur Verleihung des Else-Otten-Preises 2012 an Christiane Kuby (Jurybericht)	144
„Wie hatte Dickinson das bloß gemacht.“ – Zu Gerbrand Bakkers Roman „Der Umweg“ (Hermann Wallmann)	146
Auftauchen in eine unbegreifliche, grausame Welt – Über Anna Enquists Roman „Die Betäubung“ (Hermann Wallmann)	149
Bibliografie 2012 und 2013	151

Hinweis der Redaktion zum Erscheinen des vorliegenden Doppeljahrgangs 2012/2013

Der seit längerem aufgelaufene, zuletzt noch zwei Jahre betragende Rückstand im Erscheinen der Zeitschrift „nachbarsprache niederländisch“ hat die Fachvereinigung Niederländisch und das von ihr beauftragte Herausbergremium zu einer einschneidenden Maßnahme veranlasst. Um noch in diesem Jahr wieder zu einem aktuellen Erscheinungsverlauf zu gelangen, wurde beschlossen, die beiden noch nicht erschienen Jahrgänge 27 (2012) und 28 (2013) in einem Band herauszugeben. Damit soll auch das baldige Erscheinen des Jahrgangs 2014 mit einem Schwerpunktdossier zur Literatur des Ersten Weltkriegs, dessen Ausbruch sich in diesem Jahr zum einhundertsten Mal jährt, ermöglicht werden.

Boudewijn und seine Bücher

Über eine niederländische Goetheverehrung ohne Grenzen

Simon Richter

Kurz vor seinem verfrühten Tod im Jahre 2002 veröffentlichte der 1948 geborene niederländische Schriftsteller, Fernsehmacher und Buchsammler Boudewijn Büch seinen zweiten ausführlicheren Bericht über das, was er die *Goethe-Industrie* nannte: die ununterbrochene Produktion unzähliger Bücher zu Goethe in jeglicher Hinsicht.¹ Einer der Titel, den er besonders schätzte, war Jörg Aufenangers *Hier war Goethe nicht. Biographische Einzelheiten zu Goethes Abwesenheit* (1999). Büch ist dieser Titel ein Beweis dafür, dass Goethe „een in zichzelf ronddraaiend universum is geworden“ (Büch 2002, 56). Büch zufolge sei die Goethe-Industrie, die er auch die *Goetheologie* nennt, eine deutsche Krankheit. Hauptsymptom dieser Krankheit sei das Unvermögen, nicht alles irgendwie doch noch auf Goethe zu beziehen. Wenn einer an dieser Krankheit gelitten hat, ist es Boudewijn Büch. Dieser Aufsatz handelt von einem Mann, der möglicherweise die maßloseste Goetheverehrung aller Zeiten pflegte. Ob ihm das als Verdienst oder Pathologie anzukreiden sei, bleibe vorerst dahingestellt.

Die deutsche Rezeption von Boudewijn Büch ist eher gering gewesen. Lediglich drei seiner Romane sind übersetzt worden, unter ihnen der wohl bekannteste *De kleine blonde dood*.² Nach seinem Tod waren viele Bibliophile, auch Deutsche, auf seine legendäre Bibliothek, die *bibliotheca didina et pinguina*, die den größten Teil seiner dreistöckigen Wohnung an der Keizersgracht einnahm, erpicht. Diese Bibliothek von über 100.000 Bänden wurde posthum von der Firma Bubb Kuyper katalogisiert und versteigert (Büch 2004/2005). Über den Umfang, die Qualität und Eigenartigkeit seiner Bibliothek wird noch zu berichten sein. Als Sammler war Büch eine bemerkenswerte Person. Mancher niederländische Buchhändler, der gern die erheblichen Summen verbuchte, die Büch ausgab, behauptet, dass die Abwesenheit Büchs – hier ist Büch nicht mehr, sozusagen – sich in Euros bemerkbar macht. Das Anschaffen von Büchern war für Büch eine Sucht. 1999 erschien seine persönliche Chronik – sein Tagebuch fürs Jahr

1 *De Goethe-industrie. Een Duitse ziekte*. Amsterdam/Antwerpen 2002. Büchs erster Bericht über die Verrücktheiten der Goethe-Wissenschaft heißt *Goethe en geen einde*. Amsterdam 1990.

2 *Das Tollhaus*. Übersetzt von Helmut Mennicken und Marie-Thérèse Schins-Machleidt. Reinbek 1989; *Der kleine blonde Tod*. Übersetzt von Otto Rick. Münster 2005; *Das Geheimnis von Eberwein*. Übersetzt von Otto Rick. Münster 2005.

1998 – *Een boekenkast op reis*. Darin wundert er sich, warum ein Verlag und ein Lesepublikum sich dafür interessierten: „Waarom een dagboek gepubliceerd van een man die geen vriendenkring heeft, die nooit uitgaat, feesten of partijen bezoekt en die niet rookt, drinkt of prikt? Waarom de uitnodiging van de uitgever aangenomen door iemand die van alles het openbare leven het meest haat en die het liefst nooit meer door iemand herkend zou willen worden? Omdat ik een verzamelaar ben, een boekzoeker. Mijn leven speelt zich voor het grootste deel af in boekhandels en bibliotheken. Van die speurtocht wil ik verslag doen, van deze pathologie van een ongekende verzameldrift. Vandaar deze bundel papier over oneindig veel meer papier.“ (Büch 1999, 7) Selbstverständlich dient ein Spruch von Goethe, ein Satz aus den *Wahlverwandtschaften*, seinem Tagebuch als Epigramm.

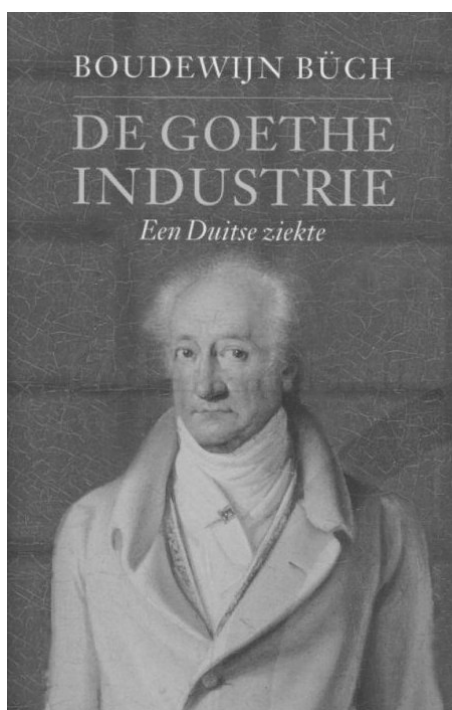


Abb. 1: Umschlag von B. Büch, *De Goethe-Industrie*

Aber wie soll man über Boudewijn Büch reden? War er, wie *Die Welt* 2002 in einem Nachruf behauptete, der holländische Reich-Ranicki nur sanfterer Art?³ In seiner Funktion als Vermittler zwischen Wissenschaftlern, Schriftstellern

3 Hartmut Hetzel, "Der holländische Reich-Ranicki" in *Die Welt* 27.11.2002. (http://www.welt.de/print-welt/article274590/Der_hollaendische_Reich_Ranicki.html) In diesem Nachruf wird Büch übrigens auch als "der schwule jüdische Melancholiker" bezeichnet.

und Verlagen einerseits und Laienpublikum andererseits vielleicht, aber da hört der Vergleich schon auf. Wesentlich für seine Büchermanie war die maßlose, fast peinlich anmutende Goetheverehrung, die, wie so vieles in seinem Leben, zunehmend außer Kontrolle geriet. Vielleicht wäre Thomas Carlyle ein besserer Vergleich, der junge Mann aus Schottland, der sich maßlos in Goetheschem aufgehen ließ, Wilhelm Meister und die Gespäche mit Eckermann übersetzte, noch mit Goethe einen Briefwechsel führen konnte und sich zur Aufgabe setzte, "to Germanize the British public" (Ashton 2005, 153). Diese Worte mögen sich um 1830 weniger erschreckend angehört haben als jetzt und genau darin besteht auch ein wesentlicher, d. h. geschichtlicher Unterschied zwischen Büch und Carlyle. Büchs Goethe-Obessionen sind, wie noch zu zeigen sein wird, von den geschichtlichen Traumata des 20. Jahrhunderts durchsetzt.

Vielleicht hat Büch selbst am besten gewusst, wie er in Bezug auf Goethe – und das heißt nicht weniger als überhaupt – zu verstehen ist. In der Einleitung zu *De Goethe-Industrie* berührt er zwei scheinbar unabhängige und voneinander himmelweit entfernte Erscheinungen. (Büch 2002, 15–17) Zum einen erwähnt er die Tatsache, dass seit 1960 ein kleiner Planet – inzwischen Zwergplanet genannt – dank der Namensgebung seines niederländischen Entdeckers den Namen Goethe führt. Ja, aber schon 1917 wurde ein Planet mit dem Namen Ulrike anerkannt und es handelt sich zweifelsohne – so Büch – um Goethes letzte unziemliche Liebe zu der damals neunzehnjährigen Ulrike von Levetzow. Dies dient Büch als Beweis, dass Goethe und alles, was mit ihm zu tun hat, schon in den Sternen geschrieben (und von einem Niederländer zu entziffern) sei. Das ist das eine. Das andere, um vom Erhabenen zum Lächerlichen überzugehen – und genau so macht es Boudewijn Büch – ist der 1974 von seinem Landsmann Rudi Carrell gesungene Schlager „*Goethe war gut*“. Ich vermute, dass Büch sein Buch nicht von ungefähr mit dem Planeten und Rudi Carrell beginnt. Obwohl Büch sich manchmal als promovierter Germanist und Philosoph ausgab, verfügte er eigentlich nur über geringe Deutschkenntnisse. Sein Akzent unterschied sich nicht im Geringsten von dem Rudi Carrells. Noch mehr, Boudewijn Büch war bewusst nicht nur ein Niederländer unter Deutschen, er besaß eine ausgesprochene, aber nicht unkritische Liebe zu Deutschland, besonders natürlich zu Weimar. Büch war, wenn ich ein Bibelzitat neu verwenden darf,⁴ ein Clown für Goethe, mit all der Energie, aber auch der Melancholie, der Verzweiflung und der Verletzbarkeit, die ein Clown so an sich hat.

Dieser clown-mäßige Aspekt zeigt sich sehr deutlich in einem Ausschnitt aus der von der niederländischen Rundfunkorganisation VARA finanzierten Fernsehreihe *De Wereld van Boudewijn Büch*. Ein Reiseprogramm, das Büch

Obwohl er sich als jüdisch ausgab, ist dies als eine seiner vielen Lebenslügen aufzufassen. Rudie Kage (2004, 22–26) zitiert drei Interviews, in denen Büch unterschiedlich behauptete, dass sein Vater een 'Poolse jood' (HP, 1983), een 'Duitse jood' (HUMO, 1986) en een 'Russische jood' (De Telegraaf, 1995) gewesen sei. Keine dieser Behauptungen stimmt.

⁴ Es handelt sich um den 1. Korintherbrief 1:18–25, dessen Verse in manchen Kreisen als Imperativ verstanden werden: "Sei des Herren Narr!"

an die Enden der Welt schickte; in diesem Fall war es ihm gelungen, die VARA zu überzeugen, ihn in vierzehn Sendungen den Spuren Goethes nachgehen zu lassen. Was der Durchschnitts-Niederländer über Goethe weiß, weiß er hauptsächlich dank des Einsatzes und durch die Brille von Boudewijn Büch. Das ist schon bemerkenswert. In den meisten Ländern setzt sich das Goethe-Bild, wenn es eins gibt, aus den Gemeinplätzen des über Jahrzehnte hinweg vermittelten Wissens zusammen. Aber in den Niederlanden kennt fast ein jeder einen Goethe (vorausgesetzt, dass er Goethe kennt!), der durch die Exzentrizitäten von Boudewijn Büch geprägt ist. In dem Ausschnitt aus seiner Fernsehreihe, auf den ich hier eingehen will, sehen wir ihn in der berühmten Anna-Amalia-Bibliothek zu Weimar, wo er sein frisch aufgestocktes Wissen über Bücher zeigt, bis ihm plötzlich Goethe begegnet.



Abb. 2: Büch mit Lebendmaske Goethes

Es geht Büch grundsätzlich darum, irgendwo und am liebsten grenzüberschreitend ins Heilige einzudringen, in diesem Fall in die Leihbibliothek von Goethe. „Ontroerend“ („rührend“) ist ein Wort, das Büch oft gebraucht und zu gleicher Zeit zeigt er am Körper, in seinen Gesichtszügen, an seiner Stimme die „Ontroerdheit“. „Ontroerd“ wird er von der intimen Annäherung an Verbotenes. Zunächst gilt seine „Ontroerdheit“ dem in der Anna-Amalia-Bibliothek hängenden Ölgemälde, das Goethe mit Schreiber John im Weimarer Arbeitszimmer zeigt. Dann aber tritt ein technischer Mitarbeiter der Anna-Amalia-Bibliothek mit einer Kopie der 1807 von Christoph Weiser abgenommenen Lebendmaske Goethes ins Bild. „1818“ vermutet Büch wiederholt als Entstehungsjahr und zeigt damit eine deutliche Blöße. Mit bestem Willen weiß der arme Herr Hildebrandt nicht, wie er vor der Fernsehkamera höflich auf Büchs in schlechtem Deutsch formulierte Vermutung zu reagieren habe. Mit einem vagen „in etwa“

entzieht er sich der peinlichen Situation. Büch selber ist von der Lebendmaske wie verzaubert und völlig „ontroerd“. Bei der Beschreibung der Gesichtsdetails – die Augen, das fehlende Übergebiss, die Muttermale – überkommt ihn der Drang, Goethe zu küssen – und er wagt es, küsst ihn vor Vertretern der Anna-Amalia-Bibliothek, deren verblüfftes Lachen zu hören ist, vor seinem Kamerateam und vorm niederländischen Fernsehpublikum.

Minuten später lehnt er über der inzwischen auf einem Tisch hingestellten Maske und behauptet, die einzige Möglichkeit, Goethe noch näher zu kommen, wäre seinen Sarg aufzubrechen und die Knochen zu lecken. Und, beteuert er, auch das sei ihm zuzutrauen.

Dieser pathetischen, grenzenlosen Goetheverehrung möchte ich nun in drei Etappen nachgehen: in Büchs Büchersammlung, seinen Reisen und seinem



Abb. 3: Büch küsst Goethe

dichterischen Werk. Was seiner Liebe zu Goethe zu Grunde liegt, wird sich allmählich zeigen. Im Voraus darf behauptet werden, dass seine grenzenlose Goetheleidenschaft mit Traumata höchst persönlicher sowie nationaler Art verquickt ist. Durch Goethe versucht er sich mit seinem Vater sowie mit der Nazizeit auseinanderzusetzen.

Die Bücher von Büch

„Waarom geniet ik nu toch van een boekje als dat van Redslob [*Mein Fest: Goethes Geburtstage als Stufen seines Lebens*]? Waarom bezit ik meer dan tweehonderd strekkende meter Goethe-gekte in boek- en artikelvorm? Waarom houd ik mij bezig met absoluut triviale Goethe-problemen en niet met ‘de grote lijn’ van het tweede deel van *Faust*?“ (Büch 2002, 36) Abgesehen davon,

dass Büch mit der Erwähnung Redslobs seiner Schuldigkeit gegenüber dem Düsseldorfer Goethe-Museum nachkommt – er weiß, dass Redslobs Goetheana-Sammlung der Kippenberg'schen einverleibt wurde – wird mit diesen Fragen einiges über seine Sammeltätigkeit angedeutet. Zweihundert laufende Meter klingen nach sehr viel. Und da er im Fernsehen regelmäßig mit Raritäten auftrat, die er mit weißen seidenen Handschuhen liebevoll betätschelte, und ansonsten großtuerisch mit seinen Büchern prahlte, stellte man sich die *bibliotheca didina et pinguina* so vor, dass sie als Sammlung mit den Besten der Welt wetteifern könne. Nur die allerwenigsten hatten seine Bibliothek in Augenschein genommen. Büchs Menschenfeindlichkeit nahm mit jedem Jahr zu. In den letzten Jahren zählten sein Zahnarzt und dessen Frau zu den wenigen, mit denen er sich traf. Erst nach seinem Tod trat der eigentliche Bestand zu Tage.

Frans Mouws, der unermüdliche Boudewijn Büch-Biograph, veröffentlichte 2008 sein viertes und voraussichtlich letztes Buch zum Thema Büch, *De bibliotheek van Boudewijn Büch* (Mouws 2008). Eigentlich besteht das Bändchen ausschließlich aus Transkriptionen von Interviews mit Buchhändlern, mit denen Büch jahrelang verkehrte. Sie bestätigen den Eindruck, den man aus Büchs *Boekenkast op reis* gewinnt, dass Büch täglich Bücher anschaffte, andauernd mit Buchhändlern in Kontakt war, die seinetwegen ständig nach Büchern lauerten und mit großer Zuversicht damit rechnen konnten, dass Büch sie ihnen abkaufen würde. Er sammelte fast alles: Goetheana, sicherlich, aber auch Reise-literatur und Landkarten, Naturkunde, alles über Inseln, den Dodo, Napoleon, Maximilian, Bismarck, Baden-Powell, Lincoln, Andy Warhol, Mick Jagger, den Amerikanischen Bürgerkrieg, den *Boerenoorlog*, Apartheid und Museumskunde, um nur einiges zu nennen. „Verder verzamelde hij van alles“, sagt Bert Hagens, ehemaliger Eigentümer eines von Büch besuchten Antiquariats, „hij was een verzamelaar van groot formaat. Ik heb weinig mensen gezien die zoveel kennis paraat hadden van het oude boek. En dat voor iemand die nooit gestudeerd heeft. Hij zei tegen mij dat hij Duits had gestudeerd, maar dat achtte ik uitgesloten, omdat hij slechts gebrekkig Duits sprak. Ik had al snel in de gaten dat niet alles wat hij vertelde, waar was, of beter gezegd, dat er helemaal niets van klopte, maar dat heeft mij nooit wat uitgemaakt. Hij had een onvoorstelbare kennis op vele gebieden, en dat maakte hem zo interessant“ (Mouws 2008, 65). „Hij was een universeel iemand wat kennis betreft. Of het nou oppervlakkige kennis of daadwerkelijk diepgaande kennis was, feit is dat hij van alles iets wist“ (Mouws 2008, 69). In diesen Worten liegt ein Schlüssel zu seinen Sammlungen. Er hat den Ehrgeiz, als Universalwissender zu gelten. Aber das universelle Wissen, das er anstrebte, war in jedem Sinne Goethes Wissen: das Wissen Goethes und das Wissen über Goethe. Er sammelte Napoleon wegen Goethe. Er sammelte Bismarck, weil auch Bismarck sich zu Goethe geäußert hat, seine Reden gelegentlich mit Goethesprüchen versah. Er wusste, dass Elvis Presley als junger Mann in Goethe-Strasse 14 in Bad Nauheim gelebt hat, dass das Wort Goethe über Presleys Lippen gegangen war (Büch 2002, 187). Es gab nichts in der Welt, was nicht mit Goethe in Berührung gebracht werden konnte. In *De Goethe-industrie* erinnert sich Büch, wie er in den 1970ern Freunde aufforderte,

ein Thema zu nennen, von dem sie glaubten, dass kein Bezug zu Goethe herzustellen sei. Als Beispiel nennt er Buddy Holly. „Welu“, erinnert sich Büch, „Holly moet op 1 april 1958, en route naar een concertoptreden te Philadelphia, nagenoeg zeker langs het zeer waarschijnlijk grootste Goethe-standbeeld ter wereld in het Fairmount Park hebben gereden. Nu staan er in het park circa tweehonderd beelden, maar het Goethe-statue is nogal opvallend. Nadat de Verenigde Staten in 1917 in oorlog geraakten met Duitsland werd niet alleen het Duitstalige onderwijs op de openbare scholen van Philadelphia verboden, maar werd Goethes standbeeld geel geverfd. . .“ (Büch 2002, 45). Auf diese Art Wissen pochte Büch.

Das Streben nach diesem Wissen war zugleich ein vergeblicher Versuch, Goethe mittels einer nie enden wollenden Sammeltätigkeit einzufangen. Und genau dieses Streben bestimmte natürlich den eigentlichen Bestand von Büchs Bibliothek. Hier fasst Jeffrey Bosch, der im Auftrag von Bubb Kuyper die Katalogisierung von Büchs Büchern in Angriff nahm, sein Urteil über die Sammlung zusammen: „Boudewijns verzameling was geen collectie die het waard was om bij elkaar te blijven. Er zaten wel leuke dingen bij, maar een topcollectie was het niet.“ „De veiling viel uiteindelijk niet tegen: alle boeken bij elkaar hebben iets van een miljoen euro opgebracht“ (Mouws 2008, 107, 108). „Wat mij ook een beetje tegenviel was de Goethe-collectie. Hij had wel veel, maar het waren over het algemeen redelijk gangbare boeken. Hij had bijvoorbeeld geen Goethe-handschrift in zijn bezit en echt belangrijke werken in eerste druk had hij ook niet. Het was een grote Goethe-collectie, maar geen waardevolle.“ Dann die wichtige Schlussfolgerung: „Hij is niet bezig geweest om een collectie op te bouwen als collectioneur, maar gewoon als gebruiksbibliotheek, en daarmee valt natuurlijk meteen een hoop kritiek weg. Hij heeft zijn bibliotheek gebruikt voor zijn schrijven en zijn reizen, dus heel legitiem“ (Mouws 2008, 109). Der Buchhändler Gert Jan Bestebreurtje, auf Reiseliteratur spezialisiert, kam zu einem ähnlichen Ergebnis: „Als je de drie veilingcatalogi van Bubb Kuyper ziet, valt het op dat er ook veel gewone boeken bij zitten. Dat waren de boeken die hij écht nodig had voor zijn werk. [. . .] Wat is nou meer voor de hand liggend dan dat Boudewijn een prachtige eerste editie van Captain Cooks reisverslagen zou hebben, een Engelse editie in kwarto formaat? Maar die editie had hij niet! Hij vond al die gekke feitjes over Kapitein Cook veel leuker! Daarom verzamelde hij ook al die kleine gekke publicaties en dingetjes. Dat was zijn lust en zijn leven, dat vond hij prachtig om te doen. Zijn Goethe-collectie was waanzinnig en die was na zijn dood moeilijk te slijten. Er zijn nog maar weinig mensen die Goethe verzamelen“ (Mouws 2008, 74). Bert Hagen bestätigt, dass „een groot deel van de Goethe-collectie is bijvoorbeeld bijna weggegeven“ (Mouws 2008, 70).

Die Urteile sind nüchtern, schonend und auch gerecht. Es war wirklich eine Gebrauchsbibliothek – aber wozu? Eric Schneyderberg, ehemaliger Buchhändler für De Slegte, mit mehreren Filialen in den Niederlanden und Belgien, erkannte den Teufelskreis, in dem Büch steckte: „Boudewijn kwam op televisie, praatte over onderwerpen waar hij zelf over schreef, de mensen kochten die boeken, en

van de opbrengst kon hij weer meer boeken kopen over onderwerpen waarover hij kon schrijven en vertellen. Cirkeltje rond!“ (Mouws 2008, 99). Gegen Ende seines Lebens wurde er von zwei unangenehmen Realitäten bedrückt. Zum einen drohte seine Bibliothek aus allen Nähten zu platzen und zum anderen drohte die VARA, die Geduld mit ihm zu verlieren und ihm zu kündigen. Seine pathologische Sammeltätigkeit hatte ihn in eine Sackgasse geführt. Bei der Bekanntmachung seines Todes haben sicherlich viele – auch ich – auf Selbstmord getippt. Sein Herz aber versagte einfach und ihm blieb die Auseinandersetzung mit der Unmöglichkeit seiner Situation erspart.

Goethe und die Welt

Büchs Refugium an der Keizersgracht in Amsterdam, wo er vergebens trachtete die Reliquien Goethes zusammenzubringen, steht in mikrokosmischer Beziehung zu der ganzen Welt, so wie zu Rudi Carrell und zu dem weiten All. Dank seines Reiseprogramms bei der VARA konnte und musste Büch in alle Welt reisen – und verdiente damit das Geld, mit dem er versuchte seine Sammelsucht zu stillen. Das Reisen verschaffte ihm auch die Möglichkeit den Spuren Goethes nachzugehen, den eigentlichen, wie in der vierzehnteiligen Fernsehreihe, so wie denen, die ihm als Beweis dienten, dass letzten Endes Goethe schlichtweg mit der Welt gleichzusetzen sei.

Die Fernsehreihe wurde 1998 gedreht, also im Jahr vor dem großen Goethejahr, dem 250. Geburtstag Goethes. Der Ausbruch an feierlichen Goethe-Veröffentlichungen um diese Zeit fand in Büch ein kauffreudiges Opfer. So kaufte er in dem Jahr *Essen und Trinken mit Goethe* von Joachim Schultz, *Das Kochbuch der Weimarer Klassik* von Werner Bockholt und Michael Zawaba und *Zu Gast bei Goethe. Der Dichterstürst als Genießer* von Joachim Nagel – dies als kleines Beispiel zu der Rubrik Goethe-Kochbücher.

Am 11. Juni notiert er in seinem Tagebuch: „Begin aan mijn grootste televisie-en Goethe-project tot nu toe: veertien programma's over de dichter“ (Büch 1999, 152). Am 12. Juni ist er in Wetzlar. „Het is gek“, schreibt er. „Voor de zoveelste maal ben ik op reis naar en op de plekken van Goethe – dan voor de krant, dan weer voor de radio, nu weer voor de televisie – en steeds maakt het mij blij. Goethe is inderdaad de vaste liefde in mijn leven en dat klinkt gek, maar is waar. Ik ben altijd blij wanneer ik weg ben uit Nederland, maar in Duitsland voel ik mij extra blij, zeker als het om Goethe gaat. Ook als het almaar regent, zoals vandaag in Weimar“ (Büch 1999, 153). Aufgepasst – er ist in Wetzlar, schreibt aber Weimar.

Ein halbes Jahr lang klappern Büch und sein Team alle Goethe-Orte in Europa ab. Im Kloster zu Tepla fallen Büch unerwartet Briefe an und von Goethe in die Hand. Er kann es nicht fassen. In einer Vitrine sind Steine, die Goethe sammelte und mit Etiketten in eigener Hand versah. Eine Filmaufnahme wird gemacht. Ein Steinsplitter bricht ab. Büch steckt es in sein Portemonnaie: „ook Goethe heeft dit stukje aangeraakt“ (Büch 1999, 173).

In Neapel sorgt das Düsseldorfer Museum für große Aufregung. In den frühen 1980ern war Büch oft im Goethe-Museum; seitdem nicht mehr. Jetzt in Neapel ergattert er den Katalog einer Düsseldorfer Ausstellung *Neapolitanische Impressionen zur Goethe-Zeit* und kommt nicht über das Bild auf dem Umschlag hinweg: angeblich ein Tischbein-Aquarell, das Goethe mit Hund vorm Vesuv darstellt, und im Museo di San Martino di Napoli aufbewahrt wird. Panisches Bemühen, ohne Voranmeldung sofort eine Sichtung des Bildes zu organisieren. Es gelingt. Aber Büch bleibt stutzig – „Conclusie: volgens mij is het niet Goethe die hier afgebeeld staat; maar het Goethe Museum in Düsseldorf zegt niet zo maar iets“ (Büch 1999, 253). Volkmar Hansen, Direktor des Museums, bestätigt, dass dies unbestritten ein Goethe-Porträt sei.

Am glücklichsten ist Büch in Weimar. Er übernachtet im Hotel Elephant, geht stundenlang durch Weimar spazieren. „Voel Goethe overal in en om mij. Dan gaat het redelijk tot goed met mij“ (Büch 1999, 158). Anfang Dezember ist er wieder in Weimar. „Elke keer als ik hier ben, denk ik: hier hoor ik thuis“ (Büch 1999, 265). Ton Kok, auch Buchhändler in Amsterdam, weiß, welche Rolle Weimar in Büchs Fantasie spielte. „Hij kwam vaak in Weimar, om naar het graf en het huis van Goethe te gaan. Hij vertelde dat hij daar wilde gaan wonen. Op een dag kwam hij met het verhaal dat hij een suite in het Elephant Hotel had gehuurd voor een heel jaar. Zodat hij daar altijd naar toe kon gaan. Het bedrag dat hij noemde van een paar duizend gulden, kwam me ongeloofwaardig voor. Ik heb het nog bij Erica nagevraagd, die overigens wel bevestigde dat ze gesprekken hadden over het wonen in een hotel in Weimar. Zover is het nooit gekomen hoor, maar hij was er wel vaak het laatste jaar“ (Mouws 2008, 83).

Sichtlich bemühte sich Büch gegen Ende seines Lebens sein Zuhause – wenn auch nur in seiner Phantasie – von Amsterdam nach Weimar zu verlegen. In den Jahren zuvor jedoch ging es ihm auch darum, Goethe mit Freude und Verzweiflung in aller Welt zu entdecken. Wie viele Goethestraßen gibt es in der Welt? Büch wollte sie alle besucht haben. In einem Aufsatz mit dem Titel „Goethe als bergtop en benzinepomstation“ erkennt Büch selbstbewusst die zentrifugale Kraft, die das Ausmaß seiner Obsessionen bestimmt: „In mijn tweede Goethe-boek . . . heb ik verslag gedaan van mijn talloze Goethe-expedities, Goethe-uitstapjes en Goethe-zoektochten. Het had allemaal nauwelijks zin, maar ik was van de straat en deed anderen geen kwaad mee. Als ik over Goethe vertel, gaat het meestal nergens over.“ (Büch 2002a, 173). Als Beweis bezieht er sich auf Forschungsreisen nach exotischen und unwahrscheinlichen Orten so wie Goethe Grove in Humboldt County, California; Mt. Goethe in den Sierra Nevadas; und Goethe, South Carolina, dessen schattenhafte Existenz sich nur noch von einer Landkarte aus dem 19. Jahrhundert ablesen lässt. Goethe, South Carolina gibt es längst nicht mehr. Es gelingt Büch auch nicht – trotz seiner unermüdlichen Detektiv-Arbeit einschließlich Telefonaten an einen jeden mit dem Nachnamen Goethe im South Carolina-Gebiet – herauszufinden, wie dieser Name es bis zu diesem gott- aber nicht goetheverlassenen Ort schaffte. „Ik kom er niet uit. Ik schaam mij dood. Ik ben als Goethe-onderzoeker volkomen mislukt. Ik ben een minkukel en stel als reizende onderzoeker helemaal niks voor. Erger dan ik kan

een mens niet mislukken“ (Büch 2002a, 188). Büchs Goethe-Verzweiflung grenzt an den Tod.

Dichtung und Wahrheit

Als Lyriker ist Büch in den 1970ern zuerst aufgetreten. Man erkennt in seinen Gedichten, die sich ebenso von Goethe wie von Mick Jagger und den Rolling Stones speisen, ein Goethe-ähnliches Vermögen den Augenblick lyrisch zu fassen. Schlagenden Erfolg erzielte Büch mit seinem 1985 erschienen Roman *De kleine blonde dood*, den man als niederländisches Pendant zu Plenzdorfs *Die neuen Leiden des jungen Werther* sehen kann. Aufgenommen in die Leseliste eines jeden niederländischen Gymnasiums, kennt fast jeder die Geschichte von Boudewijn, dessen deutsch-jüdischer Vater Rainer auf Grund seiner in der Nazizeit erlittenen Traumata seine Familie terrorisiert und den kleinen Boudewijn missbraucht, sowie die Geschichte von Boudewijns jungem Sohn Mickey, der plötzlich an einer Gehirnblutung stirbt. Da der Protagonist dieses Romans sowie vieler anderer Boudewijn heißt,⁵ und dieser Boudewijn in W** (d. h. Wassenaar) groß geworden ist, und weil sich so viele Details mit Büchs Biographie decken, kam man leicht dazu, Büchs Romane für autobiographisch zu halten. Dem trat Büch auch nicht entgegen. Im Gegenteil, er bekräftigte die Vermischung. Auch in dieser Hinsicht eiferte er Goethe nach, in der groß angelegten künstlerischen Missachtung der Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit. Aber während Goethe dieses Spiel souverän, ironievoll und mit Vergnügen spielte, trieb es Büch ständig in die Enge, so dass ihn seine Fiktionen immer wieder zu Fall brachten. Sein Vater war ja gar kein Jude, der gerade noch den Nazis entkommen war. Er war bloß ein niederländischer Beamter, der in Den Haag arbeitete. Und der Junge, den er als seinen eigenen Sohn ausgab, war ja gar nicht sein Sohn und ebenso nicht gestorben. Boudewijn Iskander Pronk, so hieß der Sohn eines mit Büch befreundeten Ehepaars, mit dem sich Büch manchmal blicken ließ, wurde noch 2004 interviewt und äußerte sich abschätzig über Büchs Gebrauch seiner Person (Kagie 2004, 10–21). In den ersten Jahren nach Büchs Tod verursachten diese Enthüllungen eine signifikante Revision des Büchverständnisses in der Öffentlichkeit. Viele fühlten sich von ihm betrogen. Die Büch-Aktien sind sozusagen gesunken und werden sich nie wieder auf die Höhe steigen, wo sie einmal waren. Büch ist in Verruf geraten.

Und doch ist diese Einschätzung nicht vollkommen fair. Büch mag moralisch versagt haben, aber als Medien-Phänomen hat er unwillkürlich Wesentliches und Wichtiges geleistet. All sein Tun, all seine Romane, Gedichte, all sein Reisen und Sammeln berührt denselben wunden Punkt, eine Grenzüberschreitung, von

5 Um ganz korrekt zu sein, mal heißt er Winkler Brockhaus, mal Lothar Mantua, aber es gibt in den Romanen vereinzelte Nachweise, die auf zwei Fälle von Namensänderungen hinweisen und somit die Identität zwischen Boudewijn, Winkler und Lothar untermauern.

der sein eigener Körper so wie der nationale Staats-Körper betroffen sind. Und der Name Goethe benennt die einzige Möglichkeit diese Wunde zu heilen.

Machen wir einen kleinen Rundgang durch einige von Büchs Romanen. Ehrlich gesagt hat Büch fast immer nur den gleichen Roman geschrieben, und das mehr als zehnmal. Trotzdem lohnt es sich die Romane zu lesen. Die narrative Darstellung der Wunde verfeinert, präzisiert und differenziert sich. Ich muss Sie aber warnen, jetzt steigen wir wirklich ins Pathologische.

De kleine blonde dood beginnt mit einem Schulausflug an die deutsche Grenze Anfang der 50er Jahre. Boudewijns Papa bringt seinen Sohn zur Schule und besteht darauf, dass Boudewijn deutschen Boden nicht betreten werde, auch nicht das Niemandsland. Boudewijns Vater soll Jude sein, hat seine Jugend in Deutschland verbracht, und ist in den 30er Jahren nur knapp den Nazis entkommen. Als die Schülergruppe über die Grenze geht, darf Boudewijn sie nicht begleiten. Ein Schmetterling, der im Niederländischen „landkaartje“ heißt und im Lateinischen *Araschnia levana* L., wie er von seinem Vater gelernt hat, zieht seine Aufmerksamkeit auf sich. Er jagt hinter dem Schmetterling her und merkt gar nicht, dass er dabei die Grenze überschreitet, wo er sogleich von Grenzwächtern erwischt wird, aber nicht bevor er den Schmetterling fängt. Nach einiger Zeit vereinen die Grenzwächter Boudewijn mit seiner Schulgruppe, worauf er seine Erfahrung mit Geschichten von Handschellen, Verhör und Prügel ausschmückt. Wieder zu Hause entfährt ihm in Anwesenheit seines Vaters unwillkürlich die Erwähnung des Grenzvorfalles und er wird nachträglich das Opfer der Prügel, die er vorher vorgab. „Hij stond op en begon mij te slaan. Hij sloeg maar door. ‘Hij is in Duitsland geweest, hij is in dat verdomde Duitsland geweest! Je bent mijn kind niet meer. Ik wil geen Duitse vlinders. Je gaat naar een tehuis. Hoor je dat, moeder, hij is in Duitsland geweest.’“ (Büch 1985, 20)

Einen Schmetterling jagend, der europaweit als „Landkarten-Schmetterling“ bekannt ist (die Franzosen nennen ihn „la carte géographique“), um seinem Vater ein Vergnügen zu machen, da sie gemeinsam Schmetterlinge sammeln, verirrt sich der kleine Boudewijn. Eine Geographie überlagert sich mit einer anderen und sie werden gemeinsam zur Allegorie. Ort, Geschichte, Bücher und die Psychodynamik zwischen Vätern und Söhnen gehen ineinander über. Geschichte und Psychologie sind in die Landschaft eingeschrieben. Ein anderer Roman, *Geestgrond*, beginnt mit ähnlichen Gedanken: „De wereldkaart is een verzameling vlekken waarachter meer fantasie, maar vooral meer werkelijkheid steekt dan achter duizend Rorschach-tests. De topografische naamlijst van de aarde is onthutsender dan de mooiste poëzie. Op zoek gaan naar het water, de grond, de ravijnen en de verten achter die namen was een voornemen dat ik als kleine jongen al maakte.“ (Büch 1995, 11)

In *De Goethe-industrie* teilt Büch mit, dass der Vater eine große Sammlung von Goethe-Büchern besaß und somit die erste Begegnung mit Goethe vermittelte (Büch 2002, 64–65). Der Vater in *De kleine blonde dood* sowie in anderen Romanen und Erzählungen behauptet, dass Goethe letzten Endes der einzig kultivierte Deutsche sei. Die einzige Möglichkeit Büch und seinen Vater zu verstehen – und das heißt zugleich über die Grenze zwischen den Nieder-

landen und Deutschland zu reflektieren – ist mittels Goethe. In einem Brief seines Vaters, den der Boudewijn im Roman erst nach dem Tod seines Vaters liest, bezieht sich dieser dreimal auf einen Vers aus *Iphigenie auf Tauris*: „Die Schmerzen sind es, die ich zu Hilfe rufe: denn es sind Freunde, Gutes raten sie.“ Der Name Goethe benennt zugleich den Schmerz und die Schmerzlinderung. Privater und nationaler Schmerz begleiten den Boudewijn in den Romanen sowie deren Verfasser, Büch selbst, egal wo er herumirrt.

Wie weit hergeholt und obskur der Bezug zu Goethe sein kann, wird einem in dem posthum veröffentlichten Nachfolge-Roman zu *De kleine blonde dood, Het geheim van Eberwein* von 2003 klar. Boudewijn ist auf der Spur nach seinem Vater, sucht insbesondere nach einer Erklärung dafür, warum sich sein Vater zeit seines Lebens mit dem Versuch befasste, die von Maximilian Traugott Eberwein komponierte Partitur zum *Jahrmarktsfest zu Plundersweilen* zu transkribieren. Sein Vater hatte nicht nur in einem von Eberwein bewohnten Haus in Rudolstadt gewohnt, Boudewijn entdeckt auch die Unterschrift seines Vaters, wenn er im Weimarer Archiv Dokumente aus dem Eberwein-Bestand anfordert. Darüber hinaus erfährt er, dass sein Vater ihn Eberwein getauft hätte, wären nicht die pingeligen niederländischen Behörden dazwischen gekommen. Im Pariser Hotel wird das Gespenst seines Vaters herbeigewünscht, der ihm vom Fenster zurufen sollte: „En begrijp je nu hoe het allemaal in elkaar zit? Ravel, Pavane, Wagner, Eberwein, Goethe ... heb je ‘t in de smiezen? Nadenken, jongen; zie je het verband? Ja? Uitstekend!” (Büch 2003, 138) Gegen Ende des Romans glaubt Boudewijn, dass er das Rätsel gelöst hat. Es dem Leser preisgeben, tut er nicht.

Eine Lösung des Rätsels hatte er aber schon allzu deutlich im 1989 veröffentlichten Roman *De Rekening* ausgesprochen. In *De Rekening* folgt Boudewijn der Spur seines Vaters bis nach Neuseeland und begegnet dort einer bisher unbekannten Cousine, die ihn über das Doppelleben seines Vaters aufklärt. In diesem wenig diskreten Roman beschläft Lothar (also Boudewijn) seine Cousine, sowie sein Vater ihre Mutter (die Witwe seines Bruders) und auch dieselbe Cousine (Tochter seines Bruders), der er das eine Mal zuflüsterte: „Nu ben ik het dichtst bij je vader.“ (Büch 1989, 147) Später versucht Lothar sich Rechenschaft über den Inzest seines Vaters zu geben. „Met zijn schoonzuster naar bed, met Mary [der Cousine] – allemaal om maar dichter bij zijn eigen familie te komen. Maar dat hele geslacht was al lang dood: uitgemoord, uitgerooid“ (Büch 1989, 167). Da ist wieder der Bezug zum Dritten Reich. Aber das, worauf ich die Aufmerksamkeit lenken möchte, ist das Wort „dichter“. Im Niederländischen wie im Deutschen bezeichnet „dichter“ Nähe und – ersetzen wir das kleine D durch ein großes – den Poeten. Kann es Zufall sein, dass Winkler sich am Ende des Romans *De Bocht van Berkhey* „in de afgelegen Duitse plaats W“ (nicht Wassenaar, sondern Weimar) befindet, wo er einen Spaziergang „langs het huis van De Dichter“ macht und danach „door de Seifengasse naar het huis waar de jongen met zijn moeder had gewoond“? (Büch 1996, 166) „De Dichter was dol op de moeder geweest [Charlotte von Stein], maar misschien nog wel meer op de jongen die ik voor het gemak ‘Frits’ zal noemen [also Fritz von Stein].“ Von dort geht er in den Ilmer Park, um das Gartenhaus zu besichtigen. „De mooiste

weken heeft De Dichter in zijn tuinhuis beleefd wanneer de kleine Frits op bezoek was. Hij bleef nu en dan een paar dagen logeren en sliep bij de vele decennia oudere Dichter in bed“ (Büch 1996, 167). Am nächsten Tag geht Winkler in das Archiv und schaut sich „het Archiv Fritzchen“ an (Büch 1996, 168). Der Archivar wundert sich über die nicht gerade wissenschaftlichen Gründe seines Interesses. „Wat heeft De Dichter er allemaal mee te maken? Ik heb de stellige indruk dat u problemen van heel andere dan dichterlijke [das Wort wieder] aard heeft.“ – „Dat is niet waar, zeg ik. Mijn vader heeft één keer in het allergeheimste stukje duin dat we kenden gezegd [in Wassenaar natuurlijk]: ik ben op een bepaalde manier die grote Duitse Dichter en dan ben jij mijn Frits, mijn Fritzchen“ (Büch 1996, 169). Mit dieser Fantasie geht ein unaufgelöster Wunsch nach unsäglicher Nähe zu Goethe einher. Am allerdeutlichsten wird dieser Wunsch in *Een boekenkast op reis* formuliert. Am 12. Juni 1998 in Wetzlar schreibt er unverwandt: „Ik had mijn hele leven met Goethe naar bed moeten gaan. Dat was voor iedereen beter geweest“ (Büch 1999, 155).

Der Wunsch nach einer grenzüberschreitenden und damit grenzenlosen Nähe zu Goethe ist zugleich der Wunsch nach der gleichen Nähe zu seinem Vater und steht in spiegelverkehrtem und unheimlichem Verhältnis zum Einfall der Nazis in die Niederlande. Boudewijn Büch war ein zutiefst Verwundeter, der am Persönlichen sowie am Geschichtlichen litt und immer nur wieder um die Wunde kreiste, die, wenn überhaupt, dann nur mit dem Namen Goethe anzutasten wäre. In diesem Sinne ist Büch nachträglich und nur sehr beschränkt vielleicht neben dem Spanier Jorge Semprun und dem Niederländer Nico Rost einzuordnen, ehemalige KZ-Insassen, die den Dialog mit Goethe suchten, um sich mit ihm über ihre Erfahrungen auseinanderzusetzen. Büchs Tätigkeit als Sammler, Lyriker, Schriftsteller und Fernsehpersonlichkeit ist höchst idiosynkratisch, aber auch kurioserweise durchaus niederländisch. Einen auserlesenen Teil seiner Bibliothek hat man doch noch bewahrt und er befindet sich in Het Teylers Museum in Haarlem, einem naturgeschichtlichen Museum aus dem 18. Jahrhundert, dessen damaliger Leiter Goethe für mehrere Tage in Weimar besuchte und dessen Sammlung Exponate einschließt, die Goethe dem Museum schenkte. Noch bezeichnender aber ist, dass am 13. Dezember 2009 ein Zwergplanet offiziell nach Boudewijn Büch benannt wurde. Der Entdecker des Planeten ist ein Amerikaner niederländischer Herkunft. Goethe und Büch, Goethes niederländischer Clown, durchfliegen jetzt das All in ewiger Beziehung zueinander.

Literatur

- Ashton (2005): Rosemary Ashton, „Carlyle’s Apprenticeship: His Early German Criticism and His Relationship with Goethe (1822–1832)“. In: *The Modern Language Review* 100 (2005), Supplement 153–170.
- Büch (1985): Boudewijn Büch, *De kleine blonde dood*. Amsterdam 1985.
- Büch (1989): Boudewijn Büch, *De rekening*. Amsterdam 1989.
- Büch (1995): Boudewijn Büch, *Geestgrond*. Amsterdam 1995.

- Büch (1996): Boudewijn Büch, *De Bocht van Berkhey*. Amsterdam 1996.
- Büch (1999): Boudewijn Büch, *Een boekenkast op reis*. Amsterdam 1999.
- Büch (2002): Boudewijn Büch, *De Goethe-industrie. Een Duitse ziekte*. Amsterdam/Antwerpen 2002.
- Büch (2002a): Boudewijn Büch, *Steeds verder weg*. Amsterdam 2002.
- Büch (2003): Boudewijn Büch, *Het geheim van Eberwein*. Amsterdam 2003.
- Büch (2004/2005): Boudewijn Büch, *Bibliotheca didina et pinguina. The library of Boudewijn Büch*. 2 Bde. Haarlem 2004/2005.
- Kagie (2004): Rudie Kagie, *Boudewijn Büch: Verslag van een mystificatie*. Amsterdam 2004.
- Mouws (2008): Frans Mouws, *De bibliotheek van Boudewijn Büch*. Amsterdam 2008.

„Kein Mensch ist gänzlich ein Mensch.“

Louis Paul Boons literarischer Totentanz*

Dorothea Dieckmann

Was ist ein Menuett? Ein Menuett ist ein alter Tanz; sein Kennzeichen ist der Dreiertakt. Drei Betonungen bilden eine Einheit, beherrschen den Rhythmus und die Tanzschritte. Getanzt aber wird das Menuett von einem Paar, einem Mann und einer Frau. Damit ergibt sich ein Kontrast zwischen der Zwei und der Drei: Es tanzen zwei Personen, doch sie bewegen sich im Dreierrehythmus. Sie kreisen um eine imaginäre Achse – eine Achse, die sich im Tanz immer weiter verlagert, als Mittelpunkt der zentrifugalen und zentripetalen Kräfte, die die Kreisbewegung antreiben.

Auch das Lesen verfährt in Kreisen. Vor der Lektüre des Romans *Menuett* von Louis Paul Boon hätte ich diesen Tanz vermutlich in anderen Formulierungen definiert; erst im Nachhinein schließt sich der Kreis vom Text zum Titel. Da ist eine Geschichte, die dreimal erzählt wird; da sind drei Personen, die zugleich zwei Paare bilden und damit in einen heftigen Widerspruch geraten; und da ist das Motiv der Achse, die vorhanden und doch nicht vorhanden ist. Je genauer, je öfter ich mich den hermeneutischen Zirkeln überlasse, in die mich das Stück hineinzieht, desto enger kreisen die Themen, Motive, Melodien und Analogien um die Mitte des kleinen Romans, eine Mitte, die doch nie fassbar wird, einfach, weil es sich um schöpferische Literatur handelt, deren Sinn sich ja niemals erschöpft.

Wie lautet der erste Satz des Romans? „Auf einem verschneiten Feld entdeckte ein Bauer ein nackt an einen Baum gefesselt Mädchen“ – oder: „Meine Arbeit im Eiskeller war ziemlich eintönig“? In beiden Sätzen herrscht Kälte, furchtbare Kälte, denn sie ist einmal mit Nacktheit, einmal mit einem Keller verknüpft. Auf jeden Fall muss man sich darauf einlassen, dass der Autor zwei Texte nebeneinander ablaufen lässt, und damit auf eine Leseweise, die selbst schon einem Tanz ähnelt – einem Hinketanz, einem Hin- und Herblättern. Die Zeitungsmeldungen, deren Rolle innerhalb der Handlung auf der dritten Seite der Erzählung offenbar wird, bilden den oberen Saum des Textgewebes. Man

* Vortrag, gehalten am 12. Dezember 2012 im Haus der Niederlande in Münster aus Anlass der Neuausgabe von L.P. Boons Roman *Menuett* im Alexander Verlag Berlin/Köln 2011. Die deutsche Übersetzung, der die Zitate in diesem Beitrag entnommen sind, stammt von Barbara und Alfred Antkowiak. Sie erschien erstmals 1975 in der „Edition Neue Texte“ des Aufbau-Verlags Berlin/Weimar.

könnte auch sagen: das Fries des Textgebäudes. Oder auch ein Dach – das Dach der eisigen Unterwelt, in die ich als Leserin eingesperrt werde, zusammen mit dem Mann, dessen Stimme die erste Stimme des Menuetts bildet. In seinem Monolog nimmt er mich mit in den Eiskeller, den er auf Gefriertemperatur zu halten hat, in Winterkleidern – draußen ist Frühling. Er sammelt die Zeitungsartikel, Horrormeldungen aus einem endlosen Krieg, der mitten im bürgerlichen Alltag stattfindet. Und er sammelt Blumenbilder aus Schokoladentafeln; als er das Bild einer Waldanemone auswickelt, wird der Keller mit einem Mal zur Wildnis, zum Urwald. Der Urwald findet sich auch außerhalb des Kellers: Die Straße ist ein Dschungel, die Glieder der Menschen sind Lianen, und als ein paar Schulmädchen auftauchen, erinnere ich mich wieder, dass in der ersten Schreckensmeldung von einem misshandelten Mädchen die Rede war. „Ja, da waren sie wieder, die kleinen Mädchen“, erzählt der Mann unvermittelt. Sie hängen „wie Fliegen“ an einem Zaun, und die Nacktheit ihrer Beine erregt den tagträumenden, gedankenverlorenen Beobachter, der kurz darauf zu Hause das kalte Abendbrot isst, das seine Frau ihm hingestellt hat. Die Frau ist im Garten – später erfährt man, wie entscheidend ihre Abwesenheit in diesem Moment ist; anwesend ist aber das Mädchen – wieder ein Mädchen! –, das im Haushalt hilft und mit dem Mann die Blumenbilder tauscht. In diesem Moment bohrt es die Treppe, und seine Hände gleiten wie Wasser an einem Ding vorbei, das auf den Stufen liegt: eine gebrauchte Damenbinde der Frau.

Eiskeller und Urwald

Eiskeller und Urwald, der Zaun, die Fliegen, der Garten, Hände und Wasser, die Damenbinden: All diese Details und Bilder werden in wechselnden Gestalten wiederkehren und sich mit Bedeutungen aufladen, die einander wie Magneten anziehen und abstoßen, obwohl sie beim Lesen zunächst nur als Elemente einer tristen Alltagsgeschichte erscheinen. Diese Geschichte handelt von der Ehe eines Mannes, der zur Besorgnis seiner Mutter schon als Kind passiv und nachdenklich war. Zu Hause verschließt er sich in einer „Rumpelkammer“, während seine Frau, die nüchtern und angepasst ist und im Gegensatz zu ihm eine bescheidene Religiosität praktiziert, mit dem jungen Mädchen die Hausarbeit erledigt und Kinderkleider näht, die sie über ihren Schwager verkauft. Irgendwann beginnt sie sich krank zu fühlen, bis sich herausstellt, dass sie schwanger ist. Kurz nach der Geburt des Kindes fällt der Mann im Eiskeller von einer eisernen Zwischenbrücke und verletzt sich. Als er rekonvaleszent im Haus sitzt und, wie so oft, das Hausmädchen bei der Arbeit beobachtet, reagiert die Minderjährige mit einem Mal auf seine stille Obsession und beugt sich über ihn: „Ihre Hände öffneten behutsam den Overall und gingen auf Entdeckungsfahrt in der öden Landschaft meines Körpers“. In dieser Situation beginnt das Mädchen zu erzählen. Am Ende der Erzählung des Mädchens steht eben diese Szene, um die eine Sekunde erweitert, in der die Frau die beiden überrascht, und damit der Moment, in dem die Stimme der Frau die des Mädchens ablöst, von neuem erzählt und an derselben Stelle endet.

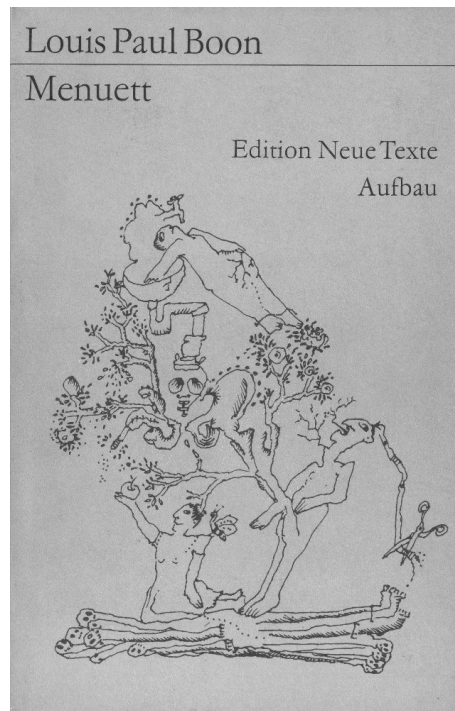


Abb. 1: Umschlag der deutschen Erstausgabe Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1975

Der Mann, das Mädchen, die Frau: drei Stimmen von namenlosen Personen, die wie universelle Platzhalter wirken, Beckettsche Archetypen. Im Kern schildern das Mädchen und die Frau in anderen Tonhöhen dieselbe Geschichte wie der Mann. Obwohl darin alle drei Erzähler auch als Handelnde zusammenspielen, sind sie doch vollkommen isoliert voneinander. Die Kapitelüberschriften beweisen es: „Der Eiskeller“, „Mein Planet“, „Die Insel“. Was dem Mann der Eiskeller, ist für das Mädchen die Schule, für die Frau das Haus; es geht um die Herkunft eines jeden und um den gemeinsamen Alltag sowie um drei zentrale Ereignisse: die Schwangerschaft der Frau, die Geburt des Kindes und der Unfall des Mannes. Als Leserin werde ich Zeugin, wie die drei Akteure einander beobachten, belauern und beeinflussen, während sich über dem kargen Geschehen das Laufband der Schreckensnachrichten abspult. Doch die Komposition ermöglicht kleine, entscheidende Abweichungen. Durch den Bericht des Mädchens erfahre ich, dass der Schwager sich der Frau annähert; durch den Bericht der Frau, dass er der Vater des Kindes ist. Es wurde in einer trostlosen Begegnung im Garten gezeugt, auf den ersten Seiten des Buches, während ich als Leserin zusammen mit dem Mann nach Hause kam und das Abendbrot aß. Während der Mann ahnungslos ist und bleibt, fürchtet die Frau das Wissen des Mädchens, das auch

den Grund ihrer „Krankheit“ als erste durchschaut hat. Die Verfehlung der Frau aber ist nur ein schwacher Kontrapunkt zu der latenten, alles durchdringenden Verbindung zwischen dem Mann und dem Mädchen.

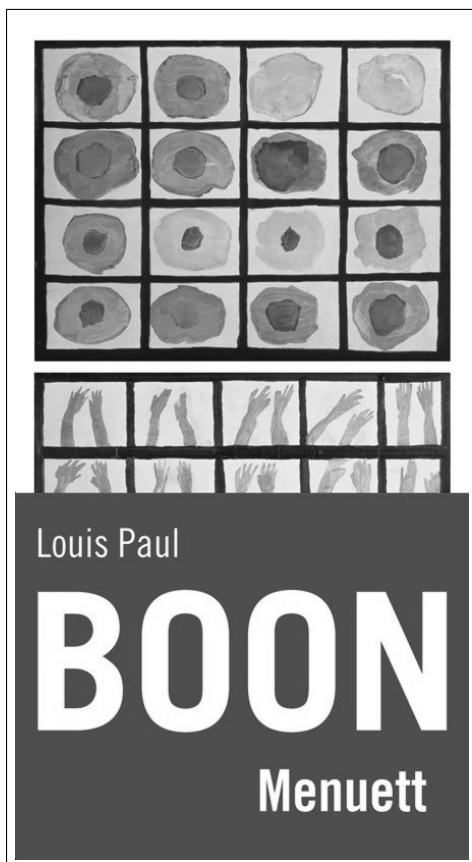


Abb. 2: Umschlag der Neuauflage im Alexander Verlag Berlin/Köln 2011

In welchem Lektürekreis befinde ich mich? Noch ist es die Ebene der Kriminalistik, die die Handlung zu einem Gegenstand der Rekonstruktion macht. Mit einem Lektürebericht verhält es sich wie mit einer Traumerzählung: Wir schildern, was im Traum „passiert“ ist, und spüren dabei, dass sich das Eigentliche entzieht, weil die bewusste Sprache genau das wegfiltet, worauf es uns ankommt. Wir sagen dann etwa: Was ich geträumt habe, klingt harmlos, aber die Stimmung war anders, sie war schlimm, sie war bedrängend, sie hat mir Angst gemacht – und dann verweisen wir auf irgendwelche sprechenden Details, die im Traum wichtig und absolut logisch erschienen, in der Erzählung aber nebensächlich oder gar unglaublich wirken.

Louis Paul Boon schreibt in der Tat traumartig, in Assoziationen, Verschiebungen, Häufungen und Insistenzen. „Hab keine Angst, sagte ich“, erzählt der Mann an einer Stelle. „Meine Angst indessen wucherte wie Lianen im Dschungel. Meine Hände zitterten vor Angst ... Denn ich begriff nun allmählich, dass sich alles in der Natur unter demselben Kummer und derselben Angst duckte – der Angst vor der Unabwendbarkeit von Geburt, Leben und Tod.“ Während wieder einmal die Lianen und der Dschungel in den grauen Alltag eindringen, türmt sich, wie auch in anderen Passagen, das Wort Angst mehrfach übereinander. Zugleich reibt der Mann mit zitternden Händen die Brüste seiner schwangeren Frau ein. Das erinnert daran, dass die Hände des Mannes eine Art selbständiges Leben führen: „Meine Hände und meine Gedanken lebten unabhängig voneinander“, meint er einmal, als er beobachtet, dass sich seine Hände bei der Arbeit wie automatisch bewegen, während er über das Leben nachdenkt, aber beim Gedanken an das Mädchen – dessen Hände er anfangs mit fließendem Wasser verglichen hat – wie von selbst über seinen eigenen Körper wandern, über die, so die Metapher, „Landschaft“ seines Körpers, bis in den „Wald“ zwischen seinen Beinen. Hier bin ich wieder in der Wildnis angekommen, und es fällt mir nicht schwer zu erkennen, dass all die Bilder der unberührten Natur vom Körper und von der Sexualität erzählen, die von den umherirrenden Gedanken des Mannes abgespalten sind.

Wilde Waldanemone

Nirgendwo wird seine Sehnsucht nach dieser Wildnis augenfälliger als im Motiv der Waldanemone auf dem Schokoladenbildchen. Nur zweimal im gesamten Roman blitzt ein lyrischer Ton auf, einmal als Anrede: „Wilde Waldanemone, ich wollte dich schon gegen die wilde Akelei des Mädchens eintauschen“, einmal als Ausruf: „... weil ich leben wollte wie ein kleiner ängstlicher Wilder, der auf einer Waldlichtung herumgeistert – o wilde Waldanemonen!“ Das Sammeln der Blumenbilder schafft eine Verbindung zwischen Mann und Mädchen, das Sammeln der Zeitungsausschnitte einen Gegensatz. Zwar empfindet auch das Mädchen die Faszination des Grauens, doch alles, was den Mann traurig macht, bringt sie zum Lachen. Sie ist zynischer und hellsichtiger als der Mann: Wo ihn die Tragik niederdrückt, begreift sie die entsetzliche Komik der Verhältnisse auf dem menschlichen Planeten, über die selbst der Schöpfer in schallendes Gelächter ausbrechen müsste.

Bei dem Mädchen kulminiert nicht das Wort Angst, sondern das Wort Leben. Am Anfang seiner Erzählung sagt sie über das Ehepaar: „Ich weiß nicht, was sie machen und weshalb sie leben. Weshalb lebe ich, die ich morgens aufstehe und zur Schule gehe und ... bei ihnen im Haushalt helfe und dann schlafen gehe und viel träume, von allem, vom Leben? Was ist das Leben, und soll es immer so weitergehen? ... Ich habe noch zuviel über das Leben nachzudenken – komisch, dieses Leben.“ Ja, auch das Mädchen denkt, sie denkt sogar noch kritischer, noch analytischer als der Mann, sie fragt, zweifelt und „zerbricht sich den Kopf“. Ihr sezierender Scharfsinn kommt am deutlichsten im Kommentar

des Mannes zur Haushaltstätigkeit des Mädchens zutage: „Das Auftrennen von Aneinandergenähmtem gehörte zu ihr. Es gehörte zum Wesen ihrer Existenz“. Aber das Mädchen will leben; Leben bedeutet Sinnlichkeit, und die Sinnlichkeit geht über die Hände. „Ich kann die Hände vor nichts zurückhalten, ich muss alles anfassen und dadurch kennenlernen. Ich muss wissen, ob etwas weich oder hart ist, rau und fest oder sehr zart und kostbar, wie man Kleiderstoffe befühlt.“ Was die Hände des Mannes unbewusst vollführen, das tun ihre Hände absichtsvoll. Besonders beschäftigt sie die Konsistenz ihrer wachsenden Brüste, die der Mann gegen Ende, über das Baby hinweg, das sie in ihren „lianengleichen“ Armen hält, berührt; er vergleicht sie dabei mit Äpfeln. So wird das Mädchen selbst zu einem Element der Wildnis. Zugleich schaut er ihr in die Augen: „Es war Hunger, was ich da erblickte.“

Der Lebenshunger des Mädchens richtet sich dagegen nicht unmittelbar auf die lebendige Wildnis; es hat vielmehr all die Grenzen im Blick, die es vom Ungezähmten und Unbekannten trennen: „Das Leben verläuft längs einer geraden Linie, und von allen Seiten wird beobachtet, ob man einen Zentimeter davon abweicht“. Minutös zählt sie die Regeln und Maße auf, mit denen das Schulwissen das Leben einordnet und berechenbar macht, und voller Lust hält sie ihnen die eigenen listigen Übertretungen entgegen, mit denen sie selbst von der Linie abweicht, durch Wortspiele, kleine bohrende Fragen, entlarvende Blicke, provozierende Anspielungen. Sie betrachtet „die Verliebten, die abends hinter einem Bretterzaun stehen und ineinander eindringen wollen, buchstäblich und bildlich“. Der Zaun ist die „Grenze des Erlaubten“, sind die Gesetze und Vorschriften, hinter denen die gierigen Männer stehenbleiben „wie Kühe hinter Stacheldraht“. Als sie Zeugin der Zudringlichkeiten des Schwagers gegenüber der Frau wird, erkennt sie, dass er den Stacheldraht „durchschneiden“ will, und beobachtet, wie er durch die Hintertür in den Garten verschwindet, „dessen Holzzaun am anderen Ende an eine Seitenstraße grenzt“. Dieser Garten wird zum Schauplatz des Betrugs der Frau werden, zum Ort des Sündenfalls. Ein Paradies ist er damit noch lange nicht, sondern ein Niemandsland zwischen der Natur und dem bürgerlichen Haus, dem Ungezähmten und dem Gezähmten (im Wort „domestiziert“ steckt das Wort *domus* für „Haus“).

Auch der Garten wird unmerklich zum Leitmotiv. Im Elternhaus des Mannes war der Garten städtisches Brachland, in dem der Vater Geranien pflanzte; Nutzpflanzen dagegen, in diesem Fall Stachelbeeren, verdorrten darin und hinterließen offene Wunden in der Erde, die wiederum eine heftige sexuelle Konnotation erhalten. Für die Frau war der elterliche Garten ein Hort bürgerlicher Ordnung und Arbeitsamkeit, wo „Kartoffeln und allerlei Gemüse“ angepflanzt wurden. In ihrem eigenen wiederum wuchert Unkraut, das sie ohne Umschweife mit den sinnlosen, schädlichen Gedanken des Mannes und des Mädchens gleichsetzt. Auch die Betrugsszene enthält diese Ambivalenz: Als sie sich mit ihrem Schwager im Garten trifft, holt die Frau als Alibi einen Blumenkohl – wieder eine Nutzpflanze – und stolpert dabei gegen eine Wäscheleine, an der sie sich fast stranguliert. Überhaupt, die Frau: Warum war bisher so wenig von ihr die Rede? Immerhin ist es die Frau, die am Schluss die Metapher des Tanzes ins

Spiel bringt und ausspricht, dass die drei Figuren einen Tanz aufführen, von dem nicht einmal Gott „sagen kann, wie er enden wird.“

Wie gut, dass der Traum der Schrift nicht verloren geht, sondern immer wieder in den Blick genommen werden kann. Ich trete also in meiner Lektüre für einen Moment aus dem Dickicht der ineinander verschlungenen Motive heraus und nehme noch einmal das Ganze in den Blick. Der Beitrag des Mannes ist doppelt so lang wie der des Mädchens und der Frau; die beiden teilen sich also die zweite Hälfte. Der Mann gibt sozusagen den Ton an. Wenn er der Taktschlag am Anfang ist, dann sind die weiblichen Figuren die beiden unbetonten Schläge. Zugleich ist längst deutlich, dass Mann und Mädchen nicht nur durch die gegenseitige Anziehung, sondern auch durch ihre innere Haltung miteinander verbunden sind. Sie sind die Zweifler, die die Normen des bürgerlichen Lebens, der bürgerlichen Gesellschaft, der bürgerlichen Kultur durch ihre zersetzenden Gedanken und Wünsche untergraben – „sie mit ihrem Gerede, er mit seinen Schnipseln“, wie die Frau es ausdrückt. Die Frau verkörpert dagegen alles, was die beiden anderen bewusst oder instinktiv ablehnen, und weil sie damit nicht nur im Widerspruch zu deren Position, sondern auch zu der des Autors steht, hat sie eine undankbare Rolle, die auch für den Verfasser sicherlich die schwierigste darstellt. Dass sie den negativen Part übernimmt, wird schon bei den ersten Erwähnungen der Frau deutlich. Blutige Damenbinden, ranzige Slips, der Inbegriff von Schmutz also sind ihre wichtigsten Attribute. Am Ende steht die paradoxe Logik, dass die angepasste Frau das schmutzigste Abenteuer erlebt, während Mann und Mädchen einander mit einer fast keuschen Scheu begegnen.

Wie stellt es der Autor an, dass die Frau nicht zum Abziehbild der ärmlichen kleinbürgerlichen Ordnung wird, sondern ein Eigenleben bekommt? Ihr Kapitel heißt „Die Insel“, und so betont sie zuallererst ihre Einsamkeit. Die Ideale von Leistung, Zielsetzung, fester Überzeugung, christlicher Lebensführung und Arbeit sind für sie Garanten einer Zugehörigkeit und Sicherheit, die ihr durch die Umgebung verweigert werden. Sicherheit und Unsicherheit sind Schlüsselwörter des Romans. „Meine Frau konnte nicht einsehen, dass ich es vorzog, das Dasein eines Zweiflers zu führen – ein unsicheres Dasein“, sagt der Mann. „Unter unsicher verstehe ich das Zögernde, Tastende ... eine Verwunderung, die an Verwirrung grenzt, wenn ich die andern emsig beschäftigt sehe. Die Sicherheit meiner Frau verwirrte mich tatsächlich. Und wenn nun etwas schiefgeht? fragte ich mich zuweilen.“ Dass etwas schiefgehen kann, beweist das Bild der Achse, das der Mann aus einem Kindheitserlebnis gewinnt. Wer sich auf dem Jahrmarktsrad an der Achse festhält, kann sich unbesorgt drehen, wer davon verdrängt wird, wird über den Rand hinausgeschleudert. Ein Kind, das dies erlebt, lernt – zugleich mit der Erkenntnis von der Existenz der Achse –, dass nur die Stärksten und Brutalsten sich in dieser Mitte niederlassen können. Menschen wie die Frau sind damit beschäftigt, Befehle zu erteilen und „die Erde um ihre Achse zu drehen“. Genauer kann man die Mechanik der Macht kaum erklären. Das Fehlen einer natürlichen Achse, eines archimedischen Punkts, eines festen Ortes im Weltgeschehen bringt der Witz des Mädchens auf den Punkt, mit dem es die

Frau verwirrt und den Mann verstört: Ein Mann geht nach Kuba, und als er gefragt wird, warum so weit weg, antwortet er: Weit weg – wovon?

Urwälder aus Stein

Auch die Frau erwähnt dieses Motiv. An einer Stelle beklagt sie, dass das Mädchen über die Achse der Welt redet, „als wäre es eine imaginäre Achse“, und über Gott, „als wäre es ein imaginärer Gott“. Sie tut das so unvermittelt, dass man vermuten muss, der Autor habe den Satz nachträglich in ihre Rede eingebaut. Tatsächlich stellt ihre Perspektive den Autor vor ein erzählerisches Problem: Obwohl sie den Gegenpart der mit dem Roman vertretenen Haltung darstellt, will er auch ihr Leiden anerkennen. So ist die Frau, in den Worten des Mannes, ein Herdentier, während er ein einsames Tier ist; nicht umsonst beruft sie sich auf „die Welt meines Vaters, den Clan, dem wir alle angehören“. In dieser patriarchalischen Welt ist ein bisschen Doppelmoral zugelassen, ansonsten wird der Körper verdrängt. Vom natürlichen Teil ihrer eigenen Existenz will die Frau nichts wissen; das führt dazu, dass sie Krankheiten ebenso hasst wie Ärzte, die das Innere des Körpers studieren, der doch nach ihrer Vorstellung funktionieren soll wie eine Maschine.

Erst als sie schwanger ist, kann sie ihre eigene Körperlichkeit nicht mehr ignorieren: „Die Kraft, die mich über meine tierische Natur erhaben machte – die Kraft, die die Menschen angewandt haben, um die Urwälder zu roden und an ihrer Stelle Städte zu errichten, Urwälder aus Stein, sagen sie dazu, dieser Mut war aus mir gewichen“. Es klingt, als würde hier die Technik-Ideologie diskutiert, deren Sprachrohr die Frau ist. Man spürt, dass sie keine klare Persönlichkeit bekommt; in ihren Repliken auf das Verhalten von Mann und Mädchen äußert sich reine Hilflosigkeit. Als Objekt der Beobachtung des Mädchens wird sie denselben Mechanismen unterworfen wie das Mädchen in der Schule. Die Frau kommt sich vor „wie eine gefangene Ratte“, ein „Versuchskaninchen – es war, als hätte sie [das Mädchen] eine Dissertation für die Hochschule des Lebens zu schreiben“. Die Wissbegier selbst wird doppeldeutig: Einerseits verkörpert sie die Macht des Fortschritts, den die Frau begrüßt, andererseits die zersetzende Kritik des Mädchens an eben diesem Fortschritt. Die Begriffe beginnen zu tanzen, sie geraten in Verwirrung.

Mit seinen Fragen erscheint das Mädchen der Frau wie ein „Richter“, ein „Beichtvater“; es maßt sich also die Rolle an, die den mächtigen bürgerlichen Instanzen vorbehalten bleiben soll. Auf einmal fühlt sich die Frau als Opfer genau der Kontrollorgane, die den Mann und das Mädchen am Leben hindern: „Krankenhäuser, Klöster, Kasernen, Gefängnisse“ für den Mann, „Nachbarn, Lehrerin, Polizei, Priester, Vater, Gott“ für das Mädchen. Es sind mithin genau jene Instanzen, die nach Michel Foucault als Dispositive des Wissens Macht über das Leben der Menschen ausüben. Und mehr noch: Das Mädchen stellt fest, dass sich diese Instanzen widersprechen, denn sie folgen keiner rationalen, sondern einer tyrannischen Logik. Dasselbe, worüber man im Schatten des Beichtstuhls nur flüstern darf, wird in der Arztpraxis ans grelle Licht gezogen. Genau diesen

Gedanken erzählt sie auch der Frau – mit durchschlagender Wirkung: „Ich stürze auch sie in Verwirrung – die Welt Gottes, die alles im Dunkeln erschaffen hat, und die Welt der Wissenschaft, die alles ins grelle künstliche Licht zerrt“. Und wieder reagiert die Frau hilflos: „Aber sie verdreht immer noch den Kopf wie ein Regenwurm, der ein Schlupfloch sucht“.

Nicht zufällig bevölkern Tiere die Bildwelt des Romans, vor allem Tiere, die in der Wertehierarchie ganz unten stehen. Wie der Mann, der sich als Wurm unter den Menschen fühlt und der die Unterschiede zwischen den Menschen als Abgründe „zwischen der braunen Feldratte und der grauen Kanalaratte“ bezeichnet, so erlebt auch die Frau ihre Schwäche als Ratte und Regenwurm – sie, die früher ungerührt mit dem Spaten im Garten einen Wurm zerschnitten hat. Fliegen, Ratten, Würmer, Schnecken, Schalentiere kriechen und krabbeln im Kosmos des *Menuetts*, und an erster Stelle regiert der Affe, jener nahe Verwandte des Menschen, der schon bei Kafka lernt, durch strategisches Nachäffen ein Mensch zu werden. Genau so macht sich die Frau durch ihr uhrwerkhaft planmäßiges Tun zum Affen. Auf der Kehrseite verleugnet und vernachlässigt sie ihre Körperlichkeit, während der Mann und das Mädchen ihre eigene tierische Natur anerkennen und umso menschlicher erscheinen. Diesen Mechanismus benennt das Mädchen: „Kein Affe ist gänzlich ein Affe“, meint sie, „und kein Mensch ist gänzlich ein Mensch“, und sie schließt ebenso zynisch wie traurig: „Sie unterscheiden sich gerade so viel voneinander, dass man sie auseinanderkennt.“

Hier bin ich bei dem Zitat angelangt, nach dem ich – in einem zunächst ganz willkürlichen Vorgriff auf die Lektüre – den Titel meiner Lesung gewählt habe: „Kein Mensch ist gänzlich ein Mensch.“ Eine existentielle Aussage, die durch alles bestätigt wird, was die Figuren zur Sprache bringen, und umso mehr durch die vielen ebenfalls namenlosen Täter und Opfer innerhalb der Nachrichten, an denen der Romantext hängt wie ein Vorhang an der Gardinenleiste. Wenn hier die Position des Textes besonders deutlich zutage tritt – was bedeutet sie, und warum wird sie von dem Mädchen ausgesprochen?

Aufgeklärter Nihilismus

Louis Paul Boon war ein politischer Mensch und Autor. Aber schon seine Differenzen mit der kommunistischen Bewegung zeigen, dass er weit entfernt war von dem engagierten Optimismus, der in der Literatur notgedrungen zur Trivialität führt. Das Politische ist erst dann ernsthaft politisch und das Literarische nur dann literarisch, wenn es sich am Widerstand der menschlichen Realität abreibt, und der reale Zustand des Menschen – hier repräsentieren ihn die Zeitungsnachrichten – ist der stärkste Feind jedes Fortschritts Glaubens, jeder optimistischen Zuversicht. Die Kunst, die dem Wesen nach frei ist, wählt die Hoffnung, ohne die hoffnungslose Realität zu leugnen. „Kein Mensch ist gänzlich ein Mensch“ ist eine zutiefst pessimistische, vielleicht gar nihilistische Diagnose, die zugleich von Mitgefühl geprägt ist. Dieses Mitgefühl träumt von einem ganzen, menschlichen Menschen, auch wenn der nie existieren wird. Nur echte, unkorrupte Kunst kann die Aussicht auf diesen vollständigen Menschen

wachhalten, ohne die Wirklichkeit zu vereinfachen und schönzureden. In diesem Sinn vertritt Boon keinen zynischen, sondern einen aufgeklärten Nihilismus. In seinem Roman *Der Kapellekensweg* hat Boon diese Haltung für sein Alter ego, den Schriftsteller Boontje, formuliert: „Sein Nihilismus ist nicht sadistisch, wie der der anderen, deren Nihilismus dem seinen trügerisch ähnlich sieht ... Boontje jedoch verkündet den Nihilismus der Zukunft, in der der Traum des Dichters dichter am Boden angesiedelt sein wird.“ („Dichter“ und „dichter“ – das hat der Übersetzer Gregor Seferens wunderbar gemacht ...).

Unter den drei Figuren des *Menuetts* ist das Mädchen prädestiniert, die Position des Autors zur Sprache zu bringen. Die Frau ist, wie wir sahen, eine Antifigur. Der Mann, der nicht nur als Mann, sondern auch durch viele biographische Parallelen dem Autor nahe steht (etwa durch die Arbeit im Eiskeller oder die Erfahrung von Krieg und Kriegsgefangenschaft), ist tief in der Resignation gefangen, er kann die furchtbare Realität nicht mehr transzendieren, es sei denn beim Anblick des Bildchens einer Waldanemone. Das Mädchen *ist*, symbolhaft gesprochen, diese Waldanemone – frei, schön, wild, jung. Freilich erschöpft sie sich nicht in einem Klischee. Als Frau gehört sie zum unterdrückten Geschlecht, dem Boons Sympathie gilt; als Lolitafigur ist sie zugleich noch nicht in die gesellschaftliche Rolle der Frau als Ehefrau und Mutter hineingepresst. Dass Boon diesem „Zwischengeschlecht“, wie es Nabokov ausgedrückt hat, ein utopisches Potential zutraut, und zwar durchaus nicht im traditionell weiblichen Sinn, hat er mit der Figur Ondineke im *Kapellekensweg* gezeigt.

Die Erwähnung dieses Romans ermahnt mich am Ende zu einem Kommentar zur Erzählweise des *Menuetts*. In einem Interview mit Joos Florquin¹ gab Boon an, er habe den *Kapellekensweg* in zehn Jahren, das *Menuett* dagegen in drei Wochen geschrieben. Mit seiner geschlossenen, fast novellistischen Form ist das kleine Buch viel traditioneller geschrieben als der große experimentelle und selbstreferentielle Roman. Aber auch für die assoziative Schreibweise des *Menuetts* gilt die freimütige, in ihrer Einfachheit bestechende Aussage Boons zu seinem eigenen Stil: „Was ist Stil? Wachse wie ein Baum und singe wie ein Vogel. [...] Was ich mache, entsteht spontan. [...] Es ist – und das mag seltsam klingen bei einem, der als 17-jähriger eine Ortsgruppe der Kommunistischen Partei gegründet hat – als ob der Heilige Geist im Kopf arbeitet.“²

Es ist diese Spontaneität, die Boons Schreiben so überzeugend macht, wenn er etwa – um ein letztes Mal in den engen Kreis zu treten – die Teilung des

1 Englische Version des Interviews in der Zeitschrift *Context* Nr. 20, Dalkey Archive Press: <http://www.dalkeyarchive.com/interview-with-louis-paul-boon/>

2 In *Context* Nr. 20 (vgl. vorige Anm.): „What is style? Grow like a tree and sing like a bird. You know, somebody writes something, makes something, but it gets beyond his reach. I make something and then afterwards people ask me how did you do this, or how did you do that? I absolutely don't know. It grows spontaneously, it's something that works inside you. It's as if – and this may sound strange for someone like me, who established the local chapter of the Communist Party at the age of seventeen – but it's as if the Holy Spirit is at work in your head.“

Menschen in Kopf und Hände variiert oder mit Stein und Wasser das Harte und das Weiche, das Fixe und das Flüchtige, die Notwendigkeit und den Zufall ins Bild bringt. „Wasser ist ungestüm und leichtsinnig, es teilt sich, es denkt nicht daran, den Stein beiseite zu schieben. Murrend teilt es sich und vereinigt sich dann wieder und fließt weiter ohne Erinnerung, ohne Schmerz.“ Die Hände des Mädchens, die in den Augen des Mannes so geschmeidig fließen, wollen schließlich einen Stein in den Spiegel werfen, in dem sich ihre Blicke treffen. Der Spiegel ist von dem Wasserfilm bedeckt, den sie mit dem Schwamm über die Spiegelbilder zieht, so dass allein ihre Hand wie die einer Ertrinkenden im Blickfeld des Betrachters bleibt. Dieses aus zwei Perspektiven zusammengesetzte Bild eines unmöglichen Paares im Dreiertanz ist von tiefer Vergeblichkeit, ein Todesbild, und allein seine Schönheit verkehrt es in ein Hoffnungszeichen. Selbst in diesem trostlosen Buch hat Louis Paul Boon die Hoffnung auf den unversehrten Menschen wachgehalten.

Ogier van Denemerken

Ein mittelniederländischer Karlsroman in deutschem Gewand*

Amand Berteloot

1. Ein vernachlässigter Text

In Bart Besamuscas *Repertorium van de Middelnederlandse Karelepiek* werden nicht weniger als zwanzig verschiedene Karlsepen mitsamt jüngerer Bearbeitungen genannt. Dennoch fällt den meisten von uns zu diesem Thema nur ein einziger Titel ein: *Karel ende Elegast*. Der Grund für diese recht einseitige Präferenz liegt vermutlich in der Tatsache, dass es das einzige Werk ist, das in voller Länge überliefert ist. ‚In voller Länge‘ ist in diesem Fall aber relativ. Mit ihren gerade mal 1472 Versen kann man die Geschichte nicht gerade lang nennen, aber dennoch enthält sie alles, was man sich von mittelalterlicher Dichtung erhofft: Spannung, eine übersichtliche und geradlinige Handlung, holzschnittartige Charaktere und ein Happy End. Es werden wohl dieselben Gründe sein, die die Zeitgenossen für dieses Werk begeistert und dafür gesorgt haben, dass der Text häufig abgeschrieben und später auch etliche Male gedruckt und nachgedruckt wurde.

Der Zugang zu den übrigen Texten ist wesentlich schwieriger. Wenn sie in späterer Zeit nicht gerade zu sog. Volksbüchern, meistens in Prosa, überarbeitet und gedruckt wurden, sind sie oft nur in manchmal winzigen Bruchstücken überliefert. Von den Büchern, in denen sie enthalten waren, sind meist nur wenige Blätter oder gar nur schmale Pergamentstreifen erhalten, die von Buchbindern benutzt wurden, um die Einbände jüngerer Bücher zu verstärken. Dennoch liefern uns heute diese spärlichen Reste den Beweis, dass die Gattung im niederländischen Raum einst sehr beliebt gewesen sein muss. Vom ehemaligen Umfang dieser Werke können wir uns nur ein Bild machen, wenn wir uns die französischen Epen vor Augen führen, denen die niederländischen Texte verpflichtet sind. Und das sind meist stattliche Epen mit einem Umfang von mehreren Tausend Versen. Eine kleine Hochrechnung ergibt, dass ein Vortragskünstler, der allabendlich zwei Stunden aus diesen Texten vorgelesen hätte, mehr als ein

* Dieser Beitrag ist die Zusammenfassung von 34 kürzeren Beiträgen, die im Laufe der Arbeit an der Rekonstruktion des mittelniederländischen *Ogier van Denemerken* entstanden und zusammen mit dieser in der niederländischen elektronischen Zeitschrift *Neder-L* erschienen sind. (Vgl. Berteloot 2012–2014 und Berteloot 2012–2014a)

Jahr gebraucht hätte, um das ganze Repertoire der niederländischen Karlsepiik darzubieten.

Unter den zwanzig einwandfrei belegten niederländischen Karlsepen gibt es neben *Karel ende Elegast* drei weitere, von denen wir uns eine genauere Vorstellung machen können. *Renout van Montalbaen*, *Malegijs* und *Ogier van Denemerken* sind im späten 15. Jahrhundert am Hof der Pfalzgrafen am Rhein zu Heidelberg auf Interesse gestoßen. Irgendjemand, den wir heute nicht mehr identifizieren können, wollte diese Werke gerne in seinem (oder ihrem) Bücherregal stehen haben. Zu diesem Zweck trieb er (oder sie) die Texte auf und ließ Kopien davon anfertigen. *Renout van Montalbaen* blieb erhalten in der Handschrift Heidelberg, Universitätsbibliothek Cpg 399, *Malegijs* in Cpg 315. Beide zusammen sind zusätzlich überliefert in Kodex Cpg 340. Handschrift Cpg 363 schließlich enthält *Ogier van Denemerken* und gibt in einem sog. Kolophon am Schluss wichtige Informationen über sich selbst preis. Das Buch wurde am 9. Februar 1479 von einem Schreiber namens Ludwig Flugel vollendet. Die anderen Kodizes scheinen geringfügig älter zu sein, aber alle entstanden vermutlich in den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts. Der Text des *Renout van Montalbaen* wurde bereits im 19. Jahrhundert veröffentlicht (Pfaff 1885; Nachdruck Amsterdam 1969).¹ Es dauerte anschließend noch mehr als ein Jahrhundert, bis die beiden anderen Werke ebenfalls in voller Länge der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. 2000 erschien der *Malegijs* (Haase e.a. 2000) und 2002 der *Ogier* (Weddige 2002).

Die Editionen des *Malegijs* und des *Ogier* wurden 2002 anlässlich des 80. Geburtstages von Gilbert de Smet, dem diese Texte zeitlebens sehr am Herzen gelegen haben, von der Koninklijke Academie voor Nederlandse Taal- en Letterkunde noch einmal besonders ins Rampenlicht gerückt (De Schutter/Goossens 2002). Seitdem ist es sowohl von niederlandistischer als auch von germanistischer Seite erstaunlich still um sie geworden. Wahrscheinlich liegt das daran, dass beide Texte immer noch schwer zugänglich sind, was nur zum Teil damit zu tun hat, dass beide Editionen sehr kostspielig und nur in wenigen Bibliotheken zu finden sind. Abgesehen von einer Rezension (Berteloot 2004) bekamen die Ausgaben, insbesondere der *Ogier*, den wir hier in den Mittelpunkt rücken wollen, so gut wie keine Aufmerksamkeit. Auch die Literaturgeschichtsschreiber behandeln die Texte nach wie vor stiefmütterlich. Frits van Oostrom, um nur den jüngsten in einer langen Reihe zu nennen, widmet den fast 24.000 Versen des *Ogier* zusammengerechnet nur etwa eine gute halbe Textseite, während er für *Karel ende Elegast* mehr als sieben Seiten, einschließlich einer ganzseitigen Abbildung, reserviert (Van Oostrom 2006, 234–241). Wenn wir alle Informationen zum Thema *Ogier* zusammentragen, die Van Oostrom an fünf verschiedenen Stellen aufführt (Van Oostrom 2006, 243, 245, 318 u. 322), dann erfahren wir Folgendes: (1.) Von dem Epos sind nur einige hundert Verse überliefert. (2.) Das Werk ist dem *Cycle des Barons révoltés* (den sog. Rebellen- oder Empörerepen) zuzuord-

1 Berteloot 2012–2014, Nr. 7: De heren Capartz en Thomarink.

nen und (3.) besteht aus zwei Teilen, die möglicherweise von zwei verschiedenen Autoren stammen, wobei der zweite Teil von einer adligen Dame in Flandern in Auftrag gegeben worden ist und eine *Continuation* (Fortsetzung) darstellt, in der wir den Titelhelden Ogier als Greis kennenlernen. (4.) In dem Roman wird Ogiers Sohn wegen einer verlorenen Schachpartie von Karls Sohn Charloot erschlagen, und (5.) die Geschichte enthält burleske Episoden, wie etwa eine Szene, in der Ogier von einer alten Frau zu Fall gebracht wird, indem sie ihm mitten in einem Kampfgeschehen eine Schüssel Trockenerbsen vor die Füße kippt, so dass er das Gleichgewicht verliert und anschließend in Gefangenschaft gerät. Implizit können wir aus der Tatsache, dass der *Ogier* ausschließlich in Band 1 der neuen Literaturgeschichte zur Sprache kommt, auch schließen, (6.) dass das Werk dem 13. Jahrhundert zuzurechnen ist.

Mit diesem Beitrag wollen wir versuchen nachzuweisen, dass *Ogier van Dene-merken* zu Unrecht vernachlässigt wird. Eine eingehende Studie der Heidelberger Handschrift und ihres Textes macht aus dem bislang nahezu unbekannten Werk das am besten dokumentierte niederländische Karlsepos.

2. Eine enttäuschende Textausgabe

Die Edition von Hilkert Weddige (2002) hat es nicht vermocht, den *Ogier* ins Blickfeld der Literaturhistoriker zu bringen. Kaum einer scheint das Buch überhaupt gelesen zu haben. Obwohl Weddiges Ausgabe den ungewöhnlich schwierigen Text der Handschrift recht gut wiedergibt, scheint der Versuch misslungen zu sein, ihn für moderne Leser, seien sie Germanisten oder Niederlandisten, zugänglich zu machen. Der Grund dafür liegt wohl in der engen Auslegung der selbst gewählten editorischen Prinzipien des Herausgebers. Er hegt den Grundsatz, dass es „[b]ei der Herstellung des Textes“, d.h. bei der Edition, darauf ankommt, die „authentische Mischform zu wahren, ohne die Grenze zur Rückübersetzung ins Niederländische oder zur ‚Weiterdichtung‘ an einer – hier eben nicht konsequent realisierten – deutschen Fassung zu überschreiten“ (Weddige 2002, LXXIX). Dem kann man zwar bedenkenlos zustimmen, aber das enthebt den Editor nicht von der Verpflichtung, den sperrigen Text für ein interessiertes Publikum auch auf eine plausible Weise verständlich zu machen. Trotz einer umfangreichen Einleitung, eines ausführlichen Fußnotenapparats, einer Namenliste und eines Glossars ist ihm genau das nicht gelungen. Welche Rolle das Problem der Übersetzung vom Niederländischen ins Deutsche dabei spielt, wollen wir gleich erörtern. Vorher müssen wir noch einmal zurückgehen in die Niederungen des editorischen Handwerks.

Man darf voraussetzen, dass der Herausgeber eines Textes diesen in allen Einzelheiten kennt und sich über jedes Detail die nötigen Fragen gestellt hat. Das ist bei Weddige aber bedauerlicherweise nicht der Fall. Wir greifen die zwei gravierendsten Beispiele heraus. Beim Lesen der Geschichte stutzt man heftig bei Vers 5436. Hier tauchen mitten in der Erzählhandlung gewissermaßen aus dem Nichts Boten auf, die Karl der Große ausgesandt hat, und von denen erzählt wird, dass sie ihre Aufgabe gut erfüllen. Dieser merkwürdige Bruch

in der Geschichte ist auch dem Herausgeber nicht entgangen, denn in der Fußnote schreibt er dazu: „Abrupte Einführung der Boten; ein Stück über deren Aussendung fehlt.“ (Weddige 2002, 152 Anm.) Mehr Kommentar gibt es dazu nicht. Stutzen tut der aufmerksame Leser ein weiteres Mal bei den Versen 18.498 und 18.521. In Vers 18.498 lässt ein Sarazene namens Herpijn sich sein Pferd bringen, während unmittelbar davor in den Versen 18.492–18.494 erzählt wurde, dass ihm sein Pferd gebracht worden und dass er aufgestiegen sei. In Vers 18.521 heißt es dann erneut, dass er sein Pferd besteigt. Diesmal verrät keine Fußnote, dass der Herausgeber diese Widersprüche gemerkt, geschweige, dass er sich irgendwelche Gedanken darüber gemacht hat. Was ist los?

Studiert man beide Stellen genauer, dann stellt sich heraus, dass der Herausgeber seinen Lesern den Text nicht vermitteln konnte, weil er ihn selber an vielen Stellen nicht verstanden hat. Wer genau liest und einige Erfahrung mit der Überlieferung mittelalterlicher Texte besitzt, merkt ganz schnell, dass im ersten Beispiel vor Zeile 5436 das Stück über die Aussendung der Boten keineswegs fehlt. Vielmehr findet man in den Zeilen 5470 bis 5489 genau das, was vor Vers 5436 hätte stehen sollen, nämlich die Mitteilung, dass Karl der Große Boten auswählt und sie zu seinen Pairs schickt. Bei genauerem Hinsehen stellt man fest, dass aus dem Text nichts verschwunden ist, sondern dass der Textblock 5436 bis 5461 eigentlich hinter den Versen 5462 bis 5489 hätte stehen sollen. Exakt auf die gleiche Art und Weise lassen sich die Ungereimtheiten in den Versen 18.498 und 18.521 erklären. Auch hier müsste der Textblock 18.468–18.496 hinter statt vor den Versen 18.497–18.520 stehen. Die Verse 18.521–18.523 schließen nicht nur an 18.494–18.496 an, sie sind sogar fast eine wortwörtliche Wiederholung derselben.²

So etwas nicht zu merken, ist für den Herausgeber eines Textes ein unverzeihlicher Fehler. Aber in unserem Fall wurde durch das Übersehen der doppelten Umstellung nicht nur zweimal der Textzusammenhang verstört, sondern dem Herausgeber entgingen dadurch gleichzeitig wichtige kodikologische Informationen, die die Heidelberger Handschrift für den aufmerksamen Leser bereit hält. Bei genauerem Hinsehen sind in den beiden beschriebenen Fällen jeweils zwei Textblöcke von etwa 26 Zeilen ausgetauscht worden. So etwas ist in mittelalterlichen Handschriften nicht unbekannt. Es passiert z.B. wenn die Vorlage eines Kopisten eine Lage enthält, in der das Doppelblatt in der Mitte falsch eingebunden wurde. Dann verschiebt sich in der Kopie der Text eines ganzen Blattes so wie wir es in der Heidelberger Handschrift beobachten können. Hier muss aber etwas anderes stattgefunden haben. 26 Zeilen erscheinen etwas wenig für ein ganzes Blatt. Wenn Flugels Vorlage lediglich 26 Zeilen pro Blatt enthalten hätte, dann ergibt eine kleine Rechnung, dass dieses Buch mit seinen 23.731 Zeilen 912 Blätter bzw. 1824 Seiten dick gewesen wäre. Das ist ziemlich unwahrscheinlich. Die Heidelberger Handschrift ist mit 420 Blättern bzw. 840

2 Für eine ausführliche Behandlung dieser Verschiebungen siehe Berteloot 2012–2014, Nr. 16: Zesentwintig verdwaalde verzen und Nr. 25: Meer verdwaalde verzen.

Seiten selber schon ein stattliches Buch.³ Die Zahl der Zeilen pro Seite variiert etwas. Sie schwankt zwischen 27 bis 32, pro Blatt also zwischen 54 bis 64 Zeilen. Wenn in einer Handschrift 26 Zeilen vertauscht worden sind, dann handelt es sich also vermutlich nicht um ein ganzes Blatt, sondern lediglich um eine Seite. Aber wie können etwa Vorder- und Rückseite eines Blattes in einem Buch vertauscht werden? Da Einzelblätter in gebundenen Büchern die Ausnahme sind, entsteht die Vermutung, dass ein solcher Fehler nur an einer Stelle im Überlieferungsprozess eines Textes passieren kann, und zwar im Manuskript des Verfassers selber, vorausgesetzt er schrieb seinen Text auf Einzelblättern mit je 26 Zeilen auf Vorder- und Rückseite. Wenn dann in diesem Stapel von etwa 456 Blättern zwei Bögen seitenverkehrt gelegen haben, dann geschieht genau das, was die Heidelberger Handschrift zeigt.

Die zweifache Umkehrung zweier Textblöcke in der Heidelberger Handschrift sagt auf jeden Fall etwas über die Vorgeschichte des *Ogier van Denemerken* aus. Sie nicht zu bemerken, ist ein Fehler, den ein Texteditor sich nicht erlauben darf.

3. Das Übersetzungsproblem

Wichtiger noch als das Übersehen von zwei Textverschiebungen ist allerdings die Tatsache, dass es Weddige nicht gelungen ist, seinen Text den Lesern zugänglich zu machen. Diesem Debakel liegt ein schwerwiegendes uraltes Missverständnis zugrunde. Einerseits zitiert Weddige widerspruchslös die Ansicht Harmut Beckers, dass der Schreiber des Heidelberger *Ogier* „keinerlei Ehrgeiz [hatte], mehr und Besseres zustande zu bringen als eine schlichte, fast mechanisch zu nennende Wort-für-Wort-Umsetzung des mnl. Textes“ (Weddige 2002, LXXIX nach Beckers 1987, 239). Andererseits beharrt er selber auf den Begriff „Wort-für-Wort-Übersetzung“ (Weddige 2002, LXXV) und widmet er ein ganzes Kapitel seiner Einleitung dem sog. „Übersetzungsverfahren“ (Weddige 2002, LXXV-LXXVIII). Weddiges hartnäckiges Festhalten an der Überzeugung, dass es sich bei dem Heidelberger *Ogier* um eine ‚Übersetzung‘ aus dem Niederländischen handelt, ist letztlich der Grund für das Scheitern seiner Bemühungen.

Die Entstehung einer Grenze zwischen dem Niederländischen und dem Deutschen hat mit der frühen Nationalstaatenbildung und mit der Entwicklung der beiden Standardsprachen zu tun. Davor existierte in den Köpfen der Bewohner der ‚Germania‘ das Bewusstsein eines Sprachkontinuums von der Nordsee bis zu den Alpen. Kaum einer hat das so deutlich in Worte gefasst wie der Konstanzer Ulrich Richental. Dieser Sohn eines Stadtschreibers machte sich während des Konstanzer Konzils (1414–1418) daran, zu zählen, wie viele Sprachen in seiner Stadt gesprochen wurden, wobei er sämtliche Sprachen der Germania als eine Einheit betrachtete, da seiner Meinung nach die Flamen, die Kölner und die

3 Für die kodikologischen Daten zur Heidelberger Handschrift siehe Weddige 2002, XI – XIV.

Oberbayern sich ja gegenseitig verstehen können (Keupp/Schwarz 2013, 138–141). Sogar größere Sprachbarrieren wie die zweite Lautverschiebung stellten in diesem Kontinuum keine ernst zu nehmende Grenze dar, schließlich bildete selbst diese nicht eine einzige hohe Schwelle, sondern eine allmähliche Abfolge von vielen kleinen Stufen. Dass das Ausmaß der Verständlichkeit im umgekehrten Verhältnis zur zunehmenden Entfernung stand, und dass das große Kontinuum in viele kleine Lokal- und Regionalsprachen aufgeteilt war, wird auch damals bekannt gewesen sein, aber das schmälerte keineswegs die Überzeugung, dass man es in diesem ganzen Gebiet mit ein und derselben Sprache, die man ‚Dietsch‘, ‚Duutsch‘ oder ‚Deutsch‘ nannte, zu tun hatte. Und da man innerhalb einer Sprache nicht übersetzen kann – es sei denn, dass man zwischen internem und externem Übersetzen unterscheidet – ist Übersetzen aus dem Niederländischen ins Deutsche nach mittelalterlicher Vorstellung nicht nur unnötig, sondern schlicht unmöglich.

Wer sich im 15. Jahrhundert in Heidelberg für den niederländischen *Ogier van Denemerken* interessierte, brauchte also keinen Übersetzer, sondern lediglich eine Vorlage und einen Abschreiber. Weddige irrt in der Annahme, dass Ludwig Flugel eine deutsche Übersetzung des niederländischen *Ogier* kopiert habe. Die rheinfränkische Versübersetzung, die Weddige postuliert,⁴ hat es nie gegeben. Flugel bekam eine niederländische Handschrift des *Ogier* in die Hand gedrückt mit dem Auftrag, eine Abschrift davon anzufertigen. Dass er am Ende sogar der Meinung war, diese Aufgabe nach bestem Wissen und Gewissen erfüllt zu haben, beweist die Tatsache, dass er das Buch mit seinem Namen signiert hat: „Completum per me Ludwicum Flugel“.⁵

Noch abgesehen von der Tatsache, dass das Übersetzen vom Niederländischen ins Deutsche rein theoretisch unmöglich war, lässt sich auch unschwer beweisen, dass Ludwig Flugel weder die Fähigkeit noch die Absicht hatte, eine Übersetzung im modernen Sinne zustande zu bringen.

Unfähig zum Übersetzen war Flugel, weil ihm dazu die nötigen Niederländischkenntnisse fehlten. Zahlreiche simple Wörter wie z.B. ‚(ont)halen‘, ‚pauz‘ und ‚pape‘ waren ihm nicht geläufig. Gelegentlich interpretierte er ihm unbekannte Wörter als Eigennamen: in Vers 22.151 wird ‚namaels‘ zu ‚Namels‘, dem Namen eines der Pairs Karls des Großen. Ob er das Schimpfwort ‚tonharinc‘ (Fasshering) in Vers 5031 als ‚Thomarink‘ umgedeutet und ‚cappartz‘ (Kapuzenträger) in Vers 7751 ebenfalls als einen Eigennamen verstanden hat, lässt sich nicht einwandfrei mehr feststellen. Anscheinend hat er die Frage offen gelassen und Weddige die Kastanien aus dem Feuer holen lassen.⁶ Im Nie-

4 „1479 wird im deutschen Einzugsgebiet der niederländisch-französischen Karlsepik die Niederschrift einer deutschen ‚Ogier‘-Versübersetzung abgeschlossen“ (Weddige 2002, XLIX) und „Flugels saubere Abschrift mit nur wenigen handschriftlichen Korrekturen lässt die Vermutung zu, dass er sich eng an eine Vorlage hielt, deren Schreibsprache wie die des Cpg 363 wohl auch eine rheinfränkische war.“ (Weddige 2002, XVII).

5 Handschrift Heidelberg, Universitätsbibliothek Cpg 363, F. 405r.

6 Berteloot 2012–2014, Nr. 7: De heren Capartz en Thomarink.

derländischen gängige französische Lehnwörter wie ‚pelgrimage‘ (21.069) oder ‚toutefoys‘ (18.579) waren ihm unbekannt.⁷ Typisch niederländische Satzkonstruktionen wie etwa Konzessivsätze mit einleitendem ‚al‘ vermochte er nicht zu deuten. Wen wundert’s, dass Transfer die Technik *par excellence* war, mit der Flugel seine ganzen Probleme zu überwinden versuchte. Das führt zu Interferenzfehlern wie ‚ob‘ für nl. ‚op‘ (Vers 8091) oder ‚arbeitender‘ für nl. ‚arwete‘ (Erbse, Vers 21.270).⁸ Besonders die für das Mittelniederländische so typischen enklitischen Formen machten ihm das Leben schwer. So konnte es passieren, dass er die Verbindung ‚diser‘ (das Eisen, gemeint ist eine eiserne Speerspitze) als das Demonstrativpronomen ‚dieser‘ fehlinterpretierte.⁹ Allerdings sind solche Fehler nur selten nachweisbar, da Flugel sein Unvermögen geschickt zu kaschieren wusste. Indem er tat, als gäbe es kein Problem, wälzte er regelmäßig die Schwierigkeiten auf seine Leser ab. Weddige wurde daraufhin unzählige Male sein wichtigstes Opfer.

Dass Flugel auch gar nicht die Absicht hatte, zu übersetzen, kann man aus seinem Verhalten ableiten. Obwohl er manchen Irrtum im Laufe seiner Arbeit einsah – er kam z.B. auf die Dauer dahinter, dass das niederländische Wort ‚paus‘ nicht ‚böse‘, sondern ‚Papst‘ bedeutet – machte er sich nie die Mühe, die alten Fehler zu beseitigen (mehr Beispiele in Berteloot 2011). So etwas gehört nicht zur Arbeitsweise eines Übersetzers, auch nicht im Mittelalter. Es ist aber das ganz typische Verhalten eines Kopisten. Dessen Aufgabe war es nicht, seinen Text zu verstehen, sondern lediglich ihn sauber abzuschreiben, nach Möglichkeit ohne Streichungen und Änderungen. Es wundert denn auch nicht, dass man einen Großteil der flugelschen Fehler als typische Lesefehler identifizieren kann. Nicht weniger als dreißig Mal interpretiert er nl. ‚mi‘ als ‚nu‘ und sieben Mal ‚nu‘ als ‚mich‘ oder ‚mir‘. An zahllosen Stellen liest er ein ‚n‘ als ein ‚u‘ (heute ‚v‘: ‚nacht‘ wird ‚vacht‘ und ‚noet‘ wird ‚voet‘), ein ‚c‘ als ein ‚t‘ (‚coren‘ wird ‚toren‘ und ‚scerne‘ wird ‚sterne‘), ein ‚s‘ als ein ‚l‘ (‚sage‘ wird ‚lage‘ und ‚besetten‘ wird ‚beletten‘) usw., wodurch eine Vielzahl von Wörtern bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet wird.¹⁰ Wir können von Glück reden, wenn Flugel es dabei bewenden lässt, Wörter, die er nicht begreift, mit den unvermeidlichen Lesefehlern abzuschreiben. Meist jedoch versucht er dem Ganzen noch einen Sinn abzugewinnen, was oft völlig in die Irre führt. Ein schillerndes Beispiel ist Vers 13.242, wo aus ‚sal men‘ (‚wird man‘) im Handumdrehen „Psalmen“ entsteht, was im Kontext passt wie die Faust aufs Auge. Zu allem Überfluss ist dem Herausgeber nichts daran aufgefallen.

Flugels Auftraggeber, ob es sich um einen Mann oder um eine Frau gehandelt hat, lassen wir hier dahingestellt sein, hat seinem Schreiber keineswegs eine Übersetzung abverlangt. Er verfügte vorübergehend über eine niederländische

7 Berteloot 2012–2014, Nr. 26: Tontonoy en andere Franse woorden.

8 Berteloot 2012–2014, Nr. 19: Vluchtende dieren en vlijtige erwten.

9 Berteloot 2012–2014, Nr. 5: Dodelijk demonstratief pronomen.

10 Mehr Beispiele in Berteloot 2012–2014, Nr. 22: Leesfouten.

Ogier-Handschrift und gab einem seiner Schreiber den Auftrag, eine Kopie davon anzufertigen. Dass er stattdessen nicht einen Übersetzer engagierte, liegt nicht an seiner Sparsamkeit, sondern entspricht voll und ganz der damaligen Sprachauffassung, dass es sich beim Niederländischen, anders als beim Französischen oder dem Lateinischen, nicht um eine Fremdsprache, sondern um eine regionale Varietät der eigenen Sprache handelte. Wie groß die Unterschiede innerhalb des Sprachkontinuums der Germania wirklich waren, hat Flugel daraufhin auf Schritt und Tritt erfahren. Jede Seite in seinem Manuskript zeugt von seinem mühseligen Ringen mit dem Text und von seinen zahlreichen manchmal verzweifelten, manchmal halbherzigen, oft abgebrochenen Versuchen, seiner Vorlage einen Sinn abzutrotzen und diesen in seinem eigenen lokalen Idiom wiederzugeben. Obwohl er sich voll und ganz der Unzulänglichkeit seiner Bemühungen bewusst gewesen sein muss, hat ihn das jedoch am Ende nicht davon abgehalten, seinen Namen darunter zu schreiben. Er hatte seine Aufgabe schließlich auch im vollen Umfang erfüllt. Obwohl er seine Vorlage nur lückenhaft verstand, hat er sie abgeschrieben und dabei entsprechend den Gepflogenheiten seiner Zunft seinen Quelltext streckenweise nach Gutdünken seinem eigenen Idiom angepasst. Dabei nahm er sich die Freiheit gelegentlich Wörter, manchmal auch halbe oder ganze Zeilen einfach so zu belassen, wie sie waren. Da er ‚nur‘ der Abschreiber war, war er in keiner Weise für den Inhalt, für die Verständlichkeit oder auch nur für die grammatikalische Korrektheit seines Textes verantwortlich. Flugel hatte weder den Auftrag noch die Absicht aus dem vorliegenden niederländischen Text eine deutsche Dichtung zu machen, die qualitätsmäßig einen Platz im Kanon der mittelhochdeutschen Literatur verdient hätte.

Führt man sich diesen Entstehungsprozess der Handschrift Cpg 363 vor Augen, dann ist klar, dass der Begriff ‚Übersetzen‘ als Bezeichnung für Flugels Tätigkeit gänzlich ungeeignet ist. Sogar der Terminus ‚Umsetzung‘, den Hartmut Beckers dafür verwendet, ist für diese Vorgehensweise nur bedingt tauglich. Flugel führte einen Kopierauftrag aus und lieferte am Ende ein stattliches und sauber ausgeführtes Buch ab. Dass es voller Ungereimtheiten stand und zum großen Teil ungenießbar, wenn nicht sogar unlesbar war, muss er selber gewusst haben, aber es hat ihn anscheinend nicht gekümmert. Das alles nährt die Vermutung, dass Flugels Buch nicht wirklich zum Lesen oder Vorlesen bestimmt war, sondern nur dazu diente, auf würdige Weise mit einem stattlichen Band die Abteilung Karlsepen in der fürstlichen Bibliothek zu ergänzen.¹¹ Das könnte auch erklären, warum das Heidelberger Manuskript abgesehen von einigen bibliothekstechnischen Vermerken bis zum heutigen Tag völlig unbenutzt aussieht und so gut wie keine Gebrauchsspuren aufweist (Weddige 2002, XII–XIII).

11 Auch Weddige fragte sich bereits angesichts der von ihm konstatierten „Fahrlässigkeit“ der Kopie: „Waren Leser oder Hörer so gleichgültig, weil die Handschrift ohnehin nur eine repräsentative Bibliothek vermehren sollte?“ (Weddige 2002, LXXVIII).

Wenn man Flugels Text nicht als Übersetzung, sondern als eine ambitionslose und unzulängliche Kopie versteht, wird klar, warum Weddige mit seiner Edition gescheitert ist. Die angestrebte exakte Wiedergabe des handschriftlichen Textes ist zwar ein unentbehrlicher erster Schritt, aber Flugels Text ergibt nur dann einen Sinn, wenn man sich unerlässlich fragt, was der Abschreiber in seiner Vorlage gelesen haben könnte. Auf diesem Wege besteht die Chance, Flugels Lese- und Interferenzfehler auszublenden und zu dem ursprünglichen Sinn (einen anderen gibt es nicht!) zurückzugelangen. Allerdings muss man dazu mit dem Deutschen und dem Niederländischen gleichermaßen gut vertraut sein und sich auskennen mit den Fehlern, die deutschsprachigen Lernern des Niederländischen auch heute noch unterlaufen. Wenn man diese nicht erkennt, läuft man Gefahr, Flugels Text zu hoch zu schätzen und in den zahlreichen Ungereimtheiten stecken zu bleiben. Da Weddige den Rückgriff auf die niederländische Vorlage nur gelegentlich und nicht systematisch vornimmt und bei der Rekonstruktion derselben die nötigen Kenntnisse sowohl des mittelalterlichen als auch des modernen Niederländischen vermissen lässt, war sein Vorhaben von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Weddige ist am laufenden Band in jene Fallen getappt, die Flugel geschickt zu umgehen wusste, indem er sie seinen ebenfalls niederländischunkundigen Lesern zuschob. Es wundert deswegen nicht, dass dem Editor „auch jetzt noch manches von dem, was man am Morgen verstanden zu haben glaubte, am Abend schon wieder unsicher“ zu sein schien (Weddige 2002, VII). Wer den *Ogier* verstehen will, dem bleibt meist nichts anderes übrig, als Weddiges Eingriffe und Interpretationen zu ignorieren und aus dem, was Flugel heil gelassen hat, mühsam Zeile für Zeile und Wort für Wort den niederländischen Quelltext zu rekonstruieren (vgl. Berteloot 2012–2014a). Wer sich diese Mühe macht, bekommt am Ende nicht nur einen sehr ansprechenden Text, sondern erfährt auch jede Menge Einzelheiten über dessen Hintergründe.

4. Ein zyklisches Epos

Wie nahezu alle niederländischen Karlsepen hat auch *Ogier van Denemerken* ein französisches Vorbild. Es handelt sich um ein umfangreiches Erzählwerk mit dem Titel *Ogier de Danemarche* bzw. *Ogier le Danois*.¹² Dieser französische Text ist ein Zyklus, der aus zwei Hauptteilen besteht, denen später einige Fortsetzungen (sog. *Continuations*) angehängt wurden. Im ersten Teil, den sog. *Enfances Ogier*, lernt man den Titelhelden als jungen Mann kennen; im zweiten Teil, der sog. *Chevalerie Ogier*, werden seine Heldentaten als Erwachsener berichtet. Eine der *Continuations* erzählt außerdem von einer Pilgerfahrt Ogiers in den Orient, eine andere von seinem Kampf mit einem jüngeren Nachfahren des Sarazenen Broyier, den er zuvor in erster und zweiter Generation besiegt hatte. Die historischen Wurzeln der Geschichte gehen in die Zeit Karls des Großen

¹² In einer jüngeren Bearbeitung entwickelte sich der Roman in Dänemark später zum Nationalepos ‚Holger Danske‘.

zurück, aber als literarische Gestalt erscheint Ogier erst gegen Ende des 11. Jahrhunderts. Der Stoff wurde im Französischen mehrfach überarbeitet und umgestaltet, u.a. um 1275 von Adenet le Roi, dem Hofdichter des Grafen von Flandern, für die damalige französische Königin Maria van Brabant.¹³

Die Heidelberger Handschrift Cpg 363 spiegelt die Struktur des französischen Vorbilds wieder. Auch dieses Buch ist im Kern zweigliedrig. Die Zeilen 1–4135 entsprechen den französischen *Enfances Ogier*. Einem Hinweis in Vers 4205 folgend, nennen wir diesen Teil *Ogiers kintsheit*. Es wird erzählt, dass der Junge Ogier sich als Geisel am Hof Karls des Großen aufhält. Nachdem Ogiers Vater Gottfried einige Gesandten, die Karl zu ihm geschickt hatte, auf schändliche Weise misshandelt hat, will Karl diesen Übergriff bestrafen, indem er die Geisel hinrichten lässt. Später stellt sich heraus, dass Ogiers Stiefmutter Gottfried zu dieser Schandtat veranlasst hat mit dem Ziel, Ogier aus dem Weg zu räumen, um die Herrschaft in Dänemark für ihre eigenen Söhne zu sichern. Ogiers Verwandte versuchen indes auf Karl einzureden, um die Hinrichtung zu verhindern, aber am Ende rettet die Eroberung Roms durch die Sarazenen, die Karls ganze Aufmerksamkeit und militärischen Einsatz fordert, der Geisel das Leben. In der Schlacht um Rom tut Ogier sich anschließend so heldenhaft hervor, dass Karl am Ende nichts anderes übrig bleibt, als den jungen Mann zu begnadigen und ihn sogar zum Ritter zu schlagen.

Der zweite Teil, *Ogiers outhet*,¹⁴ entspricht der *Chevalerie Ogier*, integriert jedoch gleichzeitig die bereits erwähnten zwei *Continuations* bzw. deren Kern. Nach dem Tod Gottfrieds erhält Ogier von Karl Erlaubnis, sein Erbe in Dänemark in Besitz zu nehmen. Karl verlangt jedoch erneut eine Geisel an Ogiers statt. Dieser vertraut ihm bei der Abreise seinen eigenen Sohn Boudijn (Balduwin) an. Während Ogier seine beiden Halbbrüder, die auf Betreiben seiner Stiefmutter versuchen, ihm den Weg nach Dänemark abzuschneiden, besiegt und anschließend den Treueschwur seiner dänischen Vasallen entgegennimmt, entwickelt sich am Hofe Karls ein Eifersuchtsdrama zwischen Karls Sohn Charloot und Boudijn, der Charloot in allem überlegen ist. Mit der Unterstützung einiger Verräter schlägt Karls Sohn Boudijn mit einem Schachbrett tot. Nach seiner Rückkehr aus Dänemark verlangt Ogier von Karl, dass ihm Charloot ausgeliefert wird, um seine gerechte Strafe zu bekommen. Karl ist zu allem bereit, nur nicht zur Auslieferung seines Kindes. Daraufhin verlässt Ogier den Hof und wendet sich an die Sarazenen, um mit ihrer Hilfe Karl anzugreifen und ihn zur Übergabe Charloots zu zwingen. Der Krieg geht schlecht aus für die Sarazenen und Ogier kann sich nur mit knapper Not in Sicherheit bringen. Auf der Flucht wird er von Bischof Tulpijn gestellt und gefangen genommen, jedoch mit dem Versprechen, dass er nicht an Karl ausgeliefert wird.

Während Ogier jahrelang im Gefängnis schmachtet und von der Umwelt allmählich vergessen wird, formieren die Sarazenen sich neu und ziehen ein

13 Mehr zur französischen Vorlage siehe Weddige 2002, XXXVI–XL.

14 Der Titel ist Vers 4.232 entnommen.

weiteres Mal in den Krieg gegen Karl. Ihrem Anführer, Broyier, ist prophezeit worden, dass er von niemand außer Ogier besiegt werden kann, und da er davon ausgeht, dass Ogier nicht mehr lebt, ist er siegesgewiss. Karl gerät in dem Krieg so stark in Bedrängnis, dass er sich gezwungen sieht, Ogier zur Hilfe zu rufen und ihn aus der Gefangenschaft zu entlassen. In seiner Not bleibt ihm nichts anderes übrig, als Ogiers Forderung nachzugeben und ihm Charloot auszuliefern. Als Ogier Charloot seiner gerechten Strafe zuführen will, greift buchstäblich im letzten Moment ein Engel Gottes in das Geschehen ein und verhindert die Hinrichtung Charloots. Für den Verzicht auf die Rache erhält Ogier von Gott die Zusicherung, dass er fortan unbesiegbar sein und erst dann sterben wird, wenn er das selber möchte. Auch von Karl wird Ogier reichlich belohnt in der Hoffnung auf seine Unterstützung im Sarazenenkrieg. Dieser Handlungsstrang endet mit einem heldenhaften Zweikampf, in dem Ogier Broyier sr. besiegt, und mit der Vertreibung der Sarazenen aus Karls Reich. Um Buße dafür zu tun, dass er einen Krieg gegen die Christenheit angezettelt und sich mit den Heiden verbündet hat, unternimmt Ogier anschließend eine Pilgerfahrt nach Rom und in den Nahen Osten, wo er erneut in Gefangenschaft gerät und anschließend befreit wird (Verse 20.975 bis 23.678). Am Ende wird in den Zeilen 23.679 bis 23.724 fast im Telegrammstil noch von einem Kampf Ogiers mit einem Nachfahren Broyiers und von Ogiers Tod berichtet. Auf diese Art und Weise integriert *Ogiers outhet* noch zwei der französischen *Continuations*.

Während *Ogiers outhet* mit den beiden *Continuations* eine Einheit bildet, werden die beiden Hauptteile des Heidelberger Zyklus von je einem Prolog eingeleitet, was ihre jeweilige Eigenständigkeit deutlich hervorhebt. Das Vorwort zu *Ogiers kintsheit* ist eher konventionell. Die Zuhörer, heißt es dort, haben schon viele Geschichten über König Artus und seine Ritter gehört, aber die nachfolgende Erzählung über Ogier sei bislang noch nie erzählt worden. Der Prolog zu *Ogiers outhet* (Zeilen 4137–4234) hingegen klingt viel persönlicher und enthüllt interessante Daten zur Genese des Textes. Eines Tages sei der noch sehr junge Dichter zu Gast gewesen bei einem literarischen Kreis adliger Damen in Flandern. Jeder der anwesenden Dichter habe dort etwas vorgetragen. Als er an der Reihe war, wollte man ihn seiner Jugend wegen verschonen, aber eine der Damen forderte ihn dennoch auf, eine Geschichte zu erzählen. Er habe daraufhin *Ogiers kintsheit* vorgetragen, was besonders bei dieser einen Dame Beifall fand. Auf ihre Frage, ob es denn nicht noch mehr über diesen Ogier zu lesen gäbe, habe er ihr mitgeteilt, es gäbe noch weitere Geschichten in französischer, aber nicht in niederländischer Sprache. Daraufhin habe ihm die Dame den Auftrag erteilt, für sie die Fortsetzung der Geschichte zu schreiben. Diesen Wunsch habe er erfüllt.

Bedauerlicherweise verrät diese Anekdote, die einen sehr realistischen und glaubwürdigen Eindruck macht, die Namen der Auftraggeberin und des Verfassers nicht. Wenn man ihr Glauben schenkt, stellt sich jedoch heraus, dass sie tatsächlich als zuverlässiger Wegweiser zu Autor und Mäzenin taugt. Bevor wir uns diesem Thema widmen, müssen wir uns aber zunächst noch einmal mit der Überlieferung des niederländischen *Ogier* beschäftigen.

5. Drei weitere Handschriften

Neben der Heidelberger Handschrift Cpg 363 sind Fragmente von drei weiteren niederländischen Handschriften des *Ogier* erhalten geblieben. Zwei davon werden heute in der Königlichen Bibliothek in Brüssel aufbewahrt.¹⁵ Die darin überlieferten Textbrocken stammen aus den *Enfances Ogier* und sind deutlich mit dem Heidelberger Text verwandt, ohne damit identisch zu sein. Die beiden Handschriften sind dem sprachlichen und kodikologischen Befund nach am Anfang des 14. Jahrhunderts in Flandern entstanden, der Text könnte schon aus dem 13. Jahrhundert stammen. Außerdem gibt es noch Fragmente einer weiteren Handschrift, die in der Universitätsbibliothek Leuven und in der Bibliotheka Jagiellonska zu Krakau aufbewahrt werden.¹⁶ Auch dieses Manuskript stammt aus Flandern und wurde am Anfang des 14. Jahrhunderts geschrieben. Inhaltlich gehört der Text zur *Chevalerie Ogier*, ohne jedoch – abgesehen von einigen Eigennamen – irgendwelche Berührungspunkte mit der Heidelberger Handschrift aufzuweisen.

Dieser Befund lässt mehrere Schlüsse zu. Zunächst beweist er, dass die beiden Hauptteile des französischen *Ogier de Danemarche* bereits am Anfang des 14. oder sogar noch im 13. Jahrhundert in Flandern ins Niederländische übersetzt worden sind. Aus der spärlichen Überlieferung kann man außerdem vorsichtig schließen, dass das Werk keine allzu große Verbreitung gefunden hat. Möglicherweise war es außerhalb Flanderns nicht bekannt. Drittens kann man sich fragen, ob die beiden Teile zu einer einzigen Übersetzung gehören, oder ob sie einzeln übersetzt und unabhängig voneinander kopiert worden sind. Abgesehen von der Heidelberger Handschrift enthält keines der bruchstückhaft erhaltenen Manuskripte nachweislich Verse aus beiden Teilen des *Ogier*-Zyklus, aber das kann der fragmentarischen Überlieferung geschuldet sein.

Aus Weddiges Einführung kann man ablesen, dass er offenbar nicht den geringsten Zweifel daran hegt, dass die drei alten Handschriften und der Heidelberger Kodex textlich zusammengehören. Nach seinem Modell wurde der gesamte Zyklus um 1300 aus dem Französischen ins Niederländische übersetzt, anschließend irgendwann vom Niederländischen ins Deutsche (Rheinfränkische) ‚übersetzt‘ und 1479 in Heidelberg von Flugel abgeschrieben. Nachdem wir festgestellt haben, dass es die deutsche Übersetzung nicht gibt, muss diese Überlieferungskette um ein Zwischenglied gekürzt werden: Die niederländische Übersetzung aus der Zeit um 1300 müsste dann auf irgendwelchen verschlungenen Wegen nach Heidelberg gelangt und dort um 1479 abgeschrieben worden sein.

Dieses gradlinige Modell liegt zwar auf der Hand, aber es erweist sich bei genauerem Hinsehen als zu simpel, weil es einige wichtige Erkenntnisse außer

15 Handschriften Brüssel, Koninklijke Bibliotheek IV 209,12 mit 160 Versen und 19581 mit 190 Versen.

16 Beide Handschriften ohne Signatur mit 179 bzw. 98 Versen.

Acht lässt. Der Text der beiden Brüsseler Handschriften ist zwar unverkennbar mit dem des Heidelberger Manuskripts verwandt, aber keineswegs identisch. Und der Text des Leuener/Krakauer Manuskripts kommt in der Heidelberger Handschrift überhaupt nicht vor. Letzteres könnte darauf hindeuten, dass *Ogiers outheit* nicht ein- sondern zweimal ins Niederländische übersetzt worden ist, wobei beide Male eine unterschiedliche französische Vorlage benutzt worden wäre. Aber wenn die niederländische Vorlage Flugels nicht identisch ist mit der *Ogier*-Übersetzung bzw. den *Ogier*-Übersetzungen aus der Zeit um 1300, wann und wo ist diese dann entstanden?

6. Verräterische Reime

Bei seinen Bemühungen um eine „möglichst eng der Vorlage folgende Wort-für-Wort-Übersetzung“ ist nach Auffassung Weddiges der „Umgang“ des *Ogier*-Übersetzers „mit den mnl. Reimen [...] das deutlichste Signal für das Streben nach Bewahrung des authentischen Textes“ (Weddige 2002, LXXV-LXXVI). Auch das ist eine Fehleinschätzung. Flugel kopierte seine niederländische Vorlage und passte sie gleichzeitig den Gepflogenheiten seiner Zunft folgend seinem eigenen Idiom an. Letzteres geht im Versinnen ziemlich leicht von der Hand, bei den Reimen jedoch wird das erheblich schwieriger. Gelegentlich lässt sich ein Reimpaar problemlos übertragen, aber häufiger führt ein Eingriff automatisch zum Verlust des Reimes. In dem Fall müsste der Abschreiber die nötige dichterische Kreativität aufbringen, um neue Reimpaare zu ersinnen. Da das weit über die Aufgabe eines Kopisten hinausgeht, wird dieser versuchen das Problem zu vermeiden. Die einfachste aber reichlich unbefriedigende Lösung ist, beide Reimwörter einfach beizubehalten und so zu tun, als gäbe es kein Problem. Hat man sich jedoch zu weit vorgewagt und das erste Wort bereits verändert, dann kann man sich notfalls auch mit unreinen Reimen und Assonanzen zufrieden geben.¹⁷ Das macht das Lesen eines solchen Textes allerdings nicht zu einem Vergnügen.

Wir können von Glück reden, dass Flugel kein großer Reimkünstler war, denn auf diese Art und Weise sind sehr viel Reimpaare aus der niederländischen Vorlage erhalten geblieben. Und in den Fällen, in denen er eingegriffen hat, sind die ursprünglichen Reimwörter oft mit einem hohen Maß an Wahrscheinlichkeit rekonstruierbar. Das ist für die Literaturgeschichte von großer Bedeutung, denn bekanntlich enthalten Reime wichtige Informationen über Herkunft und Datierung eines Textes. Das gilt im Prinzip für die Sprache des Textes überhaupt, aber im Versinnen sind Flugels Eingriffe meist so drastisch, dass darin vieles bis zur Unkenntlichkeit verwischt worden ist. Die Frage, die wir uns stellen sollten, lautet also: Was enthüllen die noch vorhandenen oder rekonstruierbaren Reimpaare und das, was Flugel sonst noch von seiner niederländischen Quelle

17 Vgl. Weddige (2002, LXXVII): „Bei einem derart mechanischen Übersetzen entsteht eine Vielzahl unreiner Reime oder Assonanzen.“

übrig gelassen hat, bezüglich der Herkunft und der Datierung seiner Textvorlage? Es ist völlig unbegreiflich, warum Weddige nicht selber auf den Gedanken gekommen ist, diese Frage zu stellen.

Das Mittelniederländische ist keine Einheitssprache, sondern ein Konglomerat von regionalen Varietäten, die zwar von einer Schriftsprache überdacht werden, aber auch in dieser schriftsprachlichen Varietät noch deutlich regionale Unterschiede aufweisen. Dadurch ist es meistens möglich, geschriebene Texte aufgrund räumlich begrenzter Merkmale zu lokalisieren. Bei Reimen ist diese Eigentümlichkeit zusätzlich interessant, weil manche Reimpaare durchaus nicht überall im Lande funktionieren. Wenn ‚gebeuren‘ auf ‚muren‘ reimt z.B., dann ist das lediglich in Flandern möglich, da nur dort beide Wörter ein ‘ö’ als Reimvokal aufweisen. Oder wenn ‚zullen‘ auf ‚vertellen‘ reimt, funktioniert das nur in Holland, wo man ‚sellen‘ statt ‚sullen‘ sagte und schrieb.

Die sprachgeographische Analyse der Reime in der Heidelberger *Ogier*-Handschrift ergibt einen ebenso eindeutigen wie überraschenden Befund. Die niederländische Vorlage Flugels stammte aus der Grafschaft Flandern, mit großer Wahrscheinlichkeit sogar aus Westflandern. Dass der Text aus dem Südwesten stammt, zeigen Merkmale wie ‚ie‘ statt ‚uu‘ in Wörtern wie ‚bedieden‘ statt ‚beduden‘ (bedeuten) oder ‚diere‘ statt ‚dure‘ (teuer). Auffallend ist auch die Rundung von langem ‚e‘ zu ‚ö‘ in Wörtern wie ‚degone‘ statt ‚degene‘ (derjenige), das auf ‚sone‘ (Sohn) reimen kann und somit auch für das letzte Wort einen ‚ö‘-Vokal belegt. Interessant ist auch die Entrundung des ‚u‘ zu ‚i‘: ‚stic‘ statt ‚stuc‘ (Stück) und ‚pit‘ statt ‚put‘ (Loch in der Erde, Grube), die in den westlichen Varietäten gang und gäbe ist. ‚Stic‘ reimt auf ‚ie‘ (ich) und ‚pit‘ auf das Demonstrativum ‚dit‘ (dieses). Man könnte diesen wenigen Merkmalen noch eine ganze Reihe weitere hinzufügen.¹⁸ Der auffallendste Reim findet sich in den Versen 21.611/21.612. Hier reimt ‚ons‘ (uns) auf ‚cruus‘ (Kreuz), was ausschließlich in Westflandern möglich ist, wo ‚uus‘ tatsächlich mit ‚cruus‘ ein Reimpaar bilden kann.

Flugels Vorlage stammt dem sprachlichen Befund nach eindeutig aus Flandern, wahrscheinlich aus Westflandern. Interessant ist außerdem, dass *Ogiers kintsheit* auch einen gewissen Anteil ostflämischer Merkmale enthält, wie etwa die bereits erwähnte Enklise ‚diser‘ (das Eisen), das im Westflämischen ‚tiser‘ gelautet hätte.

Wir erinnern uns, dass im Prolog zu *Ogiers outheit* von einem literarischen Kreis adliger Damen in Flandern die Rede war. Diese Aussage wird durch Flugels Text voll bestätigt. Da auch die alten Handschriften aus Brüssel und aus Leuven/Krakau flämischer Herkunft sind, erhärtet sich die Vermutung, dass die gesamte *Ogier*-Tradition eine ausschließlich flämische Angelegenheit ist. Daraus ergibt sich noch viel dringender die Frage, wie dieser nur wenig und ausschließlich in Flandern verbreitete Text nach Heidelberg gelangen konnte,

18 Eine ausführlichere Liste findet man in Berteloot 2012–2014, Nr. 2: Rijmanalyse.

wo doch über literarische Beziehungen zwischen der Grafschaft Flandern und dem Heidelberger Hof nichts bekannt ist.

Die zweite Frage, die man an die Reime in Flugels Text richten sollte, ist die nach dem Alter des Textes. Das Mittelniederländische umfasst die Epoche vom späten 12. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts und weist daher auch chronologische Unterschiede auf. Sprachliche Merkmale kann man zwar nicht auf ein paar Jahrzehnte genau datieren, aber es ist fraglos möglich einen frühen von einem späten Text zu unterscheiden. Grob gesagt kann man also untersuchen, ob Flugels Text der frühen (13. bis 14. Jahrhundert) oder der späten Periode des Mittelniederländischen (15. Jahrhundert) zuzurechnen ist.

Auch bei der Frage nach der Datierung des Textes fällt die Antwort zugleich eindeutig und überraschend aus. Flugels Vorlage ist erstaunlich jung. Die Reime belegen einige phonologische, morphologische und syntaktische Eigentümlichkeiten, die nur im späteren Mittelniederländischen auftreten.¹⁹ In den Versen 16.009/16.010 reimt ‚sijns‘ auf ‚ghepeins‘, was Diphthongierung des alten Monophthongs ‚i‘ voraussetzt. Das ist, besonders in Flandern, wo sich die Diphthongierung in den modernen Dialekten bis heute zum Teil immer noch nicht durchgesetzt hat, etwas höchst Merkwürdiges. Zudem belegen etliche Reime die Apokope des Schwa, z.B. in Gerundien (‚te lopen‘ statt ‚te lopene‘). Auch das ist in Flandern erst sehr spät aufgetreten. Sehr auffallend sind auch Formen wie ‚mien‘ und ‚dien‘ anstelle der Personalpronomina ‚mi‘ und ‚di‘, die vorzugsweise in Reimen mit Wörtern wie ‚ghescien‘, ‚messcien‘ und ‚vlien‘ (geschehen, vielleicht, fliehen) auftreten. Auch das gehört eindeutig zum jüngeren Mittelniederländischen, ebenso wie die Verbindung ‚bliven staen‘ anstelle von ‚staende bliven‘. Außerdem enthält der Text eine Reihe von Wörtern, von denen die niederländischen Lexika belegen, dass sie entweder überhaupt oder in der hier aktuellen Bedeutung erst im späten 15. oder gar im 16. Jahrhundert zum ersten Mal auftreten, z.B. ‚verweghen‘ (ins Wanken bringen), ‚mals‘ (weich), ‚vie‘ (Fehde) usw.

Der sprachliche Befund erlaubt keinen anderen Schluss, als dass die Vorlage des Heidelberger *Ogier* ein sehr junger Text ist. Vermutlich entstand er frühestens um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Das ergibt zwei Überraschungen. Erstens ist die Zeitspanne zwischen dem Entstehen des Textes und der Heidelberger Kopie von 1479 mit nur zwei oder drei Jahrzehnten extrem kurz. Dadurch wird die Frage noch dringlicher, wie dieser Text in so kurzer Zeit die Strecke von Westflandern nach Heidelberg zurücklegen konnte, während sich doch keine von alters her funktionierenden literarischen Beziehungen zwischen beiden herstellen lassen. Überraschung Nummer zwei ist, dass die späte Datierung der Vorlage des Heidelberger *Ogier* Weddiges Modell einer direkten Verbindung zwischen den Handschriften aus dem frühen 14. Jahrhundert und der Heidelberger Kopie total über den Haufen wirft. Wenn es eine Verbindung

19 Ausführlicher hierzu Berteloot 2012–2014, Nr. 17: De OvD-chronologie.

zwischen den frühen Handschriften und der Heidelberger Abschrift gibt, dann nur über eine flämische Zwischenstufe aus der Mitte des 15. Jahrhunderts.

7. Der Prolog von *Ogiers outheit* als Leitfaden

Bringen wir die Ergebnisse der Reimuntersuchung mit den Aussagen des Autors im Prolog von *Ogiers outheit* in Zusammenhang, dann stellt sich heraus, dass beide sich gegenseitig bestätigen und ergänzen. Die Zusammenkunft adliger Damen, vor denen der junge Autor *Ogiers kintsheit* vorgetragen hat, muss irgendwo in Flandern etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts stattgefunden haben. Der Text von *Ogiers kintsheit* muss jedoch älter gewesen sein. Berücksichtigt man die Übereinstimmung, aber Nicht-Identität zwischen *Ogiers kintsheit* in der Heidelberger Handschrift und in den Fragmenten der beiden Brüsseler Manuskripte, dann erscheint es durchaus wahrscheinlich, dass unser Autor die alte Übersetzung aus der Zeit um 1300 gewissermaßen erneut aufgegriffen und dabei leicht überarbeitet hat. Damit ist auch die Feststellung im Einklang, dass *Ogiers kintsheit* mit einer leicht ostflämischen Note von dem einheitlich westflämischen Idiom von *Ogiers outheit* abweicht. Damit ist auch klar, warum der Heidelberger Ogier zwei Prologe besitzt. Der erste, etwas toposhafte Prolog zu *Ogiers kintsheit* stammt aus der alten Übersetzung von etwa 1300. Der zweite, viel persönlichere Prolog zu *Ogiers outheit* ist die realistische Schilderung des Auftrags, den der Dichter um etwa 1450 erhalten hat.

Aber warum hat der junge Dichter zwar die alte Übersetzung von *Les Enfances Ogier* übernommen und leicht bearbeitet, aber die der *Chevalerie Ogier*, die es, wie man aus dem Löwener/Krakauer Manuskript ersehen kann, ebenfalls schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts gegeben hat, nicht? Es sieht nicht danach aus, dass er diese Entscheidung etwa wegen schlechter Qualität der Übersetzung gemacht hat. Vielmehr scheint er nichts von der Existenz einer niederländischen Übersetzung der *Chevalerie Ogier* gewusst zu haben, denn er hat seiner Auftraggeberin mitgeteilt, es gäbe diesen Text nur in Französisch.

Damit kommen wir zu einem Punkt, den wir bereits eher angesprochen haben. Es sieht danach aus, dass die alten Übersetzungen der *Enfances Ogier* und der *Chevalerie Ogier* unabhängig voneinander entstanden und überliefert worden sind. Die Quelle, derer sich der junge Dichter bedient hat, enthielt ganz offensichtlich lediglich den Text von *Ogiers kintsheit* und nicht den gesamten Zyklus, sonst hätte er sich die Mühe erspart, die fast 20.000 Verse der *Chevalerie Ogier* neu zu übersetzen. Mit anderen Worten: Der junge Dichter irrte in der Annahme, dass es keine niederländische Übersetzung der *Chevalerie Ogier* gab. Dadurch bestätigt sich allerdings die Vermutung, dass die Ogier-Texte insgesamt nur eine sehr kleine Verbreitung gekannt haben müssen. Vielleicht lag es auch an dem jugendlichen Alter des Dichters, dass er von der Existenz von *Ogiers outheit* nichts wusste. Aber wie erklärt man, dass seiner Auftraggeberin der ganze Ogier-Zyklus unbekannt geblieben war?

Bevor wir uns auf die Suche nach der Antwort auf diese Frage machen, möchten wir an dieser Stelle noch auf einen auffallenden Parallelismus aufmerksam

machen. *Ogier* ist nicht der einzige mittelniederländische Text, der aus einem recycelten ersten und einem neuen zweiten Teil besteht. Gewissermaßen der Prototyp einer solchen Konstellation ist *Reinaerts Historie*. Auch hier wurde eine alte, aus dem 13. Jahrhundert stammende Geschichte, nämlich *Van den vos Reynaerde*, mitsamt ihrem Prolog neu bearbeitet und anschließend mit einer Fortsetzung versehen. Auch hier ist die Fortsetzung umfangreicher als der erste Teil. Interessanterweise entstand *Reinaerts Historie* wie *Ogier* um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Und ähnlich wie bei *Ogier* stammte der Dichter, der sich mittels des Akrostichons ‚DISMWDE‘ zu erkennen gab, aus dem Westen Flanderns, während die einzige überlieferte Handschrift weit weg in Utrecht geschrieben wurde. Und obwohl sowohl *Van den vos Reynaerde* als auch *Reinaerts Historie* vom Ursprung her flämische Texte sind, verbreitete sich der jüngere Text zunächst in den nördlichen Niederlanden, wo er auch bald weiter bearbeitet und gedruckt wurde. Erst im 16. Jahrhundert kehrte er in seine Heimat zurück. Ob man diesen interessanten Parallelen viel Bedeutung beimessen darf, ist schwer zu sagen. Vorläufig kann man aber feststellen, dass die Überlieferungsgeschichte des *Ogier* kein Einzelfall ist.

Ist es möglich, dass der Verfasser des *Ogier* und/oder seine Auftraggeberin noch mehr über ihre Identität verraten haben? Die Verse 4130–4135 und 23.725–23.730 wären, als persönliche Schlussworte der jeweiligen Verfasser, der angemessene Platz dazu gewesen. Aber bis auf die Tatsache, dass sich beide Stellen inhaltlich auffällig ähnlich sind, ergibt keine von beiden eine als Akrostichon verwertbare Buchstabenfolge. Es sieht sogar danach aus, als sei Flugel an dieser Tatsache völlig unschuldig.

8. Und die Moral von der Geschicht . . .

Vielleicht liegt es an seinem jugendlichen Alter, dass der *Ogier*-Dichter sich im Gegensatz zu manchem seiner Zeitgenossen wie z.B. dem Dichter von *Reinaerts Historie* relativ wenig mit Moralisierungen aufhält. Hier und dort streut zwar auch er kurze moralische Anmerkungen in sein Buch ein, diese sind jedoch nie länger als zwei Zeilen und schließen immer sinnvoll an die vorher erzählte Handlung an. Eine Ausnahme gibt es allerdings, die unsere Aufmerksamkeit verdient.

In den Zeilen 11.564–11.577 findet sich eine höchst ungewöhnliche Stelle. Vorher wurde in einer Passage, die auch aus einem Artusroman stammen könnte, erzählt, wie *Ogier* auf der Flucht vor Karl dem Großen in die Nähe einer Burg gerät, in der Raubritter hausen. Diese haben die Angewohnheit, jeden, der auch nur in die Nähe kommt, zu überfallen, auszurauben oder einzukerkern. Auch *Ogier* wird von einer Abordnung dieser Halunken angehalten und zum Kampf aufgefordert. Erwartungsgemäß besiegt der Held seine Gegner, aber anschließend erobert er sogar ganz alleine das gesamte Raubritternest und tötet restlos alle, die sich dort aufhalten. Dann folgen vierzehn Verse, die im Niederländischen in etwa folgendermaßen gelaute haben könnten:

Noch bringhen gherne quade werke
quaden loon an ende in.
Een man soude besien vor het beghin,
so wat vordeel daer gheblike,
ende dan soude hijt voort ghelike
al daer houden toten fine,
hets al verlorne pine
goet te beghinnene ende tendene quaet.
Dat es al een verloren staet.
Daeran neme een ieghelijc sijn ghemerc.
Dat leert ons wel Jan, die clerc,
die meneghe stonde versleet sinen sin
omme een cleen ghewin
van gaven ende van eneghen goede.
(11.564–11.577)²⁰

Unmittelbar danach geht die Geschichte mit einer kurzen Zusammenfassung einfach weiter:

Dus slouch Ogier met stouten moede
die quaden van herten fel
so langhe stont, verstaet mi wel,
tote hi hare quite wart altemale.
(11.578–11.581)²¹

Die Verse 11.564–11.565 sind ganz und gar plausibel. Dass die Gauner ‚loon naar werken gekregen hebben‘ (bekommen haben, was sie verdienten) ist ein durchaus passender Abschluss für die Raubritterepisode. Aber dann wird es rätselhaft. Die Verse 11.566–11.567 besagen, dass man, bevor man eine Sache in Angriff nimmt, genau überlegen sollte, welchen Vorteil sie bringt. Das hört sich zunächst an wie die Paraphrase des gängigen Sprichwortes ‚Bezingt eer ge begint‘ (überlege, bevor du anfängst). Der Text geht jedoch weiter und besagt in den Versen 11.568–11.573, dass man, wenn man eine Sache einmal angefangen hat, sie auch bis zum Ende durchführen sollte, denn wenn man etwas gut anfängt und schlecht beendet, war die ganze Mühe umsonst. Diese Aussage ist zwar in sich stimmig, aber es ist alles andere als deutlich, was sie hier in diesem Zusammenhang zu suchen hat. Ganz offensichtlich enthalten die Zeilen 11.566–11.573 keine Empfehlung an die besiegten Ritter, und man kann sie auch schlecht als einen Ratschlag des Autors an seinen Protagonisten interpretieren.

20 Übersetzung: Noch bringen schlechte Taten schlechten Lohn ein. Ein Mann sollte, bevor er mit irgendetwas anfängt, überlegen, welcher Vorteil dabei herauspringt, und dann sollte er es so weiterführen bis zum Schluss, denn es ist alles umsonst, wenn man gut anfängt und schlecht endet. Das ist verlorene Mühe. Das möge sich jeder merken. Das lehrt uns Jan, der Kleriker, der manche Stunde seinen Kopf zermartete wegen eines kleinen Gewinns an Gaben oder an irgendwelchen Gütern.

21 Übersetzung: So schlug Ogier – glaubt mir – so lange tapfer auf die bösen Halunken ein, bis er sie allesamt los war.

Ogier hat ohne großes Überlegen das Richtige getan und die Aktion gleich bis zum Ende durchgezogen. Diese Zeilen lassen einen klaren Zusammenhang mit der erzählten Geschichte vermissen. Aber damit sind wir noch nicht am Ende dieses merkwürdigen Zitats.

Die folgenden Verse 11.574–11.577 besagen, dass ‚dieses‘ uns von ‚Jan de Clerc‘ gelehrt wird, der viele Stunden lang sein Gehirn zermarterte, und damit nur einen kleinen Gewinn erzielte. Wie muss man diese Zeilen interpretieren, und was hat diese Aussage an dieser Stelle zu suchen? Was ist mit ‚dat‘ (dieses) in Vers 11.574 gemeint? Verweist es auf die Zeilen 11.566–11.573? Oder haben diese Zeilen eine viel größere Reichweite, und meinen sie möglicherweise alles, was vorangeht? Mit anderen Worten: Nennt der Dichter des Ogier sich hier selbst, wie Franz-Joseph Mone bereits 1838 angenommen hat? (Mone 1838, 38–42)

Wer ist Jan de Clerc? Da dies ein Allerweltsname ist, gibt es bestimmt viele, die so genannt worden sind. Unter ihnen gibt es allerdings einen, der kein Unbekannter ist, nämlich der Antwerpener Stadtschreiber und Schriftsteller Jan van Boendale. Am Anfang des Prologs zu seinem *Jans Teesteye* schreibt er:

Alle die ghene die dit werc
Sien, lesen ende horen,
Die gruetic Jan, gheheten Clerc,
Vander Vueren gheboren.
Boendale heetmen mi daer
Ende wone te Andwerpen nu.²²

Boendale hat verschiedene Werke verfasst, die zu einem großen Teil aus Sentenzen und Belehrungen nach Art der Zeilen 11.566–11.573 im *Ogier* bestehen, so dass es auf der Hand liegt, zunächst an ihn zu denken. Allerdings ist es weder Hilkert Weddige noch mir gelungen, in Boendales Werk irgendeine Stelle zu identifizieren, die den zitierten *Ogier*-Zeilen entspricht. Außerdem ist es unglaublich, wenn jemand von Boendale behaupten würde, dass er sich mächtig hätte anstrengen müssen für einen geringen Lohn. Als Antwerpener Stadtschreiber hatte er eine lukrative Stelle inne und verdiente sich mit seinen Werken, die diversen wohlhabenden Leuten gewidmet sind, sicher noch ein schönes Zubrot dazu.

Wenn die Zeilen 11.566–11.577 nichts mit dem Erzählkontext, in dem sie stehen, oder mit deren Hauptfigur zu tun haben, welche Funktion erfüllen sie dann an dieser Stelle? Gibt es etwas anderes, das diesen Einschub erklären könnte?

Das gibt es tatsächlich. Wenn man berücksichtigt, dass *Ogier van Dene-merken* in der Heidelberger Fassung 23.730 Verse umfasst, ergibt sich, dass die

22 Snellaert 1869, 137. Übersetzung: Alle, die dieses Werk sehen, lesen oder hören, grüße ich, Jan, der ‚clerc‘ genannt wird und in Tervuren geboren wurde. ‚Boendale‘ nennt man mich dort, und ich wohne jetzt in Antwerpen.

rätselhaften Zeilen fast genau in der Mitte des Textes stehen. Diese Tatsache konnte während des Entstehungsprozesses des Textes nur der Dichter selber wissen, denn nur er konnte anhand seiner französischen Vorlage einschätzen, dass er ungefähr die Hälfte seiner Arbeit hinter sich hatte. Betrachtet man die Zeilen 11.568–11.577 aus diesem Blickwinkel, dann offenbart sich ihr Sinn: Wer einmal eine große Arbeit angefangen hat, sollte zusehen, dass er sie auch zu Ende führt, denn sonst wäre das ganze Unternehmen sinnlos gewesen. Eine bessere Stelle als die Mitte des Buches konnte der Verfasser sich für diese Aussage nicht aussuchen. Wenn er daran anschließend sagt, dass diese Einsicht von Jan de Clerc stammt, und dass dieser für seine anstrengende Arbeit ungenügend vergütet wurde, wer könnte dieser Jan de Clerc dann anders sein als der Dichter selber?

Weddige (2002, XXXV) verneint diese Möglichkeit und bezieht sich dabei besonders auf die Worte „leert ons“ in Zeile 11.574. Ein Dichter kann von sich selbst zwar in der dritten Person sprechen, jedoch kaum im gleichen Satz sich selbst mittels des Pronomens ‚ons‘ zu seiner eigenen Zuhörerschaft rechnen. Aber welchen Sinn hätte es, sich an einer solchen Stelle auf eine Autorität zu berufen, die nicht Boendale ist, und die sonst keiner kennt? Und was soll die anschließende Klage über die schlechte Bezahlung? Bezogen auf die Zeilen 11.568–11.573 kann ‚Jan de Clerc‘ kein anderer sein als der Verfasser selber. Unser und auch sein Pech ist es, dass er einen so weit verbreiteten Namen trägt, dass eine Suche nach ihm sich wie die Suche nach der Nadel im Heuhaufen gestalten würde.

Die Zeilen 11.568–11.577 ergeben folgenden Sinn: Der Verfasser des *Ogier* bringt etwa in der Mitte seines Buches zum Ausdruck, dass er nunmehr einen wichtigen Teil seiner Arbeit hinter sich hat und weitermachen will, damit die ganze Arbeit nicht umsonst war. Allerdings wäre es ihm ganz lieb, wenn die Vergütung dabei etwas mehr seinen Bemühungen angeglichen würde. Eigentlich gibt es nur eine Person, an die diese Klage gerichtet sein kann, nämlich seine Auftraggeberin. Diese wird hier allerdings nicht erwähnt. Oder doch? Wir haben bislang noch keine schlüssige Interpretation für die Zeilen 11.566–11.567 gefunden. Warum wird hier daran erinnert, dass man nachdenken soll, bevor man eine Sache in Angriff nimmt? Das ist weder relevant für die Figuren aus dem Roman noch für den in der Mitte seines Werkes angekommenen Dichter.

9. Denk nach, bevor du anfängst

In der New Yorker Pierpont Morgan Library befindet sich ein Buch, das von dem dortigen Bibliothekspersonal etwas despektierlich ‚Kitty‘ genannt wird (Wieck 2009, 15). Dabei handelt es sich um eines der schönsten und kostbarsten Manuskripte des europäischen Spätmittelalters, nämlich das berühmte Stundenbuch der Katharina von Kleve. Diese fast vollständig in lateinischer Sprache verfasste Handschrift hat eine bewegte Geschichte hinter sich, die noch nicht vollständig aufgeklärt ist. Sie wurde in Auftrag gegeben von Herzogin Katharina von Kleve, die auf der ersten Seite ihr Wappen, das Allianzwapen von Kleve und Geldern,

abbilden ließ. Katharina wurde 1417 als Tochter des Herzogs Adolph von Kleve und seiner Frau Maria von Burgund, einer Tochter des burgundischen Herzogs Johann Ohnefurcht, geboren und heiratete 1430 Arnold von Egmond, den Herzog von Geldern, mit dem sie bereits sieben Jahre zuvor verlobt worden war. Katharina führte wahrscheinlich schon von Anfang an einen eigenen Hofstaat und vertrat ihren Gatten, als dieser 1450 bis 1452 eine Pilgerfahrt nach Rom und Jerusalem unternahm. Sie lebte wahrscheinlich hauptsächlich auf der Burg Lobith, wo sie 1476, drei Jahre nach ihrem Ehemann, starb (König 2009a, 44).

Über Entstehungsort und -datum gibt Katharinas Stundenbuch keine direkten Informationen. Und die Kunsthistoriker sind sich auch nicht in allen Punkten einig. Utrecht wird genannt und Nimwegen, aber auch die südlichen Niederlande scheinen nicht gänzlich ausgeschlossen zu sein. Als Datum kommen die Jahrzehnte von 1430 bis 1450 in Betracht, aber die Zeit um 1440 scheint am wahrscheinlichsten zu sein.

Was nach Katharinas Tod mit dem kostbaren Buch geschah, weiß man nicht. Erst 1856 wurde ein Teil davon von einem Pariser Antiquar zum Verkauf angeboten. Zu der Zeit war das Buch bereits auf eine solche Weise in zwei Teile aufgespalten worden, dass jeder der beiden Bände wie ein vollständiges Gebetbuch aussah und niemand mehr wusste, dass sie zusammengehörten. Zufällig erwarb die Pierpont Morgan Library 1963 und 1970 aus Privatbesitz unabhängig voneinander beide Teile. Heute sind sie zwar wieder unter einem Dach vereint, aber sie wurden noch nicht wieder zu einer Einheit zusammengebunden.²³ Auch nachdem es gelungen ist, die ursprüngliche Reihenfolge der Blätter der Gesamthandschrift zu rekonstruieren, ist es nicht leicht, sich in dem Buch zu orientieren und daraus zu zitieren. Nicht zuletzt, weil ein Band foliiert und der andere paginiert worden ist, sehen die Angaben recht komplex aus. In einem neuen Faksimile (Stundenbuch, Faksimile 2009) sind die Blätter wieder in der ursprünglichen Reihenfolge reproduziert, so dass man sich damit ein gutes Bild des Zustands um 1440 machen kann.

Katharinas Stundenbuch ist ganz in lateinischer Sprache verfasst. Lediglich an zwei Stellen gibt es niederländische Einsprengsel.²⁴ Auf G F. 28 sollte der Kopist eigentlich das Glaubensbekenntnis abschreiben, aber da er das bereits an anderer Stelle gemacht hatte, ließ er es bei der Anfangszeile „Credo in unum deum“ bewenden und fügte auf Niederländisch hinzu: „Wilmen dit lesen soe sueket opwaert in die ghetide vanden heilighen gheest. opten dinxdach“.²⁵ Um diesen Hinweis vom restlichen Text abzusetzen, ist er mit einer dünnen roten Linie unterlegt.²⁶

23 Alle kodikologischen Daten, siehe Dückers 2009.

24 Eine angeblich dritte Stelle, die Banderole des Jesuskindes auf der Eröffnungsminiatur, ist nur schwer nachprüfbar und bleibt hier deswegen außer Betracht. Siehe König 2009b, 167–168.

25 Übersetzung: Wer dies lesen will, der suche weiter vorne in den Horen des Heiligen Geistes am Dienstag.

26 An der Schreibung ‚ue‘ in ‚sueket‘ kann man ersehen, dass der Text im östlichen Teil der Niederlande geschrieben worden ist. Das schließt auch Utrecht ein.

Das zweite niederländische Einsprengsel ist weitaus spannender und der Grund, weswegen wir hier auf das Stundenbuch zu sprechen kommen. Auf M S. 38 recto befindet sich eine Miniatur, die die Verurteilung Jesu durch Pilatus darstellt. Jesus und Pilatus und sein Gefolge befinden sich in einem Raum, der als Gerichtssaal gemeint ist. Während in der gesamten Handschrift die Wände von Innenräumen in der Regel bunt gestaltet wurden, sind die Wände dieses Saals schmutzig weiß. So ist es möglich, dass auf der Hinterwand unterhalb eines Fensters ein Spruch aufgetragen werden konnte. In einer von der übrigen Handschrift abweichenden kursiven Schrift steht dort in schwarzen Lettern geschrieben: „Versinnet dat ende“ (denk nach über das Ende). Der Spruch ist unterstrichen und wird gefolgt von einer kleinen Figur, die am meisten Ähnlichkeit mit einem Löwen hat.

Den Kunsthistorikern ist dieser Schriftzug natürlich nicht verborgen geblieben. Er wurde einvernehmlich gedeutet als die realistische Wiedergabe einer Inschrift, wie man sie in den Niederlanden im späten Mittelalter häufig an den Wänden in öffentlichen Gebäuden angetroffen hat mit dem Ziel, diejenigen, die sich dort aufhielten, an ihre Aufgaben zu erinnern. Übertragen auf die Szene in dem Stundenbuch könnte man interpretieren, dass diese Inschrift Pilatus daran erinnern sollte, beim Fällen eines Urteils an ‚das Ende‘ zu denken. Ob damit der Tod des Delinquenten oder des Richters selber gemeint ist, oder gar das eschatologische Ende der Welt, oder alles zusammen, bleibt dabei im Unklaren (König 2009b, 181–183).

Es gibt keine Zweifel, dass es in öffentlichen Räumen Inschriften dieser Art gegeben hat und immer noch gibt, aber dennoch erscheint diese Deutung in ihrer Beiläufigkeit nicht überzeugend. Realistisch ist die Wiedergabe des Schriftzuges eigentlich nicht, denn zum Zweck einer Inschrift hätte man sicher eine viel deutlichere *littera formata* gewählt. Und was ist bei einer solchen Inschrift der Sinn des kleinen Löwen am Ende? Wenn dies die einzige Stelle in dem Buch ist, wo außerhalb des Fließtextes ein niederländischer Satz auftaucht, liegt es dann nicht auf der Hand, dass mehr dahinter steckt?

Gibt es ein prägnanteres heraldisches Symbol als einen Löwen? Und gibt es den Löwen nicht auch im geldrischen Wappen? Ist es abwegig zu vermuten, dass der Spruch in der Miniatur etwas mit der Besitzerin oder der Auftraggeberin des Stundenbuches zu tun hat? Der berühmte Bibliophile Lodewijk van Gruuthuse, aus dessen Bibliothek zahlreiche kostbare illustrierte Manuskripte in den Besitz des französischen Königs gelangten, ließ seine persönliche Devise ‚Plus est en vous‘ in die Miniaturen seiner Bücher einstreuen. Es erscheint mir deswegen mehr als wahrscheinlich, dass der Spruch „Versinnet dat ende“ weniger mit der Gerichtsszene in der Miniatur zu tun hat, als zusammen mit dem Allianzwappen von Kleve und Geldern als ein Hinweis auf die Besitzerin und/oder Auftraggeberin der Handschrift, Katharina von Kleve, gedeutet werden muss.

Beweisen lässt sich diese Hypothese (noch) nicht, aber das zweimalige scheinbar unmotivierte Auftreten des Spruches „Versinnet dat ende“ in zwei so unterschiedlichen Werken wie dem Stundenbuch der Katharina von Kleve und Ogier

van Denemerken weckt die Frage, ob beide möglicherweise etwas miteinander zu tun haben könnten.

10. Die *scone smale, die vul es alre hoveschede*

So beschreibt Jan de Clerc in den Zeilen 4212–4213 seine Auftraggeberin. Könnte es sich bei dieser hochgepriesenen höfischen Dame um Katharina von Kleve handeln? Was spricht dafür, was spricht dagegen?

Zeitlich passt Katharina auf jeden Fall in das Profil der Auftraggeberin von *Ogier van Denemerken*. Geboren 1417 und gestorben 1476 war sie um die Mitte des 15. Jahrhunderts, das ermittelte Entstehungsdatum des *Ogier*, um die 30 bis 50 Jahre alt, ein gutes Alter, um sich als Mäzenin zu betätigen. Dass ihr Ehemann Arnold 1450 bis 1452 genau wie *Ogier* eine Pilgerfahrt nach Rom und Jerusalem unternahm, könnte eine zufällige Koinzidenz sein, aber auch ein zusätzlicher Faktor, der ihr Interesse an dem Text geweckt hat. Sie starb drei Jahre bevor die Heidelberger Kopie fertiggestellt wurde. Auch das könnte stimmig sein. Es erscheint nicht unwahrscheinlich, dass man erst nach ihrem Tod das Buch aus ihrem persönlichen Besitz zum Abschreiben nach Heidelberg ausgeliehen hat.

Räumlich haben wir zunächst ein Problem, denn es gilt die flämische Herkunft des Textes mit der niederrheinischen Heimat Katharinas in Einklang zu bringen. Dies ist jedoch nicht wirklich problematisch, denn die Vita Katharinas weist mehrfache Beziehungen nach Flandern auf. Sie ist, wie erwähnt, die Enkelin des burgundischen Herzogs Johann Ohnefurcht und demnach eine Nichte Philips des Guten, des amtierenden Herzogs, der seit 1419 auch Graf von Flandern war. Katharinas Brüder Johann und Adolph wurden am burgundischen Hof erzogen und bekamen ihre Ausbildung an der lateinischen Schule in Gent (Schnüttgen 1990, 43–44). Eine Generation später sollte Philip von Kleve, ein Cousin Katharinas, seinen Lebensmittelpunkt nahezu ganz nach Flandern verlegen, wo er wichtige Funktionen am burgundischen Hof innehatte und 1528 auf Schloss Wijnendale starb. Auch Katharinas Sohn Adolph starb 1477 in Tournai im Westen. Es gab also gewiss Verbindungen in den Westen, und es ist nicht verwegen, anzunehmen, dass diese für Katharina intensiv genug gewesen sind, sich gelegentlich in Flandern aufzuhalten und dort mit ihren Verwandten und Standesgenossinnen literarische Zusammenkünfte zu besuchen oder gar zu organisieren. Das Niederländische war für sie sowieso kein Problem, denn am Niederrhein wurde Niederländisch gesprochen und geschrieben.

Der relativ große Abstand zwischen Flandern und dem Niederrhein kann einem potentiellen Mäzenatentum nicht im Wege gestanden haben. Im Gegenteil, die Entfernung könnte die Erklärung für zwei wichtige Tatsachen liefern. Einmal ist festzustellen, dass die Auftraggeberin von Jan de Clerc trotz ihres Interesses für Literatur die Geschichte von *Ogier van Denemerken* nicht kannte und, als sie ihm die Übersetzung der *Chevalerie Ogier* in Auftrag gab, auch nicht wusste, dass es bereits eine ältere flämische Übertragung gab. Wenn die alten *Ogier*-Übersetzungen jedoch – wie die Quellenlage vermuten lässt – nicht

über die Grenzen Flanderns hinaus verbreitet worden waren, liegt es auf der Hand, dass weder der Stoff noch die alten niederländischen Bearbeitungen bis zum Niederrhein durchgedrungen waren. Andererseits sind von Jan de Clercs Bearbeitung des *Ogier*-Zyklus in Flandern keinerlei Spuren erhalten geblieben. Wenn der Dichter sein Werk nach seiner Fertigstellung in einer Reinschrift seiner Mäzenin hat zukommen lassen, dann wurde es damit an den Niederrhein umgesiedelt, so dass in seinem Ursprungsland keine weitere Verbreitung mehr möglich war. Eine Auftraggeberin, die von der Peripherie des niederländischen Sprachgebietes stammte, würde perfekt ins Bild passen.

Noch ein weiteres Detail aus dem Profil der Auftraggeberin passt perfekt zu Katharina. Im Prolog zu *Ogiers outhet* erzählt der Dichter, dass man ihn zunächst seines jugendlichen Alters wegen von dem Vortrag in dem literarischen Kreis verschonen wollte, aber dass diese eine Dame sich dem widersetzte. Im Niederländischen dürfte diese Stelle etwa folgendermaßen gelautet haben:

“Hi en sal niet,” seede si, “te waren,
want hi verhoghet binnen sinen jaren
so meneghen man met sinen ghedichte.
Wildijs hier pleghen, hem souds lichte
hier gonnen te bat iemen.”
(4195–4199)²⁷

Wenn man überlegt, dass Katharina selber bereits im Alter von zwölf Jahren verheiratet wurde und ab da die Pflichten einer Landesmutter zu übernehmen hatte, wundert es nicht, dass gerade sie, einem noch blutjungen Dichter nicht nur den Vortrag, sondern auch die Übersetzung eines noch viel umfangreicheren Werkes zumutete.

Argumente gegen die Kandidatur Katharinas als Mäzenin von Jan de Clerc gibt es eigentlich nicht. Man kann nur die gängige Meinung der Historiker ins Feld führen, dass die Fürsten vom Niederrhein zwar eine eigene Bibliothek besessen, – davon zeugt ein erhaltenes Verzeichnis der Bücher von Jan van Egmont (1385–1451) bzw. Katharinas Ehemann Arnold von Geldern (1410–1473) (Tervooren 2005, 272–273) – sich jedoch nicht selber als Mäzene betätigt haben (Schnüttgen 1990, 57–59; Nijsten 1992, 157). Dabei hatten nicht nur Katharina, sondern auch Maria von Geldern ihr eigenes Stundenbuch, und Katharinas Ehemann Arnold hatte zwischen 1435 und 1440 für sich ein Brevier in Auftrag gegeben (Korteweg 2009, 252, 260–261). Aber wenn der Besitzervermerk jedes Mal so dezent und raffiniert in Form einer Devise im Text versteckt wurde wie im *Ogier* und in Katharinas Stundenbuch, dann kann dieser leicht übersehen oder falsch gedeutet werden. Man sollte die in dem erwähnten Bibliotheksverzeichnis aufgezählten Werke noch einmal auf solche Spuren hin untersuchen.

27 Übersetzung: „Nein“, sagte sie, „wahrlich, denn er erfreut sogar als Minderjähriger so viele Leute mit seiner Dichtkunst. Wäre er bereit, das hier auch zu tun, so würde jedermann ihm das zu seinem Vorteil zugestehen.“

11. Vom Niederrhein nach Heidelberg und zurück?

Jan de Clerc konnte stolz sein auf seine Arbeit, denn die Lektüre des aus der Heidelberger Fassung rekonstruierten niederländischen Textes lässt einen spannenden, gut konstruierten und ansprechend erzählten Roman erahnen. Wenn alles seinen gewohnten Gang gegangen ist, hat der Dichter von seinem Buch ein Dedikationsexemplar anfertigen lassen und dieses seiner Auftraggeberin übermittlelt. Vielleicht hat er es sogar persönlich nach Lobith gebracht und ihr überreicht. Katharina wird es als eine Kostbarkeit behandelt haben, mit der sie renommieren konnte. Vermutlich wird sie es Gästen am Hofe gezeigt haben und wahrscheinlich wurde für sie daraus vorgelesen. Über ihre auch im deutschen Raum weitverbreitete Verwandtschaft (König 2009a, 44) konnte das Werk auf diesem Wege die Bekanntschaft erlangen, die ihm in Flandern versagt war. Für Leute, die von weither kamen und es nicht verstanden, wird man den Text aus dem Stegreif übersetzt haben.

Die Überlieferungskette des *Ogier* muss, wie wir oben festgestellt haben, denkbar kurz gewesen sein. Dafür war viel zu wenig Zeit zwischen dem Entstehen des Textes und der Heidelberger Abschrift. Deswegen war der Text, den Flugel zum Kopieren bekommen hatte, noch sehr arm an Fehlern. Der einzige Makel, den wir zweifelsfrei nachweisen können, ist die Verschiebung von jeweils zwei Textseiten, und die ist vermutlich sogar schon im Manuskript des Verfassers angelegt gewesen. Was liegt also näher als zu vermuten, dass das Dedikationsexemplar selber nach Heidelberg gelangt ist? Da Flugel seine Arbeit 1479 beendete, könnte es sein, dass Katharinas Nachkommen nach ihrem Tode im Jahre 1476 bereit gewesen sind, auf Anfrage das Manuskript zum Kopieren auszuleihen.

Während es sich als nahezu unmöglich erwies, eine Verbindung zwischen Flandern und Heidelberg herzustellen, gibt es eine sehr konkrete Verbindung zwischen Kleve und Heidelberg in der Person von Johann (oder Johann Steinwert) von Soest. Dieser wurde 1448 in Unna geboren und wurde im sehr jugendlichen Alter Sänger am Patroklostift in Soest. Seine Begabung sprach sich herum, so dass er schon mit zwölf Jahren in die Hofkapelle Herzog Johanns I. von Kleve-Mark, Katharinas Bruder, aufgenommen wurde. In seiner Klever Zeit wird er die kostbaren Missale aus der Klever Hofkapelle kennengelernt haben, die heute noch im Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchiv in Düsseldorf bewahrt werden, und in die von 1347 bis 1592 die Geburts- und Sterbedaten der Mitglieder des Hauses von Kleve verzeichnet wurden (Tervooren 2005, 276). Aus Kleve führte der Lebensweg den umtriebigen Johann von Soest nach Brügge und über Hardenberg in Overijssel zurück nach Kleve und weiter nach Maas-tricht. Anschließend war er als Sängemeister am Hofe Landgraf Ludwigs II. von Hessen in Kassel tätig, bis er 1471 nach Heidelberg zog, wo er Leiter des Chores am Hofe Kurfürst Friedrichs I. wurde. Aber er war nicht nur Musiker. Ende der siebziger Jahre arbeitete er an einer Bearbeitung des mittelniederländischen *Roman van Heinric en Margriete van Limburg*, die er 1480 vollendete und Friedrichs Nachfolger, Kurfürst Philipp (dem Aufrichtigen) widmete. Später

studierte er noch Medizin und praktizierte in Worms, Frankfurt und Mainz, wo er 1500 Stadtarzt wurde. Außer *Die Kinder von Limburg* schrieb er noch weitere Werke, u.a. eine Autobiographie in Versen.²⁸

Man kann sich kaum vorstellen, dass dieses junge Musiktalent mit Interesse für Literatur und Ritterepik in seiner Klever Zeit nicht auch Katharinas *Ogier van Denemerken* kennengelernt hat. Als er sich später am Heidelberger Hof aufhielt und dort mit dem literarischen Interesse für die aus dem niederländischen Raum stammenden Romane von *Renout van Montalbaen* und *Malegijs* konfrontiert wurde, fing er selber an, den *Roman van Limburg* zu bearbeiten, wobei Helmut Tervooren es sogar für möglich erachtet, dass er die Vorlage selber vom Niederrhein nach Heidelberg mitgebracht hatte (Tervooren 2005, 110). Liegt es dann nicht auf der Hand, dass Johann von Soest derjenige war, der seine Arbeitgeber in Heidelberg auf *Ogier van Denemerken* aufmerksam machte und den Anstoß dazu gab, Katharinas Manuskript auszuleihen und abschreiben zu lassen? Angesichts des gespannten Verhältnisses, das nach 1471 zwischen Katharina und ihrem Ehemann herrschte, ist es nicht ausgeschlossen, dass ihre Bücher zu dem Zeitpunkt wieder in Klever Besitz übergegangen waren. Katharina wurde sogar neben ihrem Vater Adolph in der Kartause Marieninsel bei Wesel und nicht neben ihrem Ehemann beerdigt (König 2009, 44). Vielleicht war es Herzog Johann I., Katharinas Bruder und der frühe Mäzen Johanns von Soest, der Letzterem das Manuskript anvertraute, um es in Heidelberg kopieren zu lassen.

Es ist müßig, sich zu fragen, ob das Manuskript, nachdem es von Ludwig Flugel abgeschrieben wurde, wieder an seinen Herkunftsort zurückkehrte. Bis auf Flugels Kopie sind seitdem keine Spuren zurückgefunden worden. Wie es auch immer gewesen ist, Johann von Soest und Ludwig Flugel müssen sich gekannt haben, und man kann sich kaum vorstellen, dass sie sich nicht über ihre Arbeit unterhalten haben. Dabei war der Musiker sicher besser mit dem Niederländischen vertraut als der Berufsschreiber, und Letzterer hätte sich manchen Ratschlag bei seinem Kollegen einholen können. Warum er das nicht getan hat, wissen wir nicht, aber die Ironie der Geschichte wollte, dass Hilker Weddige es ihm ein halbes Jahrtausend später gleichtat und es versäumte, bei der Edition des *Ogier van Denemerken* die Sachkompetenz von Hans van Dijk und Theo J.A. Broers in Anspruch zu nehmen.

12. Fazit

Die Voraussetzung für ein erfolgreiches Studium eines mittelalterlichen Textes ist eine gute Textausgabe. Wenn diese fehlt, bleibt der Text unzugänglich, selbst für Fachleute, die ihn kennen müssten. Bei der Rekonstruktion des *Ogier van*

28 Die biographischen Daten des Johann von Soest stammen aus Wikipedia (konsultiert am 16.9.2013). Die Person und sein Werk werden ausführlicher behandelt in der Habilitationsschrift von Rita Schlusemann, die demnächst erscheint.

Denemerken ist es gelungen, zahlreiche verheerende Eingriffe eines Kopisten aufzuzeigen und rückgängig zu machen, so dass der Text nunmehr über weite Strecken wieder lesbar vor uns liegt. Außerdem konnten auf diesem Wege dem Text Informationen entrisen werden, die dem früheren Editor gänzlich entgangen waren, und die *Ogier van Denemerken* zu dem wohl am besten dokumentierten Karlsepos der niederländischen Literatur machen.

Literatur

- Beckers 1987: Hartmut Beckers, Frühneuhochdeutsche Fassungen niederländischer Erzählliteratur im Umkreis des pfalzgräflichen Hofes zu Heidelberg um 1450/80. In: Elly Cockx-Indestege en Frans Hendrickx (Red.), *Miscellanea Neerlandica. Opstellen voor Dr. Jan Deschamps ter gelegenheid van zijn 70e verjaardag*. Leuven 1987, 237–261.
- Berteloot 2004: Amand Berteloot, Rezension von Haase u.a., *Malagis*, Weddige, *Ogier* und Schutter, *Madelgijs* in: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 68 (2004), 243–246.
- Berteloot 2011: Amand Berteloot: Gewollt und nicht gekonnt? Oder erst gar nicht gewollt? Der Heidelberger “Ogier van Dänemark”. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 130 (2011), Sonderheft: *Dialog mit den Nachbarn. Mitteleuropäische Literatur zwischen dem 12. und 16. Jahrhundert*, 193–201.
- Berteloot 2012–2014: Amand Berteloot, Al lezende in *Ogier van Denemerken*, nr. 1–34. In: *Neder-L. Electronisch Tijdschrift voor de Neerlandistiek* 2012–2014.
- Berteloot 2012–2014a: Amand Berteloot, *Ogier van Denemerken*. Reconstructie van de Middelnederlandse tekst op basis van handschrift Heidelberg Cpg 363. In: *Neder-L. Electronisch Tijdschrift voor de Neerlandistiek* 2012–2014.
- Besamusca 1983: Bart Besamusca, *Repertorium van de Middelnederlandse Karelepiek. Een beknopte beschrijving van de handschriftelijke en gedrukte overlevering*. Utrecht 1983.
- Dückers 2009: Rob Dücker, Das Stundenbuch der Katharina von Kleve aus kodikologischer Sicht, in: *Stundenbuch, Kommentar*, 97–135.
- Haase u.a. 2000: Annegret Haase/Bob W. Th. Duijvestijn/Gilbert A.R. de Smet/Rudolf Bentzinger (Hrsg.), *Der deutsche Malagis nach den Heidelberger Handschriften Cpg 340 und Cpg 315 unter Benutzung der Vorarbeiten von Gabriele Schieb und Sabine Seelbach*. Berlin 2000. [Deutsche Texte des Mittelalters, Band LXXXII]
- Keupp/Schwarz 2013: Jan Keupp/Jörg Schwarz, *Konstanz 1414–1418. Eine Stadt und ihr Konzil*. Darmstadt 2013.
- König 2009 a: Eberhard König, Auftraggeber, Auftrag, Quellen, in: *Stundenbuch, Kommentar*, 43–53.
- König 2009b: Eberhard König, Text und Bilder im Stundenbuch der Katharina von Kleve, in: *Stundenbuch, Kommentar*, 161–249.

- Korteweg 2009: Anne S. Korteweg, Der Meister der Katharina von Kleve: Einzelgenie oder Arbeitsgemeinschaft? In: *Stundenbuch, Kommentar*, 251–286.
- Mone 1938: Franz-Joseph Mone, *Übersicht der niederländischen Volksliteratur älterer Zeit*. Tübingen 1838.
- Nijsten 1992: Gerard Nijsten, *Het hof van Gelre. Cultuur ten tijde van de hertogen uit het Gulikse en Egmondse huis (1371–1473)*. Kampen 1992.
- Van Oostrom 2006: Frits van Oostrom, *Stemmen op schrift. Geschiedenis van de Nederlandse literatuur vanaf het begin tot 1300*. Amsterdam 2006.
- Pfaff 1885: F. Pfaff (Hrsg.), *Reinolt von Montelban oder die Heimonskinder*. Tübingen 1885. [Bibliothek des litterarischen Vereins 174]
- Schnüttgen 1990: Wiltrud Schnüttgen, *Literatur am klevischen Hof vom hohen Mittelalter bis zur frühen Neuzeit*. Kleve 1990.
- De Schutter/Goossens 2002: Georges de Schutter/Jan Goossens (red.), *Van Madelgijs tot Malagis. Een bundel opstellen verzameld n.a.v. de tachtigste verjaardag van Gilbert de Smet*. Gent 2002.
- Snellaert 1869: Ferdinand-Augustijn Snellaert, *Nederlandsche gedichten uit de veertiende eeuw van Jan Boendale, Hein van Aken en anderen*. Brussel 1869.
- Stundenbuch, Faksimile 2009: *Das Stundenbuch der Katharina von Kleve*. Faksimile. Gütersloh/München 2009.
- Stundenbuch, Kommentar 2009: *Das Stundenbuch der Katharina von Kleve. MS M. 917 und MS M. 945 The Pierpont Morgan Library, New York*. Kommentar mit Beiträgen von R. Dückers, E. König, A.S. Korteweg, J.H. Marrow, W.M. Voelke, R.S. Wieck. Gütersloh/München 2009.
- Tervooren 2005: Helmut Tervooren (unter Mitarbeit von Carola Kirschner und Johannes Spicker): *Van der Masen tot op den Rijn. Ein Handbuch zur Geschichte der mittelalterlichen volkssprachlichen Literatur im Raum von Rhein und Maas*. Geldern 2005.
- Weddige 2002: *Ogier von Dänemark nach der Heidelberger Handschrift Cpg 363* herausgegeben von Hilkert Weddige in Verbindung mit Theo J.A. Broers und Hans van Dijk. Berlin 2002. [Deutsche Texte des Mittelalters, Band LXXXIII]
- Wieck 2009: Roger S. Wieck, Vorwort, in: *Stundenbuch, Kommentar* 2009, 15–22.

De spin en zijn/haar web, de slang en zijn/haar ei – een onderzoek naar 800 jaar 'masculinisering' bij diernamen

Christian Gewering

1. Inleiding: Het Nederlandse genussysteem

Oorspronkelijk hadden alle Germaanse talen een genussysteem met drie waarden: masculien, feminien en onzijdig. Het Duits bewaart dit traditionele systeem nog steeds, terwijl andere talen zoals het Nederlands bepaalde genusverschillen hebben verloren. Reeds in het Middelnederlands¹ zijn er afslijtings- en deflectieprocessen vast te stellen (van Gestel, Nijen Twilhaar, Rinkel & Weerman 1992, 66). Om de bedreigde vormenrijkdom van het Nederlands te kunnen conserveren, planden grammatici uit de 16de en 17de eeuw een kunstmatige standaardtaal met een uitgebreid casussysteem dat aan het Latijn was ontleend. Hoewel het casussysteem en het drieledige genussysteem in de gesproken taal al lang waren verdwenen, hield de literaire elite nog lang aan het oude systeem vast (Mooijaart & van der Wal 2008, 54ff.)

Het verlies van genusmarkeerders verloopt in talen typisch volgens bepaalde regels. Beginnend met de attributieve elementen verspreidden deflectieprocessen zich ook over andere grammaticale elementen van het Nederlands en reduceerden zijn vormenrijkdom en casussysteem. Op het adnominale domein kent het moderne Standaardnederlands geen onderscheid meer tussen masculien en feminien (Audring 2006, 71ff.). Beide genera worden in hedendaagse grammatica's samengevat tot het commune genus dat samen met het onzijdige genus het tweeledige genussysteem vormt. Daarentegen wordt het drieledige systeem bij persoonlijke pronomina nog steeds gehandhaafd. Deze discrepantie tussen adnominiaal en pronominaal genus veroorzaakt in het moderne Nederlands grote verwarring bij de keuze van pronomina (Audring & Booij 2009, 26ff.). Omdat de syntactische congruentie tussen pronomina en nomina vaak niet mogelijk is, wordt het grammaticale systeem meer en meer vervangen door een semantisch systeem dat de keuze van pronomina niet meer op basis van morfo-syntactische categorieën maar op basis van conceptuele en semantische eigenschappen van de

1 Onder het begrip *Middelnederlands* worden de dialecten samengevat die tussen 1150 en 1500 in het Nederlandse taalgebied werden gesproken.

referenten organiseert. In de linguïstiek noemt men dit proces *hersemantisering* van het genussysteem (Cornips & De Vogelaer 2009, 6).

Er zijn al enkele studies verschenen over de hersemantisering van de pronominale aanduiding in het Nederlandse genussysteem. Zo toonde Geerts (1966) dat de onzekerheid over het pronominagebruik geen nieuw fenomeen is en de ontbrekende normering al in de schrijftaal van de Gouden Eeuw voor variatie zorgde. Van Haeringen (1954) en Fletcher (1987) stelden vast dat in het hedendaagse systeem de graad van individualisering bij de distributie van pronomina een grote rol speelt en daaruit volgend een verschil bestaat tussen concrete en abstracte referenten. Deze observaties werden vervolgens door de studies van Verhoeven (1990) en de Vries (2001) bevestigd. Een recent onderzoek van Audring (2009) levert dieper inzicht in de structurering van pronominale verwijzing in de spreektaal. Met behulp van het *Corpus Gesproken Nederlands* toont Audring dat achter de schijnbare chaos een logisch semantisch systeem te vinden is.

semantische categorie	mnl. of vrwl. persoon	dier	gebonden object	specifieke massa	onspecifieke massa
pronomina	feminien	masculien		onzijdig	
	masculien				

tabel 1: het semantische systeem (volgens Audring)

Masculiene pronomina worden volgens tabel 1 voor mannelijke personen, dieren, gebonden objecten en specifieke massa’s gebruikt, onzijdige pronomina voor specifieke en onspecifieke massa’s en feminiene pronomina alleen voor vrouwelijke personen en dieren met een duidelijk herkenbaar vrouwelijk geslacht (Audring 2009, 127). Concreet komt dit erop neer dat naar woorden als *boek*, zelfs al zijn ze onzijdig, zeer vaak verwijzingen met *hij* en *hem* worden aange troffen; bij massa’s, zoals *soep* en *zand*, wordt steeds vaker *het* gehoord (b.v. De melk? Het is wit). Uit een studie van De Vogelaer (2006) bleek dat het door Audring beschreven systeem echter niet voor het hele taalgebied geldt. Beïnvloed door hun dialecten die het drieledige genussysteem tot heden behouden, maken vele Zuid-Nederlanders en Vlamingen bij de toepassing van pronomina nog steeds gebruik van het grammaticale systeem (De Vogelaer 2006).

Wat in deze korte inleiding opvalt is dat alle publicaties over de hersemantisering meer of min synchrone studies zijn. Er is geen onderzoek dat een diachroon overzicht van het proces van hersemantisering biedt. Deze bijdrage zal proberen het proces aan de hand van diernamen op te helderen. Wij vragen ons ten eerste af wanneer zich het semantische systeem naast het grammaticale systeem heeft geïnstalleerd en willen daarenboven weten waarom er – zoals ook Audring en Booij (2009, 31) hebben opgemerkt – nog steeds zoveel variatie en onzekerheid bij de pronominale verwijzing in het Nederlands bestaat, hoewel het semantische systeem toch eigenlijk een logisch opgebouwd alternatief is.

De volgende pagina's zullen ernaar toewerken om deze beide vragen aan het eind van het artikel te kunnen beantwoorden. In het volgende hoofdstuk wordt echter eerst de methodische werkwijze beschreven en uitgelegd waarom het zo belangrijk is dat wij schrijftaal en spreektaal van elkaar afgrenzen. Eerst met dit passende fundament kunnen wij ons aan de onderzoeksresultaten wagen.

2. Methodisch onderzoek

2.1. Methodiek

Voor het onderzoek werd gebruik gemaakt van de *Digitale Bibliotheek voor de Nederlandse Letteren (DBNL)*², een digitaal corpus van meer dan 9000 teksten uit de Nederlandse literatuurgeschiedenis dat in 1999 werd opgericht door de Maatschappij der Nederlandse Letterkunde.³ De bezoeker heeft de mogelijkheid de werken van beroemde en invloedrijke schrijvers zoals Vondel, Hooft, Multatuli of Mulisch online te lezen en te bestuderen. Naast de literaire teksten biedt de pagina ook aanvullende informatie over de teksten en portretten van de auteurs. De DBNL is voor iedereen vrij beschikbaar en wordt gesteund door de Nederlandse Taalunie.

Met behulp van de zoekfunctie van het corpus is het mogelijk de pronominalisering van bepaalde woorden over een vast tijdsbestek te observeren. Voor dit onderzoek zijn diernamen om twee reden bijzonder geschikt. Dieren worden ten eerste volgens de *Individuation Hierarchy*⁴ vaker geïndividueerd dan objecten of abstracta zodat een groter aantal pronomina staat te verwachten (Audring 2009, 124ff.). Ten tweede vormen dieren volgens de resultaten van Audring een semantische eenheid op het pronomina domein. In het semantische systeem worden voor alle dieren masculiene pronomina gebruikt behoudens wanneer het dier een herkenbaar vrouwelijk geslacht heeft. In dit geval is ook de verwijzing met feminiene pronomina mogelijk (Audring 2009, 231). Het is dus belangrijk dat de dieren in het onderzoek geen duidelijk herkenbaar natuurlijk geslacht aantonen omdat anders de resultaten worden gemanipuleerd. Het volgende voorbeeld demonstreert welke soort tekstfragmenten voor een onderzoek niet bruikbaar zijn.

(1) „Maar **die hond**, zodra hij weg is, neemt **die hond haar** vel weg, hangt het daarzo aan een balk, en dan is **ze** als een mens hè, een vrouw dan, want **die hond** was **een teefje**.”

(bron: Boven, Karin / van Nie, Mirjam / Veth, Britta (1989): *Drie verhalen van de Lokono (Arawakken)*. Oso 8, p. 146.)

2 URL: <http://www.dbnl.org/>

3 Het corpus bevat teksten van 1200 tot heden en wordt voortdurend geactualiseerd.

4 De hiërarchie rangschikt de referenten volgens hun graad van individualisering, van mensen met een natuurlijk geslacht tot abstracte massanomen.

In (1) heeft de masculinisering geen greep op de pronominalisering omdat het natuurlijke geslacht de pronominakeuze bepaalt. Gewone huisdieren zoals honden of katten zijn derhalve tendentieel ongeschikt voor de studie omdat er vaak een persoonlijke relatie tussen mensen en huisdieren bestaat en zodoende het natuurlijke geslacht bekend is. Tegen deze achtergrond heeft de studie voor de volgende diernamen gekozen die historisch gezien feminiene woorden zijn: *de spin*, *de slang*, *de duif* en *de muis*. Bij alle vier dieren is het natuurlijk geslacht niet direct herkenbaar en meestal voor de auteur en lezer ook niet van belang.

Om de wissel van feminiene naar masculiene pronomina te demonstreren, zijn alleen pronomina nuttig die nog een onderscheid tussen feminiën en masculiën kennen. Dat geldt voor de persoonlijke pronomina *hij/hem* en *zij/ze/haar* en de possessieve pronomina *zijn* en *haar*. Voor het masculiene possessieve pronomen enkelvoud *zijn* moeten wij nog even kort opmerken dat het tegelijkertijd ook als onzijdig possessief pronomen enkelvoud fungeert. Als feminiene diernamen met *zijn* worden gepronominaliseerd, zal het onderzoek dit nochtans als masculinisering rekenen omdat er uit alle belangrijke studies geen gevallen bekend zijn waar feminiene diernamen in verband met onzijdige pronomina optreden.

De masculinisering van onzijdige diernamen zal in het onderzoek niet behandeld worden. Bij een dergelijk onderzoek zouden andere pronomina – zoals demonstratieven en relatieven – moeten worden geraadpleegd om de wissel van onzijdige naar masculiene pronomina vast te kunnen stellen. Uit de studie van Audring (2009, 108) blijkt dat bijvoorbeeld relatieve pronomina meestal volgens syntactische categorieën worden toegepast.

(2) „Het beeld is dat van **het meisje dat haar schort** ophoudt.”

(bron: van Heekeren, Johannes (1712): *Thirsis Minnewit. Deel 3*, ed. Jos Houtsma. Amsterdam, p. 19.)

Tekstfragment (2) toont de problematiek heel aanschouwelijk. Terwijl het possessieve pronomen *haar* semantisch met zijn referent *meisje* congrueert, gebruikt de auteur het relatieve pronomen *dat* op basis van syntactische regels. Een gezamenlijk onderzoek voor feminiene en onzijdige diernamen zou de studie om die reden onnodig compliceren en heldere conclusies onmogelijk maken.

2.2. Schrijftaal vs. spreektaal

Anders dan vele studies over het onderwerp pronominaal genus die op gesproken bronnen zijn gebaseerd, verzamelt deze paper uitsluitend schriftelijke bronnen. Dat heeft gewoon met het feit te maken dat gesproken bronnen een fenomeen uit de 20ste en 21ste eeuw zijn en zodoende geen diepgravende diachrone beschouwingen mogelijk zijn. Tussen schrijftaal en spreektaal bestaat er ook in het algemeen een groot onderscheid dat in dit hoofdstuk nader geduid wordt. Hieruit volgt dat de resultaten van het onderzoek niet zomaar te generaliseren of op de spreektaal toe te passen vallen.

De schrijftaal is principieel conservatiever en normender dan de spreektaal. Om die reden zijn ontwikkelingen die in de spreektaal al lang ingang hebben gevonden pas later ook in de schrijftaal vast te stellen. In de 16de en 17de eeuw werd de schrijftaal sterk door het standaardiseringsproces beïnvloed. Eén doel was een volkstaal met casus- en driegenerasysteem te construeren die zich oriënteerde aan de vormenrijkdom van het Latijn (Geerts 1966, 35ff.). Tegelijkertijd moeten wij ervan uitgaan dat het oude driegenerasysteem in de spreektaal van 17de eeuw al verdwenen was. De gewone taalgebruiker kon bij de pronominale aanduiding niet onderscheiden of een nomen historisch gezien masculien of feminien was. Om het verlies van kennis te voorkomen, publiceerde de intellectuele elite woordenlijsten die het grammaticale genus van talloze naamwoorden vermeldde (Audring 2009, 37). De grammaticus van Heule (1633, 27) stelt in zijn woordenlijst in een opmerking vast dat er naast zijn richtlijnen ook een willekeurig systeem van genuskeuze bestond.⁵ Hoewel wij geen mondelinge bronnen uit vroegere eeuwen kunnen raadplegen, tonen de pogingen van de grammatici dat er in de spreektaal al onzekerheid over de omgang met de genera bestond.

Tot de eerste decennia van de 20ste eeuw werd er nog krampachtig aan de oude grammaticale systemen vastgehouden hoewel ze al eeuwenlang uit de omgangstaal waren verdwenen (Mooijaart & van der Wal, 54ff.). Zelfs van Haering (1954, 2) merkt in zijn onderzoek op dat in de schrijftaal nog steeds het oude driegera-systeem wordt gebruikt. Door het opkomen van informele teksten als mail, reclame of sms benadert de schrijftaal vandaag meer de spreektaal (Audring 2009, 138). Wij moeten ons echter bewust zijn dat er nooit een volledig parallellisme tussen beide talen zal ontstaan en zodoende de resultaten van dit onderzoek niet per se voor de spreektaal kunnen gelden. Toch is het de moeite waard de pronominalisering in de schrijftaal te onderzoeken. Ook in de schrijftaal weerspiegelen zich altijd religieuze, politieke en maatschappelijke normen en veranderingen (Geerts 1966, 29). Bovendien vormt de schrijftaal veel meer dan de spreektaal een gestandaardiseerde eenheid en is daarom voor een uitgebreid onderzoek beter geschikt.

3. Resultaten

De resultaten worden hier in drie stappen voor ieder nomen apart gepresenteerd. Ten eerste vertoont een tabel de frequentie en distributie van de getallen zodat wij een overzicht van de kwantiteit kunnen krijgen. Om de resultaten vergelijkbaar te maken, worden ze in een tweede stap middels een diagram met procentuele gegevens afgebeeld. Tenslotte volgt de beschrijving van de resultaten, verrijkt met enkele tekstvoorbeelden uit de DBNL en andere hedendaagse bronnen die hier representatief voor andere tekstfragmenten staan.

5 „Dit zy van het onderscheyt der geslachten gezeyt / Doch dit onderscheyt / en behouft in den Rijm/ alijt niet nagevolgt te worden [...]”

3.1. de spin

	13de	14de	15de	16de	17de	18de	19de	20ste (1)	20ste (2)	21ste
feminien	1	1	3	4	15	26	117	65	26	2
masculien	0	0	0	0	1	6	3	28	43	13
totaal	1	1	3	4	16	32	120	93	69	15

tabel 2: distributie van de resultaten voor het begrip „spin”

Voor het begrip *spin* en zijn oudere vormen *spinne* en *spenne* is de frequentie van resultaten volgens tabel 2 redelijk hoog. Meer dan honderd bruikbare voorbeelden heeft het onderzoek van de 19de- en 20ste-eeuwse teksten opgeleverd. Alleen vóór de 17de eeuw waren er nauwelijks voorbeelden aan te treffen, maar omdat in dit tijdbestek in alle gevallen feminiene pronomina worden gebruikt, kunnen wij daarvan uitgaan dat de masculinisering van feminiene diernamen toen nog ongebruikelijk was.

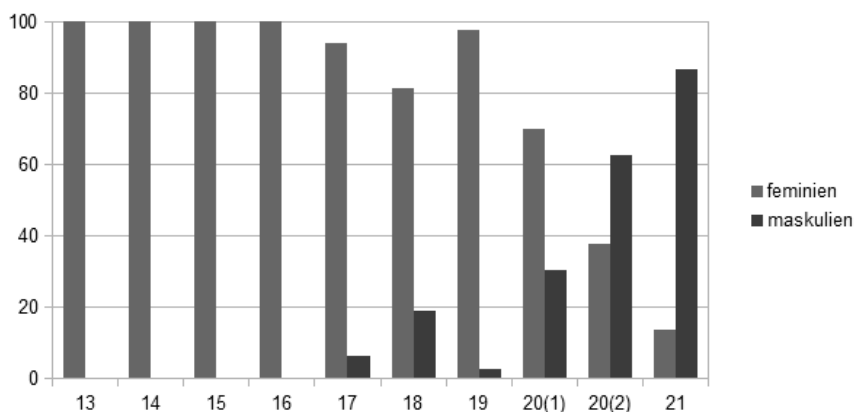


diagram 1: pronominalisering van het begrip „spin” van de 13de tot 21ste eeuw

Tekstfragment (3) stamt uit het jaar 1270 en is het oudste geval van pronominalisering dat voor het begrip *spin* in de *DBNL* gevonden kon worden. Hier is het casussysteem nog duidelijk te herkennen zodat de pronominalisering – dankzij de syntactische congruentie van pronomina en nomina – geen problemen veroorzaakt.

(3) „Als **die spinne** siet een serpent ligghen onder enen scade, gaet **si** neder bi **haren** drade, ende steect so dicken ende steect, dat **si** hem die hersine doerbreect, ende oec en wil sijs niet begheven, eer **sie** hem nemet dat leven.”

(bron: van Maerlant, Jacob (1270): *Der naturen bloeme*, ed. Eelco Verwijs. Groningen: J.B. Wolters, p. 78.)

Pas in de 17de eeuw vinden wij volgens diagram 1 het eerste aantal voorbeelden van masculinisering dat in de 18de eeuw aangroeide tot rond twintig procent. In de 19de eeuw daalde het gebruik van masculiene pronomina voor het begrip *spin* dan weer. Terwijl het grammaticale systeem in de eerste helft van de 20ste eeuw nog een meerderheid had, lijkt zich het semantische systeem in de tweede helft van de eeuw te hebben doorgezet. In over zestig procent van de gevallen werd het semantische systeem geprefereerd. Voor de tegenwoordige tijd tonen de resultaten een grote meerderheid voor het gebruik van masculiene pronomina aan. Wij moeten toch bedenken dat de cijfers uit de 21ste eeuw vanwege de lage frequentie niet zeer betrouwbaar zijn. Niettemin demonstreren de tekstfragmenten (4) en (5) uit *Wikipedia* en *De Volkskrant* dat het semantische systeem inmiddels algemeen wordt geaccepteerd.

(4) „**Een jonge spin** moet net als alle andere dieren met een exoskelet een aantal vervellingen ondergaan voor **hij** volwassen is.”

(bron: Wikipedia. *Spinnen*. [http://nl.wikipedia.org/wiki/Spinnen_%28dieren%29; 02.09.2013])

(5) „**De spin** is overigens geen volgroeid exemplaar, **hij** meet 'slechts' 10 tot 12 centimeter.”

(bron: De Volkskrant (8 januari 2013). *Vogelspin duikt op in Albert Heijn*. [www.volkskrant.nl/vk/nl/2686/Binnenland/article/detail/3373755/2013/01/08/Vogelspin-duikt-op-in-Albert-Heijn.dhtml, 02.09.2013])

3.2. de slang

In principe kunnen wij voor het begrip *slang* en zijn oudere schrijfwijzen *slanghe* en *slange* dezelfde fenomenen vaststellen die al bij *de spin* werden aangetoond.

	13de	14de	15de	16de	17de	18de	19de	20ste (1)	20ste (2)	21ste
feminien	0	1	1	16	22	31	140	42	19	7
masculien	0	0	0	0	6	12	17	20	34	9
totaal	0	1	1	16	28	43	157	62	53	1

tabel 3: distributie van de resultaten voor het begrip „slang”

De masculinisering begon in de 17de eeuw en het semantische systeem won in de tweede helft van de 20ste eeuw de meerderheid. Op twee afwijkingen zal er toch even kort worden gewezen. In de 17de en 18de eeuw was het aantal gevallen van masculinisering met rond twintig en dertig procent duidelijk hoger. Tekstfragment (6) is daar een heel vroeg voorbeeld van.

(6) „Siet hoe **de Slang** den Vos, den Leeuw en Hond omwonden heeft met **sijn Kronckel-staert** gevlochten in een hoop [...].”

(bron: Pietersz Pers, Dirck (1648): *Bellerophon of Lust tot wijsheit, Gesangh der zeeden, Urania of Hemel-sangh*. Amsterdam: D. Pietersz, p. 68.)

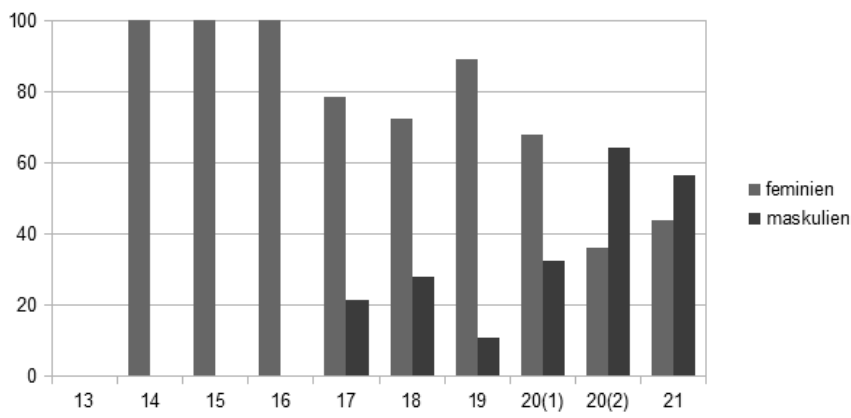


diagram 2: pronominalisering van het begrip „slang” van de 13de tot 21ste eeuw

Wat verder opvalt is dat het aantal gevallen van masculinisering in de 21ste eeuw in vergelijking tot het begrip *spin* met ongeveer zestig procent behoorlijk lager was. Maar zoals gezegd, zijn de getallen uit de tegenwoordige tijd vanwege de geringe kwantiteit niet echt betrouwbaar.

3.3. de duif

Ook bij het begrip *duif* en zijn oude vormen *duuf*, *duve* en *duyve* kunnen wij wezenlijk dezelfde tendenties als bij de andere begrippen herkennen. De frequentie van gevallen is echter veel lager. Dit kan ermee samenhangen dat de duif geen unieke karakteristieken bezit zoals de spin het web en de slang vergif. Deze kenmerken zijn vaak heel productief bij de pronominalisering en voor een groot deel van de gevallen verantwoordelijk.

	13de	14de	15de	16de	17de	18de	19de	20ste (1)	20ste (2)	21ste
feminien	1	1	3	2	11	17	38	32	10	4
masculien	0	0	0	0	1	3	6	10	34	8
totaal	1	1	3	2	12	20	44	42	44	12

tabel 4: distributie van de resultaten voor het begrip „duif”

Wat verder nog in het oog valt is dat het semantische systeem in het begin van de 20ste eeuw zich nog nauwelijks heeft doorgezet, terwijl het aantal voorbeelden met masculinisering na de Tweede Wereldoorlog sprongsgewijs omhoog ging. Vandaag is *de duif* zelfs in kranten een woord met masculiene pronomina (7).

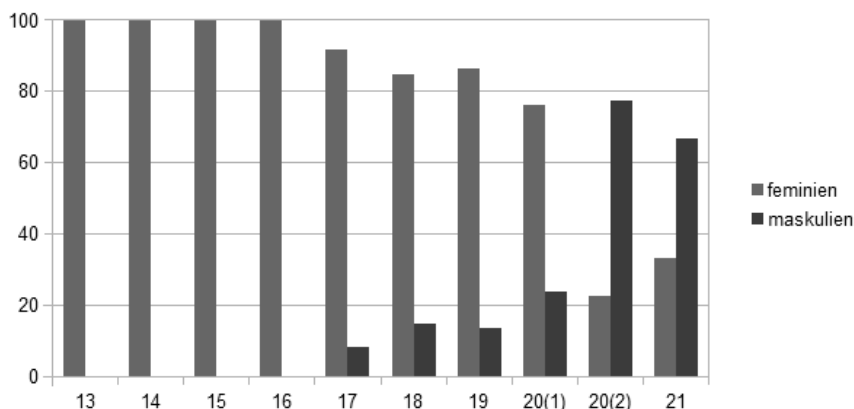


diagram 3: pronominalisering van het begrip „duif” van de 13de tot 21ste eeuw

(7) „De man ging op de grond liggen, waarna een massa duiven op hem afkwamen. Voor **één duif** liep het helemaal verkeerd af. **Hij** kwam onder het standbeeld terecht.”

(bron: De Telegraaf (22 september 2011): *Levend staandbeeld plet duif*. [www.telegraaf.nl/binnenland/20196437/_Levend_standbeeld_plet_duif_.html; 02.09.2013])

3.4. de muis

De resultaten voor het begrip *muis* en zijn oudere schrijfwijzen *mues*, *mus*, *muse*, *muus* en *muys* vertonen eveneens niets fundamenteel nieuws.

	13de	14de	15de	16de	17de	18de	19de	20ste (1)	20ste (2)	21ste
feminien	2	1	1	1	8	8	35	25	10	3
masculien	0	0	0	0	2	5	6	11	30	6
totaal	2	1	1	1	10	13	41	36	40	9

tabel 5: distributie van de resultaten voor het begrip „muis”

Het enige wat opvalt is dat het aantal masculiniseringsen in de 17de en 18de eeuw al behoorlijk hoog was. Met een oog op tabel 4 kan dit echter met de geringe frequenties te maken hebben. In het hedendaagse gebruik van *muis* heeft zich ook het semantische systeem doorgezet. Zelfs in het Wikipedia-artikel (8) voor het begrip *huismuis* vinden wij masculiene pronomina.

(8) „Oorspronkelijk komt **de huismuis** voor op de steppen van Centraal-Azië en Rusland, vanwaar **hij** zich al snel heeft verspreid over de rest

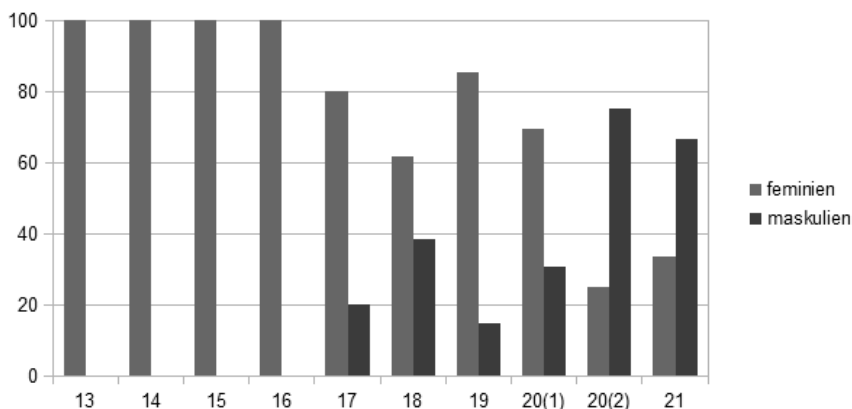


diagram 4: pronominalisering van het begrip „muis” van de 13de tot 21ste eeuw

van de wereld, langs handelsroutes en de verspreiding van menselijke nederzettingen.”

(bron: Wikipedia: *Huismuis*. [nl.wikipedia.org/wiki/Huismuis; 02.09.2013])

3.5. samenvatting

In de resultaten zijn er geen fundamentele verschillen tussen de onderzoeksbe-
grippen te herkennen. Bij alle vier diernamen kunnen wij deze drie fenomenen
vaststellen:

1. Het semantische systeem verscheen al in de 17de en 18de eeuw maar kon
zich niet volledig doorzetten zodat het aantal masculiniserings in de 19de eeuw
weer daalde.

2. In de tweede helft van de 20ste eeuw won het semantische systeem de
overhand tegenover het grammaticale systeem.

3. Ook tegenwoordig worden beide systemen door elkaar gebruikt hoewel er
een duidelijke preferentie voor het semantische systeem lijkt te zijn.

Het is de moeite waard om alle drie fenomenen met betrekking tot de onder-
zoeksvragen uit de inleiding te analyseren. Wij kunnen hier al vasthouden dat
het parallelisme van de resultaten geen toeval lijkt te zijn en dat wij bij andere
feminiene diernamen vermoedelijk dezelfde fenomenen zouden vaststellen.

Maar voordat wij nu de resultaten analyseren, lijkt het zinvol om de re-
sultaten uit de 20ste eeuw nader te bekijken omdat hier het grammaticale
systeem zijn meerderheid bij de pronominalisering heeft verloren. Hiervoor zal
ik de resultaten van alle vier de begrippen samenvatten omdat anders geen
betrouwbare kwantiteit bereikt kan worden.

	00s	10s	20s	30s	40s	50s	60s	70s	80s	90s
feminien	39	32	35	34	24	9	13	17	14	12
masculien	12	14	13	19	10	16	26	32	34	31
totaal	51	46	48	53	34	25	39	49	48	43

tabel 6: distributie van de resultaten in de 20ste eeuw

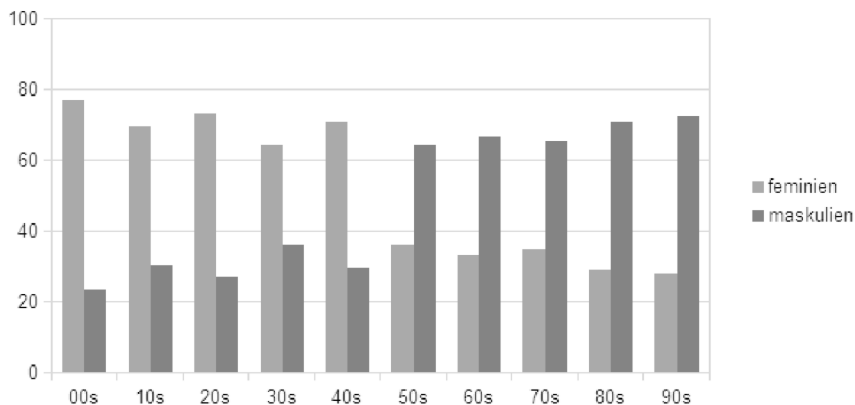


diagram 5: pronominalisering van de begrippen in de 20ste eeuw

Het diagram 5 toont duidelijk dat de wissel van het grammaticale naar het semantische systeem geen gelijkmatig proces is. Tussen de jaren 1940 en de jaren 1950 steeg het aantal gevallen met masculinisering van dertig tot meer dan zestig procent terwijl ervoor en erna nauwelijks veranderingen zijn te zien. Hoeveel de Tweede Wereldoorlog verklaart dat de waarden sprongsgewijs omhoog gaan, zullen wij in het volgende hoofdstuk analyseren. Dat hij in ieder geval zijn sporen heeft gelaten, is in tabel 5 niet te negeren.

4. Analyse

4.1. Masculinisering in de 17de en 18de eeuw

Volgens de onderzoeksresultaten begon de toepassing van masculiene pronomina op feminiene diernamen in de 17de en 18de eeuw. Het nieuwe systeem lijkt zich toen in de schrijftaal echter niet doorgezet te hebben omdat het gebruik van masculiene pronomina in de 19de eeuw weer daalde. Met betrekking tot hoofdstuk drie waar wij het verschil tussen schrijf- en spreektaal hebben besproken, zijn de resultaten verrassend. De 17de en 18de eeuw waren beïnvloed door het standaardiseringsproces en de poging het oorspronkelijke grammaticale genussysteem door woordenlijsten te kunnen bewaren. Het was te verwachten

dat tenminste de literaire elite uit die tijd de richtlijnen van de grammatici volgt en nomina volgens syntactische regels pronominaliseert. Waarom is er dan toch variatie?

De pogingen om het oude genussysteem te behouden waren vooreerst beperkt tot adnominale elementen. De grammatici hechtten er vooral belang aan dat het naar Latijns voorbeeld ontworpen naamvalsysteem werd aangewend. Het besef dat er een congruentie moet bestaan tussen het genus van nomina en pronomina vond eerst langzaam ingang in de grammatica's van de 17de en 18de eeuw (Geerts 1966, 187). Zo klaagt van Heule (1633, 24) dat het pronominale genusverschil „door het gemeyn gebruyc zeer bedorven en vermengelt is”. Het in de omgangstaal gangbare systeem is zodoende in de schrijftaal kunnen doordringen omdat op het domein van pronominale verwijzing een vacuüm was ontstaan dat door het standaardiseringsproces nog niet gevuld kon worden. Naast deze verklaring zijn er ook nog andere factoren die de resultaten van het onderzoek kunnen uitleggen.

Als variatie in een groot taalgebied te vinden is, mogen wij nooit de geografische categorie buiten laten. Het Nederlands van de 17de eeuw was vooral een verzameling van dialecten. Bij de ambitie om een standaardtaal te vormen, waren in het begin weinig mensen betrokken. Uit een studie van Pauwels blijkt dat het genus van woorden in de Zuid-Nederlandse dialecten van plaats tot plaats kan verschillen. Zo zijn bijvoorbeeld de nomina *marmer* en *kalk* in de West-Vlaamse dialecten onzijdige woorden terwijl ze in Oost-Vlaanderen mascuiliene woorden zijn (Geerts 1966, 132). Het is mogelijk dat de resultaten in de 17de en 18de eeuw dichter aanleunen bij de spreektaal, de dialecten, en veel minder door bewuste pogingen tot standaardisering werden beïnvloed dan jongere gegevens.

4.2. Doordringen van het semantische systeem

De onderzoeksresultaten vertonen een toename van masculinisering in de tweede helft van de 20ste eeuw. Dit spreekt van Haeringen (1954, 2) tegen die in zijn studie van 1954 beweert dat in de schriftelijke taal nog steeds het grammaticale systeem bij de aanduiding van pronomina werd gebruikt. In feite gingen de gevallen bij de masculinisering van diernamen al in de jaren 1950 snel omhoog. Deze sprongsgewijze toename maakt het waarschijnlijk dat wij het hier niet met een natuurlijke ontwikkeling te maken hebben maar de resultaten met buitentalige factoren samenhangen. Daarbij sluit zich de vraag aan of het fenomeen in verband staat met de Tweede Wereldoorlog. Ook de schrijftaal wordt voortdurend door uiterlijke voorwaarden beïnvloed zodat het wel degelijk mogelijk is dat taalveranderingen door historische ontwikkelingen verklaard kunnen worden (Geerts 1966, 29).

De Tweede Wereldoorlog was in vele opzichten een breukmoment. Na de verschrikkingen van de oorlog en de hongerwinter hadden vele Nederlanders alles verloren en moesten ze volledig opnieuw beginnen. Het nieuwe begin van de maatschappij toonde zich niet alleen in het alledaagse leven maar ook in de

literatuur. De Vijftigers met hun bekende schrijvers Hugo Claus en Louis Paul Boon staan voor een radicale vernieuwing van het proza en de poëzie. Zij wilden de oude esthetische en formalistische conventies vervangen door een literatuur die spontaniteit, echtheid en authenticiteit uitdrukt en openstaat voor experimenten met vorm en taal (Brems 2006, 108ff.). De nieuwe auteurs in het Nederlandse taalgebied zagen zichzelf niet meer als de intellectuele elite maar als deel van een beweging die een oog voor de gewone mens en zijn realiteit heeft (Brems 2006, 139ff.). Tot deze oude conventies lijkt vanuit grammaticale perspectief ook het driegera-systeem behoord te hebben. Als een auteur spontaniteit en echtheid wil uitdrukken dan is het handiger om bij de pronominalisering eerder gebruik te maken van het semantische systeem dat in de omgangstaal al lang de realiteit vormde dan van het kunstmatige grammaticale systeem. Het lijkt op die manier niet onmogelijk dat er wel degelijk een indirect verband tussen de Tweede Wereldoorlog en de opkomst van het semantische systeem is.

Een tweede reden voor het plotselinge wissel bij het pronominaalgebruik kan er mee samenhangen dat de realiteit van de omgangstaal niet langer ontkend kon worden. De laatste publicaties die het oude casus- en driedelige genussysteem nog als deel van het Standaardnederlands presenteerden, waren de orthografie van Marchant (1947) en het *Groene Boekje* uit het jaar 1954. Maar het *Groene Boekje* verklaarde al dat de oude systemen in feite uit de omgangstaal waren verdwenen (Audring 2009, 38). Wij hebben hier dus met een proces te doen dat de standaardtaal steeds meer aan de omgangstaal aanpast. Op deze manier verloren de auteurs de legitimiteit verder voor de oude systemen te kiezen. In hoeverre dit de auteurs daadwerkelijk heeft beïnvloed, kunnen wij echter niet vaststellen.

4.3. Hedendaagse variatie

De onderzoeksresultaten tonen dat het semantische systeem zich in de schrijftaal nog steeds niet volledig heeft doorgezet. In ongeveer een derde van de gevallen uit het onderzoek gebruikt de auteur nog feminiene pronomina voor oorspronkelijk feminiene diernamen. Deze variatie heeft verschillende oorzaken die ik in dit gedeelte wil presenteren.

Het voortschrijdend deflectieproces en het daaruit resulterende discrepantie tussen nominaal en pronominaal genus gaat hand in hand met een groeiende onzekerheid bij de pronominale verwijzing van woorden. De gewone taalgebruiker heeft de keuze tussen het syntactische en het steeds meer doordringende semantische systeem. Beide systemen staan in concurrentie tot elkaar en zorgen tot heden voor de uit het onderzoek gebleken variatie (Audring 2006, 93). Bij vele Nederlanders leidt deze onzekerheid ertoe dat ze voor geen van de beide mogelijkheden kiezen en de pronominalisering krampachtig vermijden. Dit vindt zijn uitdrukking in het herhalen van het nomen. Audring & Booij (2006, 28) geven voor dit fenomeen een extreem voorbeeld.

(9) „Verwarm **de chocolade** in de magnetron. Is **de chocolade** nog niet helemaal gesmolten? Even roeren en laten staan, dan smelt **de chocolade**”

vanzelf. Lukt het niet? Zet **de chocolade** dan nog 20 seconden in de magnetron. Roer de kardemom door **de gesmolten chocolade**.”

(bron: AllerHande 11 (2006))

Dergelijke gevallen met betrekking tot diernamen kon ik in mijn studie niet vaststellen. Uit de resultaten van het onderzoek blijkt desondanks dat een pronominalisering in de schrijftaal vandaag eerder wordt vermeden dan honderd jaar geleden. De frequentietabellen in hoofdstuk drie tonen dat het hoogtepunt in de 19de en eerste helft van de 20ste eeuw wordt bereikt hoewel het aantal teksten in de naoorlogse tijd het grootst was.

(10) „In een venster, t’welk meest altoos open stondt, hadt **een groote Spin haar net** gesponnen.”

(bron: Lehmans, M.C.G. (1802): Waarnemingen over de wyze, op welke de spin haare webbe maakt; en enige andere byzonderheden, de huishouding der spinnekoppen betreffende. *Vaderlandsche Letteroefeningen*, p. 344)

(11) „Op een ochtend ziet hij dat **een spin een web** tussen spiegel en stam heeft geweven.”

(bron: van Dis, Adriaan (1989): Stijl is een neurose. *De Gids. Jaargang 152*, p. 594)

Het 20ste-eeuwse tekstfragment (11) demonstreert een typische vermijding van pronominalisering in tegenstelling tot het oudere tekstfragment (10) waar de auteur in hetzelfde thematische context met een feminien possessief pronomen naar *de spin* verwijst omdat voor hem geen twijfel over de pronominakeuze bestaat. Deze voorbeelden staan representatief voor vele andere gevallen in het corpus die ik tijdens het onderzoek tegenkwam.

Naast de vermijding van pronominalisering kan het ook gebeuren dat de auteur de pronomina gewoon door elkaar en schijnbaar willekeurig gebruikt zoals in tekstfragment (12). Merk op dat dit voorbeeld niet uit een recept afkomstig is zoals (9) maar uit het *National Geographic Magazine*, een tijdschrift voor een intellectueel publiek.

(12) „Hoe sterk het gif is, hangt af van de leeftijd van **de slang**, wanneer **zij** voor het laatst heeft gegeten, hoe diep de giftanden in het lichaam van **zijn slachtoffer** dringen en de hoeveelheid gif die **hij** inspuit.”

(bron: National Geographic, Belgian edition (2005))

In dit tekstfragment vinden wij zowel een feminien als een masculien persoonlijk pronomen en daarbij aanvullend nog een masculien possessief pronomen. Het onderzoek toont dat verwarring en onzekerheid bij het pronomina-gebruik niet alleen in de spreektaal maar ook in beschaafde schrijftaal optreden en deels voor de hedendaagse variatie verantwoordelijk zijn. Alleen voor heel opgeleide mensen is het gebruik van feminiene pronomina nog steeds present (Audring 2009, 40).

Naast de algemene onzekerheid kunnen ook dialecten invloed uitoefenen op de hedendaagse variatie. Dialecten conserveren vaak oude woorden en grammaticale systemen omdat ze niet zozeer door buitentalige ontwikkelingen zoals

bijvoorbeeld standaardiseringsprocessen worden beïnvloed. Anders dan het Standaardnederlands dat op het adnominale domein alleen nog een tweegenerasysteem kent, bewaren sommige dialecten in het Nederlandse taalgebied het driegenerasysteem tot heden. Dat geldt voor dialecten zuidelijk van de grote rivieren, zoals het Oost-Vlaams, het Brabants, het Limburgs en het West-Vlaams. In die gebieden kiezen vele taalgebruikers bij pronominalisering voor het syntactisch systeem (De Vos 2009, 85). De Vogelaer (2006) heeft in zijn studie ontdekt dat hedendaagse kinderen uit het Zuid-Nederlandse deel van het taalgebied beter in staat zijn pronomina volgens het grammaticale genus van woorden toe te passen dan Noord-Nederlandse kinderen. Maar ook in het Zuid-Nederlands beginnen de deflectie- en afslijtingsprocessen zodat er verwacht moet worden dat het Zuid-Nederlands het Noord-Nederlandse genussysteem zal overnemen (De Vogelaer 2006, 99ff.).

Het is moeilijk uit te maken of de Zuid-Nederlandse dialecten voor de variatie bij de onderzoeksresultaten medeverantwoordelijk zijn. De auteur van tekstfragment (13), Herman Teirlinck, is in Vlaanderen opgegroeid. Toch kunnen wij niet zeker zijn of het gebruik van het grammaticale systeem in de naoorlogse tijd werkelijk met zijn dialectische invloed te maken heeft.

(13) „En eens heb ik **een spin haar** net zien weven.”

(bron: Teirlinck, Herman (1952): *Het gevecht met de engel* (2 dln.). Brussel: A. Manteau, p. 163)

Over het algemeen blijkt uit het onderzoek dat er geen herkenbare samenhang bestaat tussen Zuid-Nederlandse of Vlaamse herkomst en het gebruik van feminiene pronomina. Er zijn eveneens Noordnederlandse auteurs die het grammaticale systeem toepassen. Wij mogen deze observaties echter niet generaliseren. Het is mogelijk dat er voor minder geïndividueerde categorieën wel een samenhang bestaat.

5. Conclusie

In het begin van het artikel hebben wij ons afgevraagd wanneer het semantische systeem naast het grammaticale systeem heeft postgevat. Uit de onderzoeksresultaten blijkt dat de masculinisering van feminiene diernamen al in de 17de eeuw begon. Het pronominale domein vormde in die tijd een vacuüm waarin de omgangstaal kon doordringen. Met de verspreiding van de conservatieve standaardtaal in de 19de eeuw daalde het gebruik van masculiene pronomina weer. Pas in de tweede helft van de 20ste eeuw kon zich het semantische systeem volledig doorzetten. De sprongsgewijze toename tussen 1940 en 1960 laat ons vermoeden dat de verspreiding van masculiene pronomina voor feminiene diernamen in verband staat met de Tweede Wereldoorlog. De ideologie van de Vijftigers is maar één voorbeeld van hoe de maatschappij reageerde op de oorlog. Anti-formalistische en anti-intellectuele ideeën vormden de ideale voorwaarden voor een opbloei van het semantische systeem.

De tweede vraag zocht aan het begin naar de redenen voor de hedendaagse variatie. De onderzoeksresultaten bewijzen dat ook bij de pronominalisering van diernamen nog veel variatie heerst, hoewel er een sterke preferentie voor het semantische systeem is vast te stellen. De hedendaagse variatie kan ermee samenhangen dat de parallelle existentie van twee genussystemen in de schrijftaal slechts verwarring sticht en de systemen deels zelfs binnen één zin door elkaar worden gebruikt. Bovendien zorgen de Zuid-Nederlandse dialecten en formeel taalgebruik ervoor dat er ook vandaag nog enkele gevallen van syntactische pronominalisering zijn te vinden.

Aan het eind stelt zich nu de vraag in hoeverre de resultaten gegeneraliseerd kunnen worden. Het parallelisme tussen de ontwikkelingen bij alle vier de bestudeerde begrippen valt niet te negeren en toont dat de resultaten geen toeval zijn. Een kwantitatieve benadering met meer voorbeeldbegrippen kan definitieve zekerheid over diachrone veranderingen brengen, al moet opgemerkt worden dat dit soort onderzoeken heel tijdsintensief is. Niettemin kunnen wij vermoeden dat er soortgelijke resultaten bij alle feminiene diernamen⁶ gevonden zullen worden zolang het dier geen duidelijk herkenbaar geslacht heeft.

Literatuur

- Audring 2006: Jenny Audring, Genusverlies en de betekenis van voornaamwoorden. In: *Nederlands tussen Duits en Engels. Handelingen van de workshop op 30 september en 1 oktober 2005 aan de Freie Universität Berlin*, Leiden 2006, 71–88.
- Audring 2009: Jenny Audring, *Reinventing Pronoun Gender*. Amsterdam 2009.
- Audring/Booij 2009: Jenny Audring/Geert Booij, Genus als probleemcategorie. In: *Taal en tongval* 22 (2009), 1–12.
- Brems 2006: Hugo Brems, *Altijd weer vogels die nesten beginnen. Geschiedenis van de Nederlandse literatuur 1945–2005*. Amsterdam 2006.
- Cornips/De Vogelaer 2009: Leonie Cornips/Gunther De Vogelaer, Variatie en verandering in het Nederlandse genus. *Taal en tongval* 22 (2009), 13–17.
- Geerts 1966: Guido Geerts, *Genus en geslacht in de Gouden Eeuw. Een bijdrage tot de studie van de nominale klassifikatie en daarmee samenhangende adnominale flexievormen en pronominale verschijnselen in Hollands taalgebruik van de zeventiende eeuw*. Brussel 1966.
- van Gestel/Nijen Twilhaar/Rinkel/Weerman 1992: Frank van Gestel/Jan Nijen Twilhaar/Tineke Rinkel/Fred Weerman, *Oude zinnen. Grammaticale analyse van het Nederlands tussen 1200–1700*. Leiden/Antwerpen 1992.

6 De resultaten mogen niet worden toegepast op onzijdige diernamen of andere semantische categorieën.

- van Haeringen 1954: C.B. van Haeringen, *Genus en geslacht. Het voornaamwoordelijk gebruik in de gesproken taal*. Amsterdam 1954.
- van Heule 1633: Christiaan van Heule, *De Nederduytsche spraec-konst ofte tael-beschrijvinghe*, ed. W. J. H. Caron. Groningen 1953.
- Mooijaart/van der Wal 2008: Marijke Mooijaart/Marijke van der Wal, *Nederlands van Middeleeuwen tot Gouden Eeuw. Cursus Middelnederlands en Vroegnieuw-nederlands*. Nijmegen 2008.
- Verhoeven 1990: P.R.F. Verhoeven, Voornaamwoordelijke aanduiding in het hedendaagse Nederlands. In: *De nieuwe taalgids* 83 (1990), 494–513.
- De Vogelaer 2006: Gunther De Vogelaer, Pronominaal genus bij ‘Zuid-Nederlandse’ taalverwervers: grammatical of semantisch systeem? In: *Nederlands tussen Duits en Engels. Handelingen van de workshop op 30 september en 1 oktober 2005 aan de Freie Universität Berlin*. Leiden 2006, 89–102.
- De Vos 2009: Lien De Vos, De dynamiek van hersemantisering. In: *Taal en tongval* 22 (2009), 82–110.
- De Vries 2001: Jelle de Vries, *Onze Nederlandse spreektaal*. Den Haag 2001.

Flanderns spät bewältigte Vergangenheit.

Zur Nachkriegsgeschichte der flämischen Kollaboration

Winfried Dolderer

Im Mai 2001 erfuhr die Karriere des flämischen Landesministers Johan Sauwens einen jähen Knick, als ruchbar wurde, dass er an einer Veranstaltung des Sint-Maartensfonds, einer Vereinigung ehemaliger flämischer Angehöriger der Waffen-SS, teilgenommen hatte. Nachdem eine Zeitung darüber berichtet hatte, und obendrein noch ein Video aufgetaucht war, das Sauwens in Gesellschaft der SS-Veteranen zeigte, war er in seinem Superressort für Inneres, Wohnungsbau, Außenhandel, Sport, Denkmal- und Landschaftsschutz nicht mehr zu halten. (1)¹

Das mediale und politische Nachbeben war enorm. Der belgische Justizminister stellte umgehend schärfere Maßnahmen gegen den Rechtsextremismus in Aussicht und berief aus diesem Anlass eine Konferenz von Staatsanwälten und Polizeiexperten ein. Der flämische Kulturminister wies in einem Rundschreiben die ihm untergebenen Bibliotheken an, ihre Bestände von jeglichem rechtsextremen Schrifttum zu säubern, während sich im Parlament der belgische Landwirtschaftsminister, ein Liberaler, peinlicher Fragen zu erwehren hatte. In einem früheren politischen Leben hatte er der flämisch-nationalen Volksunie angehört, der Partei des gestürzten Ministers Sauwens, und sah sich jetzt dem Vorwurf ausgesetzt, damals selbst Mitglied des Sint-Maartensfonds gewesen zu sein. Im flämischen Parlament machte sich ein sozialistischer Abgeordneter dafür stark, dem Vlaams Nationaal Jeugdverbond (VNJ) die staatlichen Zuschüsse zu streichen, und die führende flämische Tageszeitung widmete eine ganze Reportageseite dem Geflecht von Organisationen und Traditionsvereinen am rechten Rand der flämischen Bewegung, als wäre es ein gerade erst entdeckter unerforschter Kontinent (2) – das alles in einer einzigen Woche nach Ausbruch der Affäre und Ministersturz.

Die Pointe allerdings bestand darin, dass Sauwens mit der politischen Höchststrafe für ein Vergehen büßen musste, das in seinem flämisch-nationalen Milieu nur wenige Jahre zuvor noch keineswegs als Vergehen gegolten hatte, vielmehr als gebotene und übliche Form des Umgangs mit der eigenen Wählerklientel. (3) Die Heftigkeit, mit der jetzt die Affäre über ihn hereinbrach, war gewissermaßen

1 Die umfangreiche Dokumentation und Kommentierung der historischen Quellen und die bibliografischen Angaben zur Sekundärliteratur erfolgen in den Anmerkungen am Ende dieses Beitrags.

die Quittung für Jahrzehnte des Verschweigens, Verharmlosens, Beschönigens. Oder, um es anders auszudrücken, für den Umstand, dass unter den während des Zweiten Weltkrieges von Deutschen besetzten Ländern Westeuropas Flandern eine Sonderrolle spielte, weil es hier lange Zeit keinen mit der Befreiung spontan etablierten gesamtgesellschaftlichen Konsens über die politische, aber auch moralische Verwerflichkeit der Kollaboration mit dem Nationalsozialismus gegeben hat.

Die westeuropäische Norm im Umgang mit dieser Geschichte hat 1990 der niederländische Historiker Ernst Kossmann auf die Formel gebracht, dass die Diskussion darüber „nicht offen“, vielmehr zu Recht „intellektuell“ und „moralisch viel eingengter“ sei als die Betrachtung jedweder anderen historischen Epoche. (4) Kossmann sah darin durchaus auch ein methodisches Problem für den Historiker, dem beim Studium dieser Vergangenheit die „wissenschaftlich-neutrale Debatte“, das Abwägen des Für und Wider mit dem Ziel eines möglichst objektiven Urteils verwehrt sei: „Wer als Historiker für die deutsche Besatzungsmacht und die Kollaboration eintreten würde..., würde sich völlig diskreditieren und höchstwahrscheinlich strafrechtlich verfolgt werden.“

Gemessen an dieser Norm zeigt die Debattenlage im Flandern der Nachkriegsjahrzehnte ein deutlich abweichendes Bild. Das moralisch aufgeladene Unwerturteil über die Kollaboration mit dem Nationalsozialismus war hier bis in die späten achtziger Jahre hinein kein gesamtgesellschaftlicher, alle politischen Lager übergreifender Konsens. Dieser beschränkte sich vielmehr auf das im weitesten Sinne linke Spektrum, Liberale, Sozialisten, Kommunisten. Auf Seiten der bürgerlichen Rechten, bei flämischen Nationalisten, aber auch konservativen Christdemokraten, war indes, um nochmals mit Kossmann zu sprechen, die Diskussion durchaus „offen“. Über Jahrzehnte hielt sich hier eine Position, deren Verfechter die Kollaboration zwar für eine letztlich gewiss verfehlte, angesichts vieler Umstände freilich zumindest entschuldbare, wenn nicht gar verständliche Option hielten. Den Kollaborateuren, soweit sie politisch motiviert waren, wurden jedenfalls honorige Beweggründe zugeschrieben.

„De Nieuwe Orde“

Lange Zeit wurde dieses Geschichtsbild tradiert im Milieu der damals unmittelbar Beteiligten und einer apologetischen Historiographie, bis schließlich 1982 die Verstrickung flämischer Nationalisten in die Politik des Dritten Reiches erstmals zum Thema einer großen, ein breites Publikum bewegenden Debatte wurde. Anlass war die monumentale Fernsehdokumentation „De Nieuwe Orde“, die der – damals noch – „Belgische“ Rundfunk BRT vom Februar an in 17 wöchentlichen Folgen ausstrahlte. Der Titel war dem Kollaborationsdiskurs der frühen vierziger Jahre selbst entlehnt, dessen Protagonisten mit dem Schlagwort einer „neuen Ordnung“ ihre Abkehr von der parlamentarischen Demokratie und die Hinwendung zu einem autoritären Gesellschaftsmodell unter dem Protektorat des nationalsozialistischen Deutschland kenntlich gemacht hatten. (5)

„De Nieuwe Orde“ behandelte die Zeit der dreißiger Jahre, den Prozess, in dessen Verlauf der flämische Nationalismus (6) zunehmend unter den Einfluss der zeitgenössischen faschistischen und nationalsozialistischen Ideologien geriet, die Vorgeschichte also des späteren Dramas der Besatzungszeit. Dieses selbst sollte einige Jahre danach in einer ähnlich monumentalen Serie unter dem Titel „De Collaboratie“ zur Sprache kommen. Das Projekt beruhte auf einer Idee, die schon Ende der sechziger Jahre in der Führungsetage des BRT ventiliert worden war; seit Mitte der siebziger Jahre war der Autor der Serie, der als „Balzac des Fernsehjournalismus“, gelegentlich auch als „Pitbull des flämischen Fernsehens“ prominente Maurice De Wilde (7), assistiert von einem kleinen Mitarbeiterstab und beraten von einer wissenschaftlichen Kommission aus sieben Zeithistorikern, ausschließlich noch damit befasst. Er sichtete meterweise Akten und nahm seit 1980 eine Unzahl von Zeitzeugeninterviews auf. Das Ergebnis war ein epochales Fernsehereignis, das im Frühjahr 1982 allwöchentlich am Freitagabend im Durchschnitt 800.000 Zuschauer an die Bildschirme fesselte. (8)

Dass es zugleich zum Lackmустest auf die geistige Verfassung des bürgerlich-konservativen Milieus in Flandern knapp vier Jahrzehnte nach dem Krieg wurde, war von den Initiatoren so gewiss nicht vorgesehen. Es erwies sich aus den zum Teil irritierenden Reaktionen. Selbstverständlich war, dass ein Projekt, das mit dem Anspruch einherging, als Pioniertat zur Aufarbeitung der flämischen Kriegsvorgeschichte zu gelten, der fachlichen Kritik unterlag. Der Historiker Raoul Bauer etwa stellte mit dem Hinweis auf die Suggestivkraft und Flüchtigkeit des Bildmediums Fernsehen dessen Eignung, komplexe geschichtliche Sachverhalte darzustellen, grundsätzlich in Frage. Er hielt De Wilde einen gelegentlich willkürlichen Umgang mit den Quellen vor, fehlendes Augenmerk für den zeitgeschichtlichen Hintergrund sowie einen „populistisch-moralisierenden“ Ansatz, dem jeder „gesunde Zweifel“ abgehe. Vielmehr halte De Wilde seine unvermeidlich subjektive Deutung offenbar für die objektive historische Wahrheit. (9)

Indes, das Gros der Kritiker, und das war der irritierende Aspekt der Debatte, hielt sich mit solch fachlichen Einwänden gar nicht auf. Sie entfachten vielmehr einen Sturm der Entrüstung, in dem die Legitimität des Projekts an sich prinzipiell und rabiāt bestritten wurde. Unverantwortlich, beschämend, unwürdig, eine Präsentation „denaturierten“ und mithin „verdächtigen“ historischen Materials, Inquisition, Manipulation, Stimmungsmache, demagogisch, Effekthascherei lauteten einige der gängigen Stichworte. (10)

Das Schlimme sei nicht die Machart der Serie, meinte ein Kritiker, namentlich der bis zur Unverschämtheit aufdringliche Ton, in dem De Wilde einige seiner Interviews geführt habe. Das „Hauptübel und der Fehler“ sei gewesen, dass ein solches Projekt überhaupt in Angriff genommen und realisiert worden sei. Die Verantwortlichen im Sender hätten es von vornherein unterbinden müssen, „sobald ein paar Mitarbeiter mit ihrem Vorschlag dazu auftauchten“. (11)

Hier und da fand sich der Hinweis auf charakterliche oder biographische Defizite des Autors zur Erklärung der gerügten Mängel seines Werkes. Eine

„erhebliche Dosis“ Größenwahn wurde De Wilde nachgesagt sowie „gefühlsgeladener Egozentrismus“, mit dem er sich als „Scharfrichter und Untersuchungsrichter“ in Szene gesetzt habe. Der konservative Publizist Manu Ruys hielt es für der Erwähnung wert, dass De Wilde in einem „authentisch“ agnostischen und sozialistischen Milieu aufgewachsen sei. Ihm fehle daher die Empathie für manche Aspekte der katholisch-flämischen Mentalität. Dass er sich mit vorwiegend linken Mitarbeitern umgeben habe, tue ein Übriges zu seiner „einseitigen“ Herangehensweise. (12)

Als öffentlich-rechtliche Anstalt habe der belgische Rundfunk dem Land „unparteiisch“ zu dienen. Er habe nicht das Recht, den Konflikt zwischen der flämischen und der frankophonen Volksgruppe durch die Thematisierung strittiger historischer „Episoden“ weiter anzukurbeln, empörte sich der ehemalige Senator, belgische Minister und christdemokratische Parteichef Robert Houben (13) und warnte vor der wachsenden Gefahr, dass Belgien zerfalle. Nachdrücklichen Wert legte Houben auf die Feststellung, dass die Geschichte der deutschen Besatzung während des Zweiten Weltkrieges in zwei ganz unterschiedlichen Phasen verlaufen sei, zwischen denen der Überfall auf die Sowjetunion und der Kriegseintritt der USA im Jahre 1941 eine tiefe Zäsur markierten. In der Zeit davor habe man vernünftigerweise annehmen müssen, dass Deutschland den Krieg in Europa gewonnen hatte. Es sei unter diesen Umständen geradezu eine patriotische Pflicht gewesen, sich mit der Besatzungsmacht zu arrangieren, um die staatliche Fortexistenz Belgiens auch in der neuen europäischen Ordnung soweit wie möglich zu gewährleisten. (14)

Es ging Houben also sichtlich nicht um die Ehrenrettung der flämischen Nationalisten, die die Kollaboration bis zum bitteren Ende fortgeführt hatten. Seine Sorge galt jenen Angehörigen der traditionellen politischen und gesellschaftlichen Elite Belgiens, die in den ersten Monaten nach der Besetzung im Sommer 1940 Pläne zur Etablierung eines mit der neuen europäischen Ordnung kompatiblen autoritären Regimes geschmiedet hatten, und zu denen er als junger Beamter im Arbeitsministerium selber gezählt hatte. An die Stelle der parlamentarischen Demokratie sollte demnach ein „gouvernement des grands conseils“ unter Führung des Königs treten, der als „chef naturel de la nation“ (15) über erheblich erweiterte exekutive Befugnisse verfügen sollte. Von Pluralismus und politischen Parteien war keine Rede mehr. (16) Houben sah darin auch vier Jahrzehnte später noch ein patriotisches Werk, das er von De Wilde unzureichend gewürdigt fand: Wäre er, schrieb er, Mitglied des BRT-Verwaltungsrates, würde er sich schämen. Als Flame schäme er sich für diesen flämischen Rundfunk. (17)

Dass die Kollaboration mit dem Dritten Reich in unterschiedlichem Maße gerechtfertigt sein konnte, je nachdem, in welcher Phase der Besatzung der Kollaborateur agierte, war dem ehemaligen Volksunie-Senator und Bankier Lode Claes (18) ein fremder Gedanke. Sie bedurfte in seinen Augen überhaupt keiner Rechtfertigung. Kollaboration sei vielmehr zu allen Zeiten und unter allen Umständen ein normales Verhalten machtpolitisch benachteiligter Gruppen, um sich gegen übermächtige Konkurrenten durchzusetzen.

In seinen jungen Jahren war Claes selber im kollaborierenden Vlaamsch Nationaal Verbond (VNV) aktiv gewesen und hatte dafür nach dem Krieg fünf Jahre hinter Gittern verbracht. Die Streitschrift gegen „De Nieuwe Orde“, die er bereits Anfang März 1982, als gerade mal die ersten beiden Folgen ausgestrahlt waren, veröffentlichte, ließ schon im Titel an Unverblümtheit nichts zu wünschen übrig: „Kollaboration auf der Folterbank“. Claes erinnerte sich darin einer Begegnung mit De Wilde, der ihn im Oktober 1980 zu einem Interview aufgesucht und den ganzen Nachmittag bei ihm verbracht habe. Er habe dabei, schrieb Claes, das angenehme Gefühl gehabt, ein Vierteljahrhundert jünger zu sein und nochmals die Zeit zu erleben, als er mit „etlichen Staatsanwälten“, die ihn über Kollaborationsdelikte verhören wollten, Katz und Maus gespielt habe. (19)

Damit war gleich zu Beginn einer sich über Jahre hinziehenden Polemik das Stichwort gefallen, das große Nachkriegstrauma der flämischen Rechten angesprochen: die Verfolgung und Aburteilung der Kollaborateure nach der Befreiung Belgiens im September 1944, für die sich der Oberbegriff der Repression, „repressie“, eingebürgert hatte. Bis Ende 1949 eröffneten belgische Militärstaatsanwälte wegen Kollaborationsdelikten über 405.000 Ermittlungsverfahren, von denen mehr als 57.000 zur Anklage führten. Von 2940 Todesurteilen wurden 242 vollstreckt. In 2340 Fällen lautete das Strafmaß auf lebenslänglich. Das Gros der Verurteilten, mehr als 30.000, freilich erhielt weniger als fünf Jahre. Doch wurden darüber hinaus in den ersten Monaten zehntausende Verdächtige auf vielfach vage Vermutungen hin interniert und zudem im Laufe der Zeit über 43.000 ohne Strafverfahren auf behördliche Schwarze Listen gesetzt, was den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und in vielen Fällen ein Berufsverbot zur Folge hatte. (20)

Zwar milderte sich nach anfänglichem Übereifer der Gerichte die Schärfe der Strafzumessung sehr bald erheblich ab, und sorgte eine massenhafte Begnadigungspraxis dafür, dass sich bis Anfang der fünfziger Jahre die Gefängnisse weitgehend leerten. Gleichwohl behielten die Betroffenen und ihre Angehörigen die unmittelbare Nachkriegsperiode als eine Zeit der Rechtlosigkeit in Erinnerung.

Jetzt lautete ein Hauptvorwurf gegen die Dokumentationsserie „De Nieuwe Orde“, sie sei eine Fortsetzung der Repression mit den Mitteln des Fernsehens. Das Verdikt richtete sich persönlich gegen den Autor De Wilde, der auch seiner eindringlichen Interviewtechnik wegen in vielen Polemiken als „krijgsauditeur“ figurierte, als gnadenloser Militärstaatsanwalt. Für Lode Claes war das Fernsehprojekt im Übrigen ein linkes Komplott, dem der öffentlich-rechtliche Sender zum Opfer gefallen sei: „Deze geschiedschrijving is bedoeld om de gang van de geschiedenis te beïnvloeden.“ (21) Nicht zuletzt war in seinen Augen schon das Interesse an einer publikumswirksamen Aufarbeitung der flämischen Kriegsvorgänge ein pathologisches Symptom, charakteristisch für einen spezifisch flämischen Hang zur Selbstverachtung und zum Selbsthass, den sich Claes aus der geschichtlichen Erfahrung einer nicht enden wollenden Serie flämischer Niederlagen erklärte: „Hoe is het anders te verklaren dat veertig jaar na de

gebeurtenissen zoveel tijd en geld worden gespendeerd aan de geschiedenis van een mislukking?“ (22)

Eine gestörte flämische Identität als den eigentlichen Impuls des Projekts diagnostizierte auch der Publizist Mark Grammens (23), der als Kritiker der Vereinigten Staaten und des westlichen Bündnisses, Befürworter einer Verständigung mit der Sowjetunion im Kalten Krieg, nicht zuletzt als unnachsichtiger Verfechter flämischer Belange im belgischen Nationalitätenkonflikt einen Namen hatte. Das Bedürfnis, sich von der Vergangenheit der „eigenen Gruppe“ aggressiv zu distanzieren, zeuge von einer pubertären Haltung, fand Grammens. Insofern leiste „De Nieuwe Orde“ keinen Beitrag zur flämischen Emanzipation. Gerade der Erfolg der Serie sei vielmehr ein Symbol des „Untergangs einer elementaren intellektuellen Kultur in Flandern“. Unter dem Vorwand historischer Aufklärung werde hier versucht, auf „moralisch beinahe gewalttätige Art“ das flämische Streben nach „Erwachsenheit“ niederzumachen. (24)

Hervorzuheben ist, dass es sich bei den im Vorstehenden zitierten Apologeten der Kollaboration keineswegs um exzentrische Randsiedler des damaligen gesellschaftlichen und politischen Spektrums handelte. Sie repräsentierten vielmehr ein Denken, das in der Mitte des „bürgerlichen Lagers“ durchaus einen Platz hatte. Ihre Streitschriften erschienen ja auch nicht in irgendwelchen rechtsradikalen Postillen, sondern in der namhaftesten flämischen Zeitung „De Standaard“, deren Chefredakteur Manu Ruys ihnen dieses Podium aus Überzeugung zur Verfügung stellte. Der Ex-Minister Houben, der Bankier Claes waren alles andere als Exoten oder Parias. Als Claes im Februar 1997 starb, wanden ein ehemaliger und ein künftiger belgischer Ministerpräsident, der Christdemokrat Leo Tindemans und der Liberale Guy Verhofstadt, ihm als einem überragenden Denker, der seiner Zeit voraus gewesen sei, rhetorische Kränze. Und Manu Ruys widmete dem „kultivierten, unabhängigen Nonkonformisten“ einen einfühlsamen Nachruf. (25)

Mehr noch: Einige Jahre nach der Debatte um „De Nieuwe Orde“ erschien ein apologetisches Druckwerk, dessen Autor sich soweit verstieg, Adolf Hitler als aufrichtigen und wohlwollenden Freund Flanderns zu würdigen (26), begleitet von einführenden Worten aus der Feder des Jesuitenpaters und durchaus renommierten Historikers Karel Van Isacker und des Standaard-Chefredakteurs Ruys, der immerhin in einigen Punkten sanfte Vorbehalte anmeldete. Van Isacker pries die Intention des Autors, den Leser von „historischen Irreführungen“ zu „befreien“ und hinter der „offiziellen“ Geschichtsschreibung eine „andere, verschwiegene Dimension“ offenzulegen, während Ruys das „Zeugnis einer empörten und verletzten Generation“, das „leidenschaftliche Plädoyer für eine loyale Beurteilung des flämischen Kriegsidealismus“, würdigte. (27)

Die apologetische Version

Als „verschwiegener Bürgerkrieg“ ist die Spätphase der deutschen Besetzung Belgiens von etwa Mitte 1943 an bezeichnet worden. (28) Ein Hinweis darauf, dass sich damals die Aktionen des bewaffneten Widerstandes, dessen Speerspitze

die Kommunisten bildeten, nicht allein, womöglich nicht einmal in erster Linie, gegen den äußeren Feind richteten, die Besatzungsmacht, sondern mit mindestens gleicher Intensität gegen den inneren. Bis zum September 1944 ermordeten belgische Partisanen etwa 1000 tatsächliche oder vermeintliche Kollaborateure. Dem Gegenterror der Rechten fielen rund 150 Menschen zum Opfer. (29)

Nach der Befreiung setzte sich die Gewaltsträhne in einer Serie von Übergriffen und Ausschreitungen gegen Kollaborateure und ihre Familien fort, der sogenannten „Volksrepression“, die in zwei Wellen im Herbst 1944 und Frühsommer 1945 über das Land ging. Auch die anschließende geregelte Strafverfolgung der Kollaboration stand im Zeichen einer anhaltenden gesellschaftlichen Polarisierung und unterlag den entsprechenden Schwankungen der politischen Konjunktur. In der Regel war es die sozialistische und kommunistische Linke, die auf schärfstmögliche Strafen und die unnachsichtige Entfernung jedes auch nur annähernd Verdächtigen aus dem öffentlichen Leben drängte, während namentlich die flämischen Christdemokraten nach Möglichkeit mäßigend zu wirken suchten. (30) Das Bürgerkriegsszenario überschattete die belgische Politik noch bis Anfang der fünfziger Jahre, solange die erbittert geführte Auseinandersetzung um die Zukunft der Monarchie und des exilierten Königs Leopold III. andauerte, die in der Ermordung des kommunistischen Parteichefs Julien Lahaut durch „leopoldistische“ Attentäter ihren makabren Abschluss fand. (31)

Auf die spätere Perzeption dieser Periode im bürgerlich-konservativen Milieu Flanderns blieb all das natürlich nicht ohne Wirkung. Ins historische Gedächtnis mischte sich ein guter Schuss Antikommunismus und genuiner Abscheu vor Unordnung und sozialem Umsturz, der etwa Manu Ruys im Zusammenhang mit den Ereignissen des September 1944 vom „Widerstandspöbel“ sprechen ließ, „opgezweept verzetsgepeupel“. (32) Vor diesem Hintergrund mochte auch der Gedanke, der „Grundcharakter“ der Repression, der Strafverfolgung der Kollaborateure, habe darin bestanden, „dass wir alle jahrelang Spielball und dämliche Opfer des internationalen Kommunismus gewesen sind“, nicht abwegig erscheinen: Kommunisten und Linke, hieß es, hätten damals die Umstände zu dem Versuch nutzen wollen, die Demokratie zu stürzen. (33) So mag der nachhaltige Eindruck der extremen gesellschaftlichen Polarisierung in der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit durchaus zu der Empathie beigetragen haben, die konservative Demokraten wie Ruys oder Van Isacker noch vier Jahrzehnte später der apologetischen Version der flämischen Kollaborationsvergangenheit und ihren Verfechtern entgegenbrachten.

Ihren Anfang hat diese Version vor den Militärtribunalen genommen, die nach 1944 die Kollaborateure abzuurteilen hatten. Überliefert wurde sie naturgemäß zunächst im Kreis der unmittelbar Betroffenen. Von 1956 an war das deutsche Städtchen Münstereifel, auf dessen kleinem Soldatenfriedhof durch einen Zufall zwei im Herbst 1944 in der Nähe gefallene Flamen ihre letzte Ruhe gefunden hatten, Schauplatz einer alljährlich wiederkehrenden „Wallfahrt“ flämischer SS-Veteranen und ihrer Angehörigen. In der Regel waren es 150 bis maximal 300 Teilnehmer, die in Bussen aus Antwerpen oder Brüssel anreisten, sich auf dem Marktplatz sammelten und von dort mit Fahnen, Trommeln und

zum Teil in Uniform, in der Regel begleitet von den Spitzenvertretern der Stadtverwaltung, zum Friedhof zogen, wo ein flämischer Geistlicher die Messe las. (34)

Die Wallfahrt nach Münstereifel, die seit den späten sechziger Jahren an Zuspruch einbüßte und 1972 mit nur noch 30 Teilnehmern zum letzten Mal stattfand, war eine religiös verbrämte Kundgebung zur Legitimation der militärischen Kollaboration, der Teilnahme flämischer Freiwilliger am deutschen Ostfeldzug, und dies in zweierlei Hinsicht: Zum einen stellten die Initiatoren, ein Antwerpener „Comité voor Heldenhulde“, von vornherein einen Zusammenhang mit der IJzerbedevaart her, der traditionellen Wallfahrt zu den Gräbern der flämischen Gefallenen des Ersten Weltkrieges, die seit Anfang der zwanziger Jahre so etwas wie das alljährlich wiederkehrende Hochamt des flämischen Nationalismus geworden war. (35) Zum anderen appellierten sie an den antikommunistischen Zeitgeist im Kalten Krieg: Das Anliegen der flämischen Freiwilligen an der Ostfront, hieß es etwa 1962, sei „heute aktueller denn je, der Kampf gegen den Kommunismus und für die Erhaltung eines freien Europas“. Konsequenterweise wurden in späteren Jahren Veteranen des Korea-Krieges und die amerikanischen Soldaten im Vietnam-Krieg, Teilnehmer weiterer antikommunistischer Feldzüge also, in das ehrende Gedenken auf dem Münstereifeler Friedhof einbezogen. (36)

Der Rekurs auf antisowjetische Reflexe zur Legitimation flämischer Teilnahme für das Dritte Reich war ein seit der frühesten Nachkriegszeit geläufiges Argument. Darauf beriefen sich bereits vor belgischen Militärtribunalen angeklagte Kollaborateure wie der notorische Nationalsozialist Ward Hermans, der seinen Auftritt im Gerichtssaal zu einer Huldigung der flämischen Freiwilligen an der Ostfront nutzte: Dass ihr Einsatz nicht vergebens gewesen sei, werde noch vor Ablauf eines halben Jahrzehnts allgemeine Anerkennung finden, „wenn die Russen hier sind“. (37)

In der Zeitschrift „Broederband“, Organ einer gleichnamigen Vereinigung flämischer Ostfrontveteranen, erinnerte der Herausgeber Jef Van Dingenen (38) in einem Kommentar zum Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in der Tschechoslowakei 1968 an die „zehntausenden Waffen-SS-Soldaten, unter ihnen auch Flamen, die 1945 ihre letzten Kräfte anspannten, um Böhmen-Mähren und Prag für den Westen zu erhalten“. (39) Wobei in diesem Diskurs unter dem Begriff des „Westens“ wohl weniger die pluralistisch verfasste Demokratie als vielmehr das „christliche Abendland“ zu verstehen war. Wenn es im Kalten Krieg nach herrschender Meinung ein legitimes westliches Interesse gab, die vermeintlich drohende Expansion des Sowjetkommunismus abzuwehren, so konnte der bewaffnete Einsatz flämischer SS-Freiwilliger gegen dieselbe Bedrohung nicht illegitim gewesen sein, nur weil sie die Gefahr ein paar Jahre früher erkannt hätten, lautete das Argument, das Ex-Kollaborateure und ihre Apologeten immer wieder ins Feld führten. (40)

Von mindestens vergleichbar legitimatorischer Wirkung war der Versuch, die militärische Kollaboration in die Tradition des flämischen Nationalismus einzubetten, wie er sich im Rekurs auf die IJzerbedevaart äußerte. Auf dem Höhepunkt ihres Vorkriegserfolgs hatten die flämischen Nationalisten bei der

belgischen Parlamentswahl von 1936 in Flandern einen Stimmenanteil von 11,5 Prozent erzielt, den sie drei Jahre später auf 12,8 Prozent steigern konnten. Nach dem Krieg wuchs die als flämisch-nationale Partei neu entstandene Volksunie von rund 3,5 Prozent in Flandern in ihrem Gründungsjahr 1954 auf den Spitzenwert von deutlich über 18 Prozent bei der Parlamentswahl von 1971. Nachdem sich 1978 der rechte Flügel abgespalten hatte, um sich schließlich im Vlaams Blok zu sammeln, schmolz ihr Reservoir auf 13 bis 14 Prozent in den achtziger Jahren. Doch erreichten beide Parteien gemeinsam immer noch annähernd 17 Prozent, rund ein Sechstel der Wählerstimmen in Flandern also. (41) Damit repräsentierte der flämische Nationalismus ein alles andere als marginales gesellschaftliches Segment.

Im März 1976 richtete der ehemalige Volksunie-Senator Maurits Van Haegendoren (42) einen Appell an die überlebenden Protagonisten der Kollaboration. Er begehrte Auskunft: Wie hatten sie damals den Nationalsozialismus gesehen? Welche vermeintlich positiven Aspekte des Dritten Reiches hatten sie zum politischen Anschluss an die Besatzungsmacht bewogen? Warum hatten sie sich zwar dem kommunistischen Totalitarismus strikt widersetzt, den nationalsozialistischen aber hingenommen? Die Antwort auf diese Fragen war für Van Haegendoren ausschlaggebend sowohl für das historische Urteil über die Kollaboration wie für das persönliche Selbstverständnis der noch lebenden Akteure. (43)

Unter deutscher Besatzung hatte sich Van Haegendoren selbst der Kollaboration ferngehalten. Er teilte indes rückschauend die nach dem Krieg im flämisch-nationalen Milieu verbreitete Empathie für die Sache der Achsenmächte und ihrer Verbündeten in den besetzten Ländern. Den von Grund auf verbrecherischen Charakter des Nationalsozialismus etwa relativierte er mit dem Hinweis auf die vielen kleinen Mitläufer, auf die in seinen Augen ein solches Verdikt schwerlich anwendbar war. Dass der Krieg mit der Teilung Europas endete, war obendrein nach seiner Ansicht nicht allein die Schuld Hitlers, sondern mindestens ebenso sehr der Westalliierten, deren Forderung nach bedingungsloser Kapitulation die Deutschen erst zum bedingungslosen Durchhalten an der Seite des Regimes bewogen habe. (44)

Was ihn 1976 veranlasste, die Betroffenen zu Selbstauskunft und Aufklärung zu mahnen, war die im bürgerlich-konservativen Lager Flanderns nie verstummte Debatte über eine Amnestie für verurteilte Kollaborateure, die gerade damals im Zusammenhang mit dem 25-jährigen Thronjubiläum des belgischen Königs Baudouin wieder an Lautstärke gewann. Das Thema war mittlerweile drei Jahrzehnte nach der „Repression“ von überwiegend, wenn auch noch nicht ausschließlich symbolischer Aktualität. Zwar waren die von den Militärtribunalen verhängten Strafen längst verbüßt, manche Nachwirkungen allerdings, etwa der Verlust bürgerlicher Ehrenrechte, noch immer in Kraft. So gab es nach wie vor einen kleinen Personenkreis, der unter Repressionsfolgen zu leiden hatte, die meisten Betroffenen freilich im Ausland.

Die Dimension des Problems wird deutlich, wenn man weiß, dass zwischen 1976 und 1983 dem belgischen Justizministerium 96 einschlägige Gnadengesuche

zugingen. Im selben Zeitraum wurden 1245 Betroffene von Berufungsgerichten und weitere 33 durch Einzelentscheidung des Justizministers rehabilitiert. Die Anzahl der Personen, gegen die wegen Kollaborationsdelikten Entschädigungsforderungen des belgischen Staates bestanden, nahm stetig, aber langsam ab: Seit 1975 verringerte sie sich von etwa 880 auf rund 550 bis Ende 1982. Zu diesem Zeitpunkt hatten schätzungsweise 600 bis 650 ehemalige Kollaborateure ihre bürgerlichen Ehrenrechte noch immer nicht wiedererlangt, wie eine Enquêtekommission des flämischen Parlaments nach dreijähriger Tätigkeit 1984 feststellte. (45)

Eine vermeintlich politisch korrekte Lösung hatte im April 1975 die Abgeordnete Nelly Maes vorgeschlagen, die zum sozialliberalen Flügel der Volksunie zählte: Amnestie sollte es demnach nur für jene Ex-Kollaborateure geben, die aus flämisch-nationalen Motiven gehandelt hatten. Den anderen, die sich von ideologischer Affinität zum Nationalsozialismus hatten leiten lassen, sollte sie versagt bleiben. (46)

Damit hätte die Vorläuferorganisation der Volksunie, der Vlaamsch Nationaal Verbond (VNV), nachträglich Absolution erfahren, im Gegensatz zu jenen, die unter deutscher Besatzung ihre schärfsten politischen Widersacher gewesen waren, Organisationen mit Namen wie Algemene SS Vlaanderen oder Deutsch-Flämische Arbeitsgemeinschaft (DeVlag). Hier hatten sich unter dem Protektorat der SS die fanatischen Nazis versammelt, die die Erfüllung des flämischen Schicksals darin sahen, in einem Großgermanischen Reich aufzugehen. Dagegen strebte der VNV auch in einem Europa unter deutscher Hegemonie ein Mindestmaß an nationaler und staatlicher Autonomie für die Niederlande an, ließ sich also im Sinne des Vorschlags der Volksunie-Politikerin Maes von flämisch-nationalen Motiven leiten. (47)

War also das Bild, das sich die Akteure der Kollaboration vom Nationalsozialismus gemacht hatten, geeignet, mildernde Umstände zu begründen, darauf lief Van Haegendorens Frage wohl hinaus. Sie blieb nicht unbeantwortet. Der Herausgeber der Zeitschrift „Broederband“, Jef Van Dingenen, hatte bereits 1968 an die überlebenden Anführer der Kollaboration appelliert, über ihre Motive öffentlich Rechenschaft zu geben: „Wie in 40/45 de moed had om duizenden op te roepen en aan te sporen om zich in te zetten, moet nu de moed hebben om te zeggen waarom hij dat deed.“ (48) Als die erwünschte Reaktion ausblieb, veröffentlichte Van Dingenen selbst zwei Jahre später in einem Doppelheft seiner Zeitschrift ein umfangreiches Rechtfertigungstraktat. (49) Nun wurde auch Van Haegendorens Appell in „Broederband“ bereitwillig kommentiert. (50)

Gemeinsam war diesen rund drei Jahrzehnte nach dem Krieg niedergeschriebenen Selbstzeugnissen aus dem Milieu flämischer Ex-Kollaborateure der gänzliche Mangel an historischer Reflexion. (51) Ihr Bild des Nationalsozialismus lief nach wie vor auf eine idealisierte Fiktion hinaus, zu der die in den denkbar düstersten Farben ausgemalte belgische Vorkriegsdemokratie den abstoßenden Kontrast darstellte. Der liberale Parlamentarismus erschien als ein System organisierter Korruption, gekennzeichnet durch Parteienhader, die völlige Abwesenheit von „Pflichtgefühl“ und „Verantwortungssinn“ und die reine Gier nach

Privilegien. Dahingegen sei der Nationalsozialismus nichts weiter gewesen als das Bestreben, die „bestehenden nationalen und sozialen Ungerechtigkeiten“ zu überwinden und eine Ordnung sozialer „Solidarität“ und „Gerechtigkeit“ auf der Grundlage der „eigenen Volksgemeinschaft“ zu errichten, womit er zugleich eine Alternative sowohl zum „verrotteten“ liberalen System wie zum Kommunismus geboten habe. (52)

Im Rückblick auf den Kriegsbeginn im Frühsommer 1940 erfuhr die einrückende deutsche Wehrmacht höchstes Lob für Disziplin und Höflichkeit. Dahingegen hätten sich Briten und Franzosen wie Vandalen aufgeführt. Dämonisiert wurde nicht zuletzt auch der belgische Staat: Er hätte nach Ansicht mancher Autoren für das, was er den Flamen angetan habe, auf die Nürnberger Anklagebank gehört. (53) Jef Van Dingenen beklagte das Schicksal einer Generation flämischer Nationalisten, die „für dieses Volk mehr Opfer gebracht“ habe als je eine andere zuvor, gleichwohl „mit einer mehr oder weniger verborgenen Vergangenheit leben“ müsse und doch allen Grund zum Stolz auf diese Vergangenheit hätte. (54)

Bemerkenswert bei alledem bleibt, dass die Akteure der Kollaboration auch nach Jahrzehnten noch leugneten, damals eine Diktatur angestrebt zu haben. Glaubt man ihren Selbstzeugnissen, hatten sie anstelle der „verrotteten“ lediglich eine andere Form der Demokratie im Auge, die sie mit den dem flämisch-nationalen Wortschatz der dreißiger Jahre entlehnten, einigermaßen vagen Begriffen „volksmedezeggenschap“ oder „volkscontrole“ umschrieben. (55) Die nationalsozialistischen Bekenntnisse führender Kollaborateure, erklärte nach dem Krieg einer der Beteiligten, der flämisch-nationale Jurist und Politiker Hendrik Borginon, seien zu über 90 Prozent „vollkommen unaufrichtig“ gewesen. Im Grunde sei darunter nicht mehr zu verstehen gewesen als dass jene, die solche Bekenntnisse ablegten, flämisch-national empfunden hätten und sozial eingestellt gewesen seien, „das war ihnen genug“. (56) Auch außerhalb des engeren Kreises ehemaliger Kollaborateure wurde die Frage nach ihren ideologischen Motiven gelegentlich erörtert und in der Regel dahingehend beantwortet, dass von einer authentisch nationalsozialistischen Gesinnung bei den allermeisten keine Rede habe sein können. Anderslautende Äußerungen während der Besatzungsperiode seien auf den Zwang der politischen Umstände zurückzuführen. (57)

An kritischen Stimmen auch unter den Ehemaligen fehlte es im Rückblick auf die Kollaborationsepisode nach dem Krieg dennoch nicht. So nannte Hendrik Borginon 1958 die Politik des Vlaamsch Nationaal Verbond unter deutscher Besatzung „auf der ganzen Linie verhängnisvoll“ und von vornherein zum Scheitern verurteilt. Selbst wenn sich ihre „falsche“ Prämisse, nämlich, dass Deutschland den Krieg gewinnen werde, bewahrheitet hätte, dann noch wären die flämischen Nationalisten „unvermeidlich zwischen zwei Stühlen“ gelandet. Der einstige Chefredakteur des VNV-Parteiorgans „Volk en Staat“ Jan Brans geißelte 1977 die Vertrauensseligkeit und Selbstüberschätzung der flämischen Nationalisten in der Kooperation mit der Besatzungsmacht, die einen politischen Misserfolg nach dem anderen gezeitigt hätten. Schon vor Kriegsende habe die flämische Kollaboration „totalen Schiffbruch“ erlitten. Der Irrtum ihrer führenden Ak-

teure sei gewesen, dass sie nicht gewusst hätten, was ein totalitäres Regime bedeutete. Sie bräuchten sich dessen aber nicht zu schämen, denn Millionen Deutsche hätten das, „bevor es zu spät war“, auch nicht gewusst. Die flämische Kollaboration sei ein Irrtum gewesen, ein Verbrechen nicht. (58)

Diese nachträgliche Selbstkritik bezog sich also ausdrücklich nicht auf den doch spätestens in der Rückschau offenbar gewordenen moralischen Makel, mit einem völkermörderischen Regime kollaboriert zu haben. Auch nicht darauf, dass eine Partei, nämlich der VNV, die unter demokratischen Bedingungen knapp 13 Prozent der flämischen Wählerstimmen auf sich hatte vereinigen können, stellvertretend für das „flämische Volk“ dessen Zukunft zu bestimmen sich anmaßte. Sie galt einzig der politischen Naivität der führenden Akteure, die der Besatzungsmacht einen Vertrauensvorschuss eingeräumt hatten, den diese dann nicht honorierte. Sie reflektierte insofern die Kritik der „großniederländischen Dissidenten“ in der flämischen Kollaboration, die verstärkt von 1943 an die Politik der Vorleistungen und Zugeständnisse an einen selbstsüchtigen Besatzer verurteilt hatten, eine prinzipielle Distanzierung vom Nationalsozialismus als politischem System aber hatten vermissen lassen. (59)

So viel zur Traditionspflege im Milieu der unmittelbar Beteiligten. Der wissenschaftliche Diskurs war derweil in den frühen siebziger Jahren in eine erste Zwischenbilanz eingemündet in Gestalt einer „Enzyklopädie der flämischen Bewegung“, die als Dokumentation von bis dahin knapp 140 Jahren flämischer Sprach-, Kultur- und Autonomiebestrebungen durchaus auch der Absicht diente, ein Geschichtsbild zu kodifizieren. Wie erschien in diesem Bild die Kollaborationsepisode?

Den einschlägigen Beitrag verfasste Manu Ruys, dessen Fazit lautete: „De collaboratie was in haar eerste fase een zoal niet verdedigbaar, dan toch begrijpelijk fenomeen.“ (60) Diese „erste Phase“ ließ Ruys, anders als später Robert Houben, freilich nicht bereits in der zweiten Jahreshälfte 1941 enden, als sich der europäische zum Weltkrieg ausweitete, sondern erst 1943. Bis dahin, meinte er, hätten „nicht wenige“ Kollaborateure auf einen unentschiedenen Kriegsausgang und einen Kompromissfrieden spekulieren dürfen, bei dem Flandern an der Seite des Dritten Reiches seine Interessen hätte geltend machen können. Als sich auch diese Hoffnung zerschlagen habe, hätten sie aus ihrer Verstrickung keinen Ausweg mehr gefunden. Der Rest des Krieges sei für die „Klarsehenden“ unter ihnen ein „Albtraum“ gewesen. Ruys sah die flämischen Kollaborateure also von der Aura tragischen Scheiterns unwittert, wobei freilich auch er genau nach der Reinheit der flämisch-nationalen Motivation unterschied. Für jene, die damals Flandern das Schicksal eines deutschen „Reichsgaus“ zugedacht hatten, die SS-affinen „großgermanischen“ Propagandisten, ließ er keine mildernden Umstände gelten.

Den Beitrag über Hendrik Jozef Elias, seit Oktober 1942 „Führer“ des kollaborierenden Vlaamsch Nationaal Verbond, verfasste Frans van der Elst, Mitbegründer und erster Vorsitzender der Volksunie, der Elias als junger Rechtsanwalt vor dem Militärtribunal verteidigt hatte. (61) Der Beitrag über den im April 1946 hingerichteten August Borms, der in beiden Weltkriegen mit der

jeweiligen deutschen Besatzungsmacht kollaboriert hatte, endete in einer die Grenzen wissenschaftlicher Prosa weit hinter sich lassenden Diktion: „August Borms was een man die zich liet leiden door een rotsvaste overtuiging en door idealisme. Hij heeft zich onbaatzuchtig in de strijd voor het rechtsherstel voor de Vlamingen geworpen. Hij was geen politicus, maar een man van de daad, het symbool van de Vlaamse strijd en de morele pijler die de Vlaamse Beweging van voor 1914 verbond met een nieuwe periode, die van het Vlaams-nationalisme.“ (62)

In solch rhetorischem Schwulst spiegelte sich natürlich auch das generelle Dilemma des apologetischen Diskurses, die Frage nämlich: Was wollte man eigentlich würdigen? Lediglich „felsenfeste“ Überzeugungen und „uneigennütigen“ Einsatz? War die Beschränkung aufs Akzidentelle, das Lob angeblich nobler Beweggründe, geboten, weil es an Essenziellem, an realen, positiv in die Zukunft wirkenden Errungenschaften nichts zu würdigen gab? In der Regel war dies wohl so. Wenngleich in der direkt oder indirekt durch die Dokumentarserie „De Nieuwe Orde“ angestoßenen Debatte der achtziger Jahre vereinzelt auch Stimmen laut wurden, die das Dilemma beherzt ignorierten, indem sie die Leistungsbilanz der Kollaboration in geradezu triumphalistischen Wendungen beschrieben.

„Was mijn vader een kollaborateur?“, fragte Mark Grammens 1985 sich und seine Leser und gab zur Antwort: „Ik denk het wel, ja. En ook denk ik dat hij gelijk had.“ (63) Vater Flor Grammens hatte in den dreißiger Jahren als „Sprachgrenzaktivist“, der mit Farbeimer und Pinsel durch die Gegend zog und französische Aufschriften übermalte, wo sie nach geltendem Recht auf flämischem Gebiet fehl am Platz waren, enorme Popularität und einen Sitz im Parlament erworben. Unter deutscher Besatzung stand er an der Spitze einer Kommission, die die Einhaltung der Sprachgesetzgebung in der zweisprachigen Hauptstadt Brüssel zu überwachen hatte und insbesondere dafür sorgte, dass Kinder aus flämischen Elternhäusern nicht mehr, wie es bis dahin weithin gängige Praxis war, regelwidrig auf französischsprachigen Schulen untergebracht wurden. Binnen kurzem stieg so in Brüssel der Anteil niederländischsprachiger Schüler von 19 auf 43 Prozent (64) und kam der Mechanismus, der in den Jahrzehnten zuvor die ursprünglich flämische Stadt französisiert hatte, vorübergehend zum Stillstand.

Hätte die Kommission nur vier Jahre mehr Zeit gehabt, die deutsche Besatzung also entsprechend länger gedauert, dann wäre Brüssel wieder eine flämische Stadt geworden, bilanzierte Sohn Mark später das väterliche Wirken. Für ihn war die Zeit des Zweiten Weltkrieges die einzige Periode der belgischen Geschichte, in der die Flamen eine ihrem demographischen Übergewicht entsprechende Machtposition im Staat besaßen, die „demokratischen Prinzipien“ also tatsächliche Geltung genossen hätten. (65)

Überhaupt sei damals, wie es Grammens empfand, Belgien endlich einmal ordentlich verwaltet worden, und zwar von flämischen Kollaborateuren. Diese hätten in ihren Ämtern eine Tatkraft und Effizienz an den Tag gelegt, wie sie weder zuvor noch seither jemals in belgischen Behörden zu erleben gewesen seien.

Da Arbeitslose zwangsweise in Deutschland beschäftigt worden seien, seien aus dem Stadtbild die Bettler verschwunden. Wer studieren wollte, habe zuvor ein Jahr lang Arbeitsdienst leisten müssen, „een verstandige en sociaal verantwoorde maatregel die thans alleen nog in de DDR in een gewijzigde vorm van toepassing is“ (66) – wobei diese Formulierung wiederum vermuten lässt, dass das politische Ideal des in den sechziger und siebziger Jahren des Kalten Krieges als Wortführer der Nato-skeptischen Linken geltenden Grammens jedenfalls nicht die liberale Demokratie westlichen Zuschnitts war.

Geradezu hymnische Formulierungen fand in der Debatte um „De Nieuwe Orde“ auch Lode Claes für die Errungenschaften der Kollaboration, die in seinen Augen ein „Ausbruch von Vitalität und Kreativität“ war. Erstmals sei eine bis dahin im belgischen Staat zurückgesetzte Gruppe auf angemessene Weise am politischen Prozess beteiligt worden und zu eigener Machtentfaltung gelangt. Der Einsatz von SS-Freiwilligen an der Ostfront sei seit Jahrhunderten die erste bedeutsame militärische Leistung Flanderns gewesen. Die belgische Verwaltung habe in den Händen kollaborierender flämischer Nationalisten besser, integrer und fähiger agiert als jemals zuvor oder danach, die wirtschaftliche Kollaboration die Grundlagen für die Modernisierung und den ökonomischen Aufschwung Flanderns nach dem Krieg geschaffen. Eine Minderheit habe hier eine „kollektive Leistung“ abgeliefert, die nur noch zu vergleichen sei mit jener der katholischen Weltmission. (67)

Was die politischen Antipoden Claes und Grammens miteinander verband, war die Wertschätzung der Besatzungszeit als einer Periode, in der die Flamen die ihrer Bevölkerungszahl angemessene Machtfülle ausgeübt hätten, und die Überzeugung, dass darin auch die Lösung des belgischen Nationalitätenproblems generell zu finden wäre: Kraft ihres demographischen Übergewichts waren die Flamen berufen, im belgischen Staat über die Frankophonen zu herrschen. Den stattdessen seit 1970 beschrittenen Weg der allmählichen föderalen Umgestaltung Belgiens in einer Abfolge politischer Kompromisse lehnten Grammens wie Claes vehement ab.

Für Grammens taugte der Föderalismus lediglich zum Schutz von Minderheiten und war insofern zur Wahrnehmung flämischer Interessen ungeeignet. Hingegen diene er den Frankophonen, um das Gewicht der flämischen Mehrheit in Belgien politisch zu neutralisieren. (68) Claes verwarf den Föderalismus als „Strategie der Niederlage“, deren Befürworter er ebenso von Herzen verachtete wie er für die „selbstverklärende“, „sublimierende“ Version der Kollaborationsvergangenheit, den Versuch also, die Akteure mit dem Hinweis auf deren „uneigennützig“ Motive zu rechtfertigen, nichts als Geringschätzung empfand, weil der resolute Griff nach der Macht in seinen Augen keiner Rechtfertigung bedurfte. (69) Zu solch ruchloser Konsequenz freilich mochte sich auch im flämisch-nationalen Milieu sonst kaum jemand versteigen.

Im Jahr 1983 legte der Historiker Karel Van Isacker, übrigens einer der sieben Gelehrten, die dem Fernsehmann De Wilde zur Seite gestanden hatten, den zweiten, die Periode von 1914 bis 1980 umfassenden Teil einer zweibändigen Geschichte Belgiens unter dem Titel „Mijn land in de kering“ vor. Er beschrieb

darin den Prozess der Moderne als Verlustgeschichte, als das Drama einer stetig fortschreitenden Einbuße an moralischer wie ästhetischer Qualität. (70)

Inmitten dieses Dekadenzszenarios freilich identifizierte Van Isacker eine Gruppe von Akteuren, denen er zutraute, sich dem Niedergang entgegenzustemmen. Er nannte sie die „Generation der Idealisten“. Gemeint waren die zu Beginn des 20. Jahrhunderts Geborenen, deren erste prägende Kindheitserfahrung der Erste Weltkrieg und seine Nachwirkungen waren, und aus denen sich die flämisch-nationale, katholische Jugend- und Studentenbewegung der Zwischenkriegszeit rekrutierte.

Was die „Idealisten“, wie Van Isacker sie beschrieb, motivierte, war der Widerwille gegen ein „verkommenes politisches System“ und die „Verderbnis des Volkes durch den Materialismus“. Es war der Wunsch, das „reine christliche Flandern“ zu bewahren. Die „Idealisten“ träumten von einer „neuen Ordnung“, in der an die Stelle des Individualismus der „Gemeinschaftsgedanke“ treten, und es nicht mehr auf Reichtum oder „Parteiclubs“, sondern nur noch auf die „einfachen guten Menschen“ ankommen sollte. „Durch ihren Glauben und ihre Lebenskraft“ sei diese Generation „wahrscheinlich die schönste aus unserer Geschichte“ gewesen. (71)

Der „Idealismus“ dieser Generation war nach Van Isackers Verständnis so etwas wie ein geistiger Humus, auf dem unterschiedliche Blüten gedeihen konnten. Derselbe Geist des „weltfremden Enthusiasmus und Opfersinns“ habe flämische Nationalisten, literarische „Bilderstürmer“ und linke Gesellschaftsveränderer inspiriert, zahllose Priesterberufungen an den katholischen Schulen Flanderns hervorgebracht, in den dreißiger Jahren tausende junge Leute zur Verteidigung der spanischen Republik in die Internationalen Brigaden geführt und schließlich in den Vierzigern rund 20.000 SS-Freiwillige zum Kampf gegen den „Bolschewismus“ an die Ostfront getrieben, von denen die Hälfte ihren Einsatz mit dem Leben bezahlt habe. (72) Das Bestreben, den ersehnten „Gemeinschaftsgedanken“ politisch Gestalt annehmen zu lassen, habe die „Idealisten“ empfänglich gemacht für die gleichgestimmten Impulse aus Faschismus und Nationalsozialismus sowie schließlich für die Verlockung der Kollaboration, mit der sie sich indes am Ende im Lager der Besiegten wiedergefunden hätten. Daran seien sie zugrunde gegangen. (73)

Die Politik der bedingungslosen Unterstützung des Dritten Reiches durch kollaborierende flämische Nationalisten würdigte Van Isacker einerseits als „uneigennütigen Radikalismus“, der im Vergleich zum „gebräuchlichen politischen Geschacher“ seinen Charme habe. Mit den verheerenden Ergebnissen ging er im Übrigen recht ungnädig ins Gericht. (74) Ausführlicher, als dies bis dahin sonst in der flämischen Geschichtsschreibung dieser Epoche geschehen war, behandelte er die Verfolgung der Juden und den Anteil, den flämische Antisemiten daran hatten. Er nannte sie „das abstoßende Gesicht der Kollaboration“. (75)

Das Bild, das er von der „Generation der Idealisten“ entworfen hatte, mochte er dadurch indes nicht trüben lassen. (76) Der „Untergang dieses starken Geschlechtes“, klagte er, habe eine Lücke hinterlassen, die nie mehr habe gefüllt werden können. Er mahnte, angesichts der dunklen Seiten das „Edle in der

Kollaboration“ nicht aus den Augen zu verlieren, und sprach im Rückblick auf die Epoche generell von den „schönen, tragischen Jahren“, denen nichts weiter gefolgt sei als der platte Materialismus einer geistlosen, allen „echten Werten“ entfremdeten Konsumgesellschaft. Für Van Isacker in einem Wort: die „Amerikanisierung“. (77)

Van Isackers Eloge auf den „Idealismus“ kollaborierender flämischer Nationalisten wurde von den Betroffenen dankbar aufgenommen. Endlich einmal eine Darstellung, in der es um mehr gehe als die politische Bilanz der Kollaboration oder die Frage, wer am Ende auf der Seite der Sieger gestanden habe, nämlich um Glauben, Hoffnung, die wahren Absichten und die Opfer der Beteiligten, jubelte die Redaktion der Veteranenzeitschrift „Broederband“, die eine Anthologie der aus ihrer Sicht erfreulichsten Passagen des Buches abdruckte. (78)

Im apologetischen Diskurs der Nachkriegsjahrzehnte war der Verweis auf den „Idealismus“ der Betroffenen die Rückzugslinie einer großen Mehrheit der Wortführer, die sich anders als etwa Claes oder Grammens nicht erkönnen mochten, die politische Bilanz der Kollaboration zu verteidigen, ihre Legitimität aber dennoch nicht in Frage stellen lassen wollten. Es war die gewissermaßen minimalistische, defensive Position, wo Claes oder Grammens offensiv argumentierten. Dabei schien, um die Untadeligkeit der Akteure ins rechte Licht zu setzen, gelegentlich kaum ein Begriff emphatisch genug: „Volksliebe“, „Uneigennützigkeit“, „Edelmut“, „Opfersinn“ waren in diesem Zusammenhang gängige Vokabeln. (79)

Der flämische „Idealist“, wie ihn seine Lobredner noch nach vier Jahrzehnten beschrieben, war ein Gegner der parlamentarischen Demokratie und des Parteienpluralismus. Er verachtete den belgischen Staat und imaginierte das „flämische Volk“ als eine organische, beseelte und insofern der natur-, nicht der sozialgeschichtlichen Sphäre angehörende Wesenheit. Nicht zuletzt war er ein integristischer Katholik, wenn auch nicht unbedingt im Sinne einer besonderen Treue zur kirchlichen Hierarchie, die als Teil des verabscheuten belgischen Establishments wahrgenommen wurde.

Legitimations-Strategien

Der belgische Industriemagnat André Leysen, der als Heranwachsender der flämischen Hitlerjugend angehörte und vom Herbst 1944 an im Gefolge einer nationalsozialistischen flämischen „Exilregierung“ einige Monate lang durch das Chaos des kollabierenden Dritten Reiches irrte, beschreibt in seinen Kriegserinnerungen, wie ihm nach glücklich gelungener Heimkehr im Mai 1945 ein demokratisches Damaskuserlebnis widerfuhr. Es geschah, als ihm erstmals Fotos aus deutschen Konzentrations- und Vernichtungslagern zu Gesicht kamen, die nach deren Einnahme durch die Alliierten entstanden waren. Ihm war, schreibt Leysen, als wäre ihm schlagartig der feste Boden unter den Füßen weggesackt. Ein Schock wie bei einem Erdbeben. Er sei bis zu diesem Augenblick überzeugt gewesen, in den Kriegsjahren auf der Seite des Guten gegen das Böse gestanden

zu haben. Jetzt habe er erfahren müssen, wie alle Jugendideale in einem Moment „in Schutt und Asche“ fielen. (80)

Warum war der damals gerade noch 17-jährige Leysen zu dieser jähren Einsicht fähig, während zahllose andere Kollaborateure jahrzehntelang an den „Idealen“ ihrer Jugend festhielten? Warum empfand ein Jef Van Dingenen es geradezu als Zumutung, ehemalige Parteigänger des Nationalsozialismus auch für dessen Verbrechen in Mithaftung zu nehmen, und machte dagegen geltend, dass er sich nicht der Judenverfolgung oder der Konzentrationslager wegen auf Seiten der Besatzungsmacht engagiert habe, und dass im Übrigen flämische Kollaborateure nicht für die Untaten ihrer deutschen Bündnispartner verantwortlich seien? (81) Woher kam die Entschiedenheit, mit der Lode Claes statuierte, wer den einstigen Unterstützern des Dritten Reiches die Nazigreuel vorhalte, müsse auch „den Kommunisten und ihren Alliierten im anderen Lager“ den Gulag zurechnen? (82)

Die Antwort muss wohl lauten: Für das alles bedurfte es einer beherzten Verdrängungsleistung, und zwar in mindestens zweierlei Hinsicht. Zum einen galt es, um das Odium der Täterschaft abzuwerfen, eine flämische Opfererzählung zu konstruieren, in der die Täterrolle dem belgischen Staat zufiel. Um andererseits das Odium der Komplizenschaft mit einem kriminellen Regime zu tilgen, war die in der Nachkriegsöffentlichkeit so gut wie einhellige Wahrnehmung eines moralischen Gefälles zwischen den Konfliktparteien des Zweiten Weltkrieges nach Möglichkeit zu entkräften. Dass die westlichen Alliierten für die Sache der Menschen- und Freiheitsrechte standen, die Achsenmächte und ihre Unterstützer indes für das Gegenteil, dieser Gründungskonsens der europäischen Demokratien nach 1945 stand damit zur Diskussion.

Mit besonderem Nachdruck argumentierte in diese Richtung Mark Grammens, für den der Zweite Weltkrieg in seinem Ursprung nichts weiter als ein Konflikt zwischen dem „revanchistischen“ Imperialismus Deutschlands und dem „konservativen“ Imperialismus Englands und Frankreichs war. Der deutsche Überfall auf Polen habe den Westmächten dabei nur als fadenscheiniger Vorwand gedient. Im Übrigen sei dieses Polen, um dessentwillen dann Millionen in den Tod getrieben worden seien, damals eine höchst unerquickliche Diktatur und das antisemitischste Land in Europa gewesen. (83)

Ein persönliches Argument kam hinzu. Aus seiner Kindheit hatte Grammens noch ein Geräusch im Ohr, das „abscheuliche Gebrumm“ der alliierten Bomberflotten, die Nacht für Nacht auf dem Weg zu „irgendeinem Verbrechen“ über Brüssel hinwegzogen. (84) Verbrechen auf der einen, Verbrechen auf der anderen Seite: So gesehen war von einem moralischen Gefälle in der Tat nichts mehr zu erkennen. (85)

Überhaupt trachtete Grammens den historischen Ausnahmecharakter des Nationalsozialismus nach Kräften zu relativieren. Dieser sei im Prinzip „keine kriminelle Verirrung“, sondern ähnlich dem Stalinismus „eine von vielen möglichen Formen des politischen Sozialismus“ gewesen. Nichts weiter als ein System, das die „massenhafte Teilhabe des Volkes an der Dynamik der Regierung“ auf anderem als parlamentarisch-demokratischem Wege angestrebt habe. In ge-

wissem Sinne sei Hitler mithin das „vorläufige Endprodukt einer europäischen proletarischen Revolution“ gewesen. (86)

Was also sollte gegen die Kollaboration mit einem solchen Regime, nachdem es 1940 auf dem europäischen Kontinent die Oberhand behalten zu haben schien, einzuwenden gewesen sein? „In een oorlog tussen grote mogendheden moeten kleine landen geen ander doel nastreven dan het gebeuren te overleven, en kollaboratie bestond voor een groot deel uit niets anders dan precies dat.“ (87) Im Sinne dieser Definition war, so Grammens, jeder Bäcker, der unter deutscher Besatzung weiter Brötchen auslieferte, ein Kollaborateur. Und in diesem Sinne war auch sein Vater einer, der unter deutscher Besatzung das Sprachregime in Brüssel überwachte, obwohl er im Übrigen, wie der Sohn betonte, die Politik des Vlaamsch Nationaal Verbond, insbesondere den militärischen Einsatz an der Ostfront, abgelehnt habe. (88)

In dieser generalisierten Bedeutung freilich büßte der Kollaborationsbegriff an inhaltlicher Prägnanz doch erheblich ein, für jene, die ihn so gebrauchten, ein offenbar beabsichtigter Effekt. Die „einzigartige Chance“, in Belgien die Rolle zu spielen, die ihm zukam, schrieb Grammens, habe Flandern der Kollaboration mit Deutschland zu verdanken gehabt, das den Krieg indes verlor. Seinerseits habe das „belgische Establishment“ die Chance, Flandern erneut zu „marginalisieren“, durch die Kollaboration „mit den Regimen von Roosevelt, Churchill und nicht zu vergessen Stalin“, den Siegern, gewonnen. In beiden Fällen meinte Grammens unterschiedslos eine „Kollaboration mit fremden Mächten“ erkennen zu können. (89) Den Sieg der Westalliierten in Europa, wie seit 1944 üblich, als „Befreiung“ zu bezeichnen, weigerte er sich folglich mit Nachdruck. Aus seiner Sicht war lediglich die deutsche durch eine amerikanische Herrschaft ersetzt worden: „Beide heerschappijvormen werden met de wapens afgedwongen, en dus heb ik, konsekwent, de onderwerping aan Amerikaanse belangen steeds kollaboratie genoemd.“ (90)

Nicht weniger vehement bekannte sich Lode Claes zu einer strikten normativen Indifferenz. In der Politik, erklärte er, sei lediglich zwischen „Mächtigen“ und „Machtlosen“, in der Geschichte nicht weiter als zwischen „Siegern“ und „Besiegten“ zu unterscheiden. (91) Und wenn Jef Van Dingenen in seiner Zeitschrift „Broederband“ Kollaboration und Widerstand nachträglich immer wieder auf den gemeinsamen Nenner des „Idealismus“ zu bringen trachtete, indem er beiden attestierte, aus „Liebe“ zum „flämischen Volk“ gehandelt zu haben, und als einzigen Unterschied die jeweils gegensätzliche Beurteilung der politischen Lage und der daraus resultierenden Prioritäten gelten ließ (92), so äußerte sich darin dieselbe Tendenz zur normativen Nivellierung.

Im Übrigen definierte Van Dingenen die „Idee der Kollaboration“ generell in einer sehr spezifischen Weise, nämlich als „Zusammenarbeit mit den Machthabern des Augenblicks, um Flandern besser zu dienen“. In diesem Sinne sei die Kollaborationsneigung dem flämischen Nationalismus, zumindest dessen „pragmatischem Flügel“, seit jeher inhärent gewesen. Zum Beleg dieser These berief sich Van Dingenen auf das föderalistische Programm, das die damalige flämisch-nationale Frontpartei bald nach ihren ersten spektakulären Wahl-

erfolgen 1928/29 entwickelt und schließlich als Gesetzentwurf im Parlament eingebracht hatte, womit sie zugleich auf die Forderung nach Unabhängigkeit Flanderns verzichtet habe. Ferner auf die „massenhafte“ Beteiligung flämischer Nationalisten an Provinzial- und Gemeindeverwaltungen in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre sowie schließlich auf das unter dem Etikett einer „flämischen Konzentration“ 1936 geschlossene zeitweilige Kooperationsabkommen zwischen VNV und katholischer Partei. In all diesen Fällen habe es sich ebenfalls um „Kollaboration“ gehandelt, und zwar mit „Belgien“. Van Dingenen knüpfte daran die Überlegung, ob aus flämisch-nationaler Sicht die Kollaboration mit „Belgien“, das sich seit über einem Jahrhundert als „Feind“ Flanderns erwiesen habe, nicht ein viel größerer Verrat gewesen sei als die Kollaboration mit der deutschen Besatzungsmacht, von der man zumindest zu Beginn noch nicht habe wissen können, ob sie sich feindlich oder freundlich zeigen werde. (93)

Man kann es frappierend finden, dass der Ex-Kollaborateur Van Dingenen noch ein Vierteljahrhundert später den demokratischen Parteienpluralismus nicht anders zu interpretieren wusste als in Kategorien des Bürgerkriegs zwischen „Flandern“, repräsentiert ausschließlich durch die flämisch-nationale Partei, und „Belgien“, repräsentiert durch alle übrigen politischen Kräfte. Abgesehen davon zeigt sich auch in dieser Argumentation das Bestreben, den Kollaborationsbegriff seines normativen Gehalts möglichst zu entleeren.

Ihr moralisch hoch aufgeladenes Gegenstück fand diese Betrachtungsweise in einem über Jahrzehnte anhaltenden Diskurs, der auf die These hinauslief, die flämische Kollaboration sei ohnehin vor der Geschichte gerechtfertigt, nämlich durch ihren Opferstatus. Sie konnte diesen genau besehen in gleich zweierlei Hinsicht für sich reklamieren. Während des Krieges als Opfer einer heimtückischen Besatzungsmacht, die in einem fort politische Vorleistungen kassierte, ohne sich jemals zu einer erhofften Gegenleistung zu bequemen. Nach dem Krieg als Opfer eines „rachsüchtigen“ Belgien.

Mark Grammens erinnerte sich, wie er als Elfjähriger am 10. September 1944 wenige Tage nach dem Einzug der Alliierten in einer Brüsseler Straßenbahn von einem wildfremden Fahrgast geohrfeigt wurde, weil er mit einem Freund Niederländisch gesprochen hatte: „Het was mijn eerste kennismaking met de realiteit van de bevrijding.“ Im Juni 1945 habe er erleben müssen, wie ein bewaffneter Lynchmob sein Elternhaus stürmte, alles kurz und klein schlug, Feuer legte, seine Mutter und ihn bespuckte und mit Gegenständen bewarf und sie unter Beschimpfungen und Schlägen auf die Straße trieb. Tagelang habe er sich im Wald versteckt, sei später hungernd und bettelnd durch Brüssel geirrt. (94)

Karel van Isacker beschrieb nach Augenzeugenberichten die Misshandlungen inhaftierter Kollaborateure in belgischem Gewahrsam in Bildern, die den Vergleich mit Zuständen in nationalsozialistischen Konzentrationslagern geradezu aufdrängten. Wie Gefangene an Seilen in die Höhe gezogen und immer wieder zu Boden fallen gelassen wurden. Über Eisentreppen abwärts geschleift, so dass der Kopf auf jeder einzelnen Stufe aufschlug. Kopfunter aufgehängt und mit Schlägen traktiert. All dies ein Beweis, dass Sadismus kein „SS-Monopol“

gewesen sei, formulierte Van Isacker explizit. (95) „De weerstanders volgden het voorbeeld van de nazi's; in ieder dorp, gemeente of stad hadden zij hun eigen concentratiekampje“, klagte über drei Jahrzehnte später auch einer der damals Betroffenen. (96)

Die Erinnerung an die Ausbrüche des Volkszorns und die Verfolgung der Kollaborateure nach dem Ende der Besatzung lieferte den Stoff für die flämische Opfererzählung. Ihr inhaltlicher Kern war die These, den belgischen Militärstaatsanwälten und -richtern sei es damals nicht um die Aburteilung einzelner Delinquenten gegangen, sondern um nicht weniger als die Vernichtung Flanderns, zumindest des flämischen Nationalismus, den dessen Akteure mit dem „flämischen Volk“ freilich gerne gleichsetzten. Um eine Art Genozid also. (97)

Von einem „bestialischen antiflämischen Pogrom“ sprach Van Isacker; von „Terror“ mit dem einzigen Zweck, eine ganze flämische Generation mit Furcht und Schrecken zu erfüllen, Mark Grammens. Und der Journalist Louis De Lentdecker, der als junger Gerichtsreporter zahlreiche Kollaborationsprozesse erlebt hatte, urteilte, der Hass gegen alles, was flämisch war, habe damals „monströse Formen“ angenommen. (98)

Das Vehikel, mit dem diese Erzählung über Jahrzehnte hinweg in die Nachkriegszeit transportiert wurde, war die nie eingelöste, dafür mit umso größerem Nachdruck immer wieder vorgetragene Forderung nach Amnestie für verurteilte Kollaborateure. Bereits seit den späten vierziger Jahren traten christdemokratische Politiker, christliche Gewerkschafter, flämische Kulturvereine, die Studentenbewegung, nicht zuletzt der erneut parteipolitisch organisierte flämische Nationalismus, sogar der Verband flämischer Widerstandskämpfer in periodischen Kampagnen als Wortführer des Schlussstrichdiskurses auf. Vielfach betonten die Initiatoren dieser Kampagnen, so 1976 ein Kreis christlicher Intellektueller, der zum 25-jährigen Thronjubiläum des belgischen Königs Baudouin mit einem Amnestiemanifest an die Öffentlichkeit ging, dass es ihnen nicht darum zu tun sei, die Kollaboration gutzuheißen, geschweige denn zu verherrlichen. (99)

Es konnte allerdings nicht ausbleiben, dass die durch solche Kampagnen erzeugte Empathie mit dem Leidenschicksal der Kollaborateure in einer nicht betroffenen und unbelasteten Generation sich hier und da schließlich auch auf deren politisches Projekt, zumindest dessen Beweggründe, erstreckte. Manche Ex-Kollaborateure waren sich dieser Wirkung durchaus bewusst. Die Amnestieforderung, formulierten sie, sei ein „immer schärferes Schwert“ im Kampf gegen die „belgischen Machthaber“ für „Recht und Gerechtigkeit“. (100) Belgien als „Täter“: Einer Gesellschaft, die Opfer mit Schuldgefühlen belaste, ermangele es an „menschlicher Qualität“, urteilte Grammens. Der Historiker möge immer den Opfern das erste Wort lassen – „und gerne auch das letzte“ (101)

Mit dem Ende des Dritten Reiches hatte sich auch der Nationalsozialismus als ideologisches System erledigt. Auf den Wertekanon, der in den zurückliegenden zwölf Jahren sinnstiftend hatte wirken sollen, konnte sich fortan in Deutschland niemand legitimer Weise noch berufen. Wer es dennoch tat, ver-

fiel gesellschaftlicher Ächtung. Nicht viel anders erging es in westeuropäischen Nachbarländern wie Frankreich oder den Niederlanden jenen, die aus Opportunismus oder ideologischer Affinität mit der Besatzungsmacht kooperiert hatten. Mit ihnen wurde kurzer Prozess gemacht. Eine Handvoll führender Kollaborateure wurde exekutiert und damit demonstrativ aus einer ansonsten nach herrschendem Nachkriegskonsens im Widerstand geeinten Nation ausgeschieden. Es dauerte ein halbes Jahrhundert, bis dieses Geschichtsbild allmählich in Frage gestellt wurde, und die Einsicht Raum gewann, dass die Kollaboration in den Gesellschaften der besetzten Länder doch eine weitere Resonanz gefunden hatte als das patriotische Gedächtnis hatte wahrhaben wollen. (102)

In diesem Kontext war Flandern insofern ein Sonderfall, als hier die Kollaboration in womöglich geringerem Maße als anderswo im besetzten Westeuropa allein durch Opportunismus oder ideologische Affinität, die politische Konjunktur der dreißiger und frühen vierziger Jahre also, motiviert war. Die Mentalität, die die „Generation der Idealisten“ beseelte und viele von ihnen bis an die Ostfront trieb, war ein Amalgam aus flämischem Nationalismus und katholischem Integrismus. Beide Werthorizonte besaßen ihre Gültigkeit lange vor und auch nach der deutschen Besetzung Belgiens und dem Desaster des Dritten Reiches. Mit allgemeiner gesellschaftlicher Ächtung hatte jedenfalls nicht zu rechnen, wer sich zur Begründung seines Engagements auf Seiten der Besatzungsmacht nachträglich auf seine flämischnationale Überzeugung berief oder auf die Notwendigkeit der Verteidigung des christlichen Abendlandes.

So musste auch in Flandern fast ein halbes Jahrhundert vergehen. Allerdings nicht für das öffentliche Eingeständnis, dass die Kollaboration weiter in die Gesellschaft hineingewirkt hatte als dem patriotischen Selbstbild jahrzehntelang zuträglich erschienen war. Sondern um einen die gesamte Gesellschaft umfassenden Konsens über die prinzipielle Fragwürdigkeit der Kollaboration als eines antidemokratischen Projekts überhaupt erst herzustellen.

Zwar hatte der flämische Nationalismus, weithin kompromittiert, wie er war, nach dem Ende der Besatzung fürs Erste parteipolitisch ausgespielt. Das Programm, dem er seine Existenz verdankte, nämlich in einem von frankophonen Eliten dominierten Belgien dem flämischen Bevölkerungsteil kulturelle und politische Autonomie zu sichern, hatte sich indes keineswegs erledigt. In den ersten Jahren versuchten sich die Christdemokraten der verwaisten flämischnationalen Klientel anzunehmen, indem sie etwa wiederholt darauf drängten, die Repressionsgesetzgebung zu entschärfen und 1949 durch das Angebot aussichtsreicher Listenplätze namhafte Vertreter des flämischen Vorkriegsnationalismus gewissermaßen adoptierten. (103) Bei der Parlamentswahl des folgenden Jahres und erneut 1958 erzielten sie in Flandern Stimmenanteile von um die 60 Prozent.

Auf Dauer freilich konnten die Christdemokraten nicht verhindern, dass sich der flämische Nationalismus parteipolitisch reorganisierte. Die Gründer und maßgeblichen Vertreter der 1954 ins Leben gerufenen Volksunie (104) waren persönlich durch die Kriegsvergangenheit unbelastet, gleichwohl durch den eigenen programmatischen Anspruch prädestiniert als Adressaten für Ostfrontveteranen und verbitterte Repressionsopfer. Diese fanden in der neuen Partei einen

politischen Resonanzraum und nicht zuletzt auch ein Legitimations-Reservoir: Während nämlich die Kollaborateure anderswo in Westeuropa, die Quislings, Musserts und Daladiers, nach dem Krieg als Vaterlandsverräter dastanden, galt Verrat an „Belgien“ in flämisch-nationalen Augen als Ausweis besonderer Treue zu „Flandern“.

In der spezifischen Verbindung mit antibelgischen Reflexen konnte auch der hermetische Katholizismus, der in der Zwischenkriegszeit Teile der Gesellschaft, nicht zuletzt der jungen Generation, Flanderns prägte, seine Brisanz als Katalysator späterer Kollaborationsneigungen entfalten. Im äußeren Erscheinungsbild, den Methoden der Massenmobilisierung wie in manchen Aspekten ihrer geistigen Orientierung wiesen die kirchlich dominierten Jugendorganisationen dieser Jahre Ähnlichkeiten auch mit zeitgenössischen faschistischen Bewegungen auf. (105)

Ihre Aufmärsche und Kundgebungen waren zum Teil von paramilitärisch anmutendem Gepränge. Sie entboten mit gestrecktem rechtem Arm den „Römischen Gruß“. Die aus der Publizistik des Dritten Reiches rezipierte Volksgemeinschaftsideologie, soweit sie soziale Befriedung und die Überwindung der Klassengegensätze verhieß, wurde im Überschwang als Analogie zu Ideen der katholischen Soziallehre gedeutet. (106) Ein Übriges tat ein extremer Antikommunismus, der sich unter dem Eindruck der Kirchenverfolgungen im Spanischen Bürgerkrieg weiter radikalisierte. Von dissidenten Einzelstimmen abgesehen, stand die katholische Öffentlichkeit Flanderns während der gesamten Kriegsdauer in ihrer großen Mehrheit fest an der Seite des aufständischen Generals Franco. (107) Als antikommunistischer Wanderprediger, dessen Rhetorik den Appell zum bewaffneten Kampf nicht scheute (108), fand auch der flämische Dominikanerpater Felix Morlion eine gläubige jungkatholische Gemeinde.

Dem geistigen Zuschnitt faschistischer Bewegungen der Zeit kam nicht zuletzt die erhebliche Dosis Antiliberalismus und Demokratieverachtung nahe, die sich auch in Teilen des katholischen Milieus, und hier wiederum namentlich in der radikalisierten Jugend, fanden. Dass ein „wirklich gelebtes Christentum“ gut auch ohne Parteien und „Staatsdemokratie“ auskomme, dieser Ansicht war noch Jahrzehnte später einer der damaligen Zeitzeugen. (109) Die Distanz zum liberalen System ging dabei Hand in Hand mit der Distanz zum liberal verfassten belgischen Staat, die sich mit entsprechendem Willen aus der naturrechtlichen Prägung der katholischen Lehre durchaus ableiten ließ: Das „Volk“ als Schöpfung Gottes war demnach gegenüber dem „Staat“ als einem reinen Menschenwerk die höherwertige und mit vorrangigem Anspruch auf Loyalität ausgestattete Kategorie.

Das Verhältnis zur kirchlichen Hierarchie blieb von diesem Ressentiment radikalisierten Kleriker und Laien nicht unberührt. So wurden auch die lehramtlichen Verurteilungen des Nationalsozialismus von manchen ignoriert, in deren Augen die Bischöfe doch nichts anderes waren als Repräsentanten des belgischen Systems. (110)

Wer als Jugendlicher in der Zwischenkriegszeit in diesem Denken sozialisiert war und sich dabei als treuer Katholik empfand, blieb davon geprägt. Und

noch Jahrzehnte später fand die umstrittene Fernsehserie „De Nieuwe Orde“ in kaum einem anderen Punkt mehr Empörung als dort, wo mögliche Zusammenhänge zwischen den antikomunistischen Predigten vor dem Krieg und dem späteren Engagement junger flämischer Katholiken an der Ostfront zur Sprache kamen. Die Kritik am Wirken kirchlicher Amtsträger erschien manchen nicht hinnehmbar, die andererseits für die Option, das Abendland in den Reihen der Waffen-SS zu verteidigen, viel Verständnis aufbrachten. (111)

Durch die Debatte um „De Nieuwe Orde“ wurde erstmals in einer breiteren Öffentlichkeit der Umstand thematisiert, dass noch zu Beginn der achtziger Jahre in Flandern ein keineswegs marginales Milieu existierte, in dem die Kollaboration mit dem Dritten Reich als eine gewiss problematische, aber doch diskutable politische Option galt, und der Versuch einer kritischen Aufarbeitung vehementen, pauschalen Widerspruch fand. Zugleich hat diese Debatte zum überfälligen Wandel im geschichtspolitischen Diskurs zweifellos beigetragen, ihn womöglich auch erheblich beschleunigt. Gegen Ende des Jahrzehnts jedenfalls ließ sich sagen, dass sich in der Perzeption der flämischen Kriegs- und Nachkriegsvergangenheit eine kritische Neubewertung irreversibel durchzusetzen begann.

Verschiedene Faktoren wirkten daran mit. Zum einen hatte der Prozess der Entkirchlichung, der im europäischen Vergleich verspätet, dafür mit umso größerem Nachdruck in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre eingesetzt hatte, nach gut zwei Jahrzehnten die Gesellschaft insgesamt erfasst. Das katholische Traditionsmilieu, in dem Verhaltens- und Denkmuster aus der Vorkriegszeit konserviert geblieben waren, löste sich damit zusehends auf. (112)

Zu Beginn der neunziger Jahre geriet überdies der flämische Nationalismus in eine Legitimationskrise. Das hatte einerseits mit dem parteiübergreifend schockartigen Entsetzen über den jähen Aufstieg des rechtspopulistischen Vlaams Blok zu tun, der bei der belgischen Parlamentswahl im November 1991 seinen Stimmenanteil in Flandern auf über elf Prozent fast vervierfacht und die Volksunie erstmals knapp hinter sich gelassen hatte. (113) Zum anderen schien das blutige Schauspiel der jugoslawischen Sezessionskriege, das einer erschrockenen westeuropäischen Öffentlichkeit vor Augen führte, welche Konsequenzen romantisch inspirierte Sprach- und Volkstumsbestrebungen im Extremfall zeitigen konnten, auch die Legitimität der flämischen Bewegung nachträglich in Frage zu stellen. (114)

Vor allem aber war der seit Ende der achtziger Jahre zu beobachtende Umschwung im flämischen Vergangenheitsdiskurs auch darauf zurückzuführen, dass die Erlebnisgeneration der in den Zwanzigern und frühen Dreißigern Geborenen, deren Jugend von der Erfahrung des Vorkriegsnationalismus, der Kollaboration und Repression geprägt war, und die noch über Jahrzehnte hinweg das Geschichtsbild weiter maßgeblich mitbestimmt hatte, aus dem aktiven Leben ausschied. Der Streit um „De Nieuwe Orde“ war, wie sich herausstellte, das letzte Gefecht der alten Garde gewesen.

Eine junge Historikergeneration setzte den Paradigmenwechsel in der Geschichtsschreibung der flämischen Bewegung durch. Als maßgebliches Bewer-

tungskriterium galt jetzt nicht mehr Gesinnung ohne Ansehen der politischen Folgen, vielmehr die Frage, inwieweit das Handeln der historischen Akteure mit demokratischen und rechtsstaatlichen Prinzipien vereinbar gewesen war. Gemessen daran erschien manch flämischer „Idealist“ der dreißiger und frühen vierziger Jahre auf einmal in erschreckend fahlem Licht, und manche These der apologetischen Literatur entpuppte sich als fromme Legende.

Im Licht einer neuen kritischen Forschung wurde deutlich, dass bereits der Gründungskonsens des Vlaamsch Nationaal Verbond im Jahre 1933 auf der „Kapitulation“ der demokratischen Nationalisten vor den Verfechtern eines autoritären Politik- und Gesellschaftsmodells beruht hatte, und dass die maßgeblichen Protagonisten der Partei sich zu keinem Zeitpunkt als Akteure in einem System des demokratischen Pluralismus verstanden, was die Bereitschaft zu Kompromissen und Koalitionen unterstellt hätte, sondern durchweg auf eine illusionäre Machtergreifungsstrategie setzten, zu deren Realisierung deutsche Besatzung und Kollaboration unversehens eine Gelegenheit zu bieten schienen. (115) Zu der bis dahin in der apologetischen Literatur gepflegten These, der VNV sei eine im Kern demokratische Organisation gewesen, die sich lediglich in der Kooperation mit den deutschen Besatzern, unter äußerem Zwang gewissermaßen, deren ideologischen Prämissen anverwandelt habe, bildete dieser Befund den denkbar markantesten Gegensatz.

Die Revision des tradierten flämisch-nationalen Geschichtsbildes ließ auch die „Enzyklopädie der flämischen Bewegung“ keine zwei Jahrzehnte nach ihrem Abschluss bereits unhaltbar veraltet erscheinen. Die „Nieuwe Encyclopedie van de Vlaamse Beweging“ (116) wurde in den neunziger Jahren zum zentralen Projekt des Paradigmenwechsels und zugleich ein symbolträchtiger Akt der Abgrenzung zum Überkommenen. Als sie gegen Ende des Jahrzehnts vorlag, las sie sich streckenweise wie eine inhaltlich spiegelverkehrte Variante der um ein Vierteljahrhundert älteren Ausgabe. Der Prozess der Geschichtsbildrevision war damit indes noch nicht zum Abschluss gekommen. Im folgenden Jahrzehnt nahm sich die Politik des Themas an in dem Bestreben, in der Gesellschaft nicht nur einen veränderten Blick auf die Geschichte, sondern darüber hinaus aktive Reue über die Kriegsvergangenheit zu erwecken. Der Begriff der „excuscultuur“ hatte eine Zeitlang in Flandern Konjunktur. (117)

So regte 2001 der damalige flämische Ministerpräsident Patrick De Wael, ein Liberaler, die Gründung eines Holocaust-Museums in Mecheln an, ein Projekt, das nach jahrelangen kontroversen Debatten schließlich Gestalt annahm. Bei einem Besuch in Israel 2005 entschuldigte sich der belgische Ministerpräsident Verhofstadt für den Anteil belgischer Behörden und Funktionsträger an der Judentransportation während des Zweiten Weltkrieges. Zwei Jahre später sprach der Antwerpener Bürgermeister Patrick Janssens eine gleichartige Entschuldigung aus für alles, worin Bürger seiner Stadt damals durch Unterlassen oder tätiges Handeln gefehlt hatten.

Dass der flämisch-nationale Minister Sauwens, um noch einmal auf ihn zu sprechen zu kommen, in einem dermaßen gewandelten gesellschaftlichen Klima keine Nachsicht finden konnte, liegt fast auf der Hand. Über Jahrzehnte hinweg

hatte seine Partei, die Volksunie, zwischen dem hermetischen Milieu ehemaliger Kollaborateure und der umgebenden Gesellschaft gewissermaßen ein Scharnier gebildet und damit wohl auch einen Beitrag zur politischen Integration dieser Klientel geleistet. So wird Sauwens seine Rolle ebenfalls verstanden haben. Sein Unglück war, dass eine solche Scharnierfunktion, anders als noch wenige Jahre zuvor, im neuen Flandern als nicht mehr gesellschaftsfähig galt.

Anmerkungen

(1) Falter, Rolf: „De Morgen“ verdedigt zich, in: De Standaard (DS), 14. Mai 2001; Achten, Dirk: „Ik wist meteen dat Sauwens moest opstappen“, in: DS, 15. Mai 2001; Van den Abeele, Andries: Saluut aan Sauwens, in: DS, 19. Mai 2001. Als wahrscheinlich galt damals, dass Sauwens einer Intrige im flämisch-nationalen Lager zum Opfer gefallen war. Das Video wurde jedenfalls vom rechtsradikalen Vlaams Blok an die Öffentlichkeit lanciert in der erkennbaren Absicht, die konkurrierende Volksunie, die Partei des Ministers, zu diskreditieren. Unwiderlegt blieb die Vermutung, auch die Zeitung „De Morgen“, die die Affäre ins Rollen brachte, habe im Voraus einen Hinweis auf die Anwesenheit des Ministers erhalten und nur deshalb einen Berichterstatter zur Veranstaltung des Sint-Maartensfonds geschickt.

(2) Van Doorselaer, Isa: Het grote gelijk rechts van het Blok. Familieportret in zwart-zwart, in: DS, 19. Mai 2001; Peter De Ridder (SP) wil stopzetting subsidiëring VNJ, in: DS, 18. Mai 2001; Falter, Rolf: Kamer jaagt op Gabriëls en Van den Eynde, in: DS, 18. Mai 2001; Gabriëls woedend op „Koppen“, in: DS, 17. Mai 2001; Berghmans, Eva: „Wij hebben geen zwarte boeken“, in: DS, 18. Mai 2001; Van Doorselaer, Isa/Winckelmans, Wim: Verwilghen doktert aanpak extreem-rechts uit, in: DS, 15. Mai 2001

(3) Vgl. DS, 19. Mai 2001, Interview mit Ex-Volksunie-Senator Willy Kuijpers: „Ik ben naar feesten van het Sint-Maartensfonds geweest... Ik zou in Sauwens' positie waarschijnlijk hetzelfde hebben gedaan.“

(4) Kossmann, Ernst: Die Erfahrung des Leidens, in: Zentrum für Niederlande-Studien. Jahrbuch I, 1990, S. 57–66; hier S. 57–58

(5) Vgl. Frans Daels, 14. Juli 1940: „De nieuwe orde van integrale volksverbondenheid“; Jan Brans in „Volk en Staat“, 9. August 1940: „De nieuwe orde is niet iets dat ons door een uitwendige macht wordt opgelegd“; Frans Daels, IJzerbedevaart, 18. August 1940: „Deze nieuwe orde hadden we voor ons volk nog niet uit eigen krachten kunnen stellen“; zit. nach Van Dingenen, Jef: Wat wij er in zagen?, in: Broederband, Jg. 13, Nr. 1, Januar 1977, S. 1–7; hier S. 3; S. 5

(6) Unter dem „flämischen Nationalismus“ ist eine aus den Verwerfungen des Ersten Weltkrieges hervorgegangene politische Strömung zu verstehen, die erstmals seit der Gründung Belgiens 1830 den Flamen eine eigene, von der belgischen unterschiedene oder ihr sogar entgegengesetzte nationale Identität zuschrieb. Bis dahin hatte gegen die dominante Position des Französischen im öffentlichen Leben Belgiens die „flämische Bewegung“ die sprachliche Gleichstellung und das Recht auf höhere Bildung in niederländischer Sprache als individuellen Anspruch für die Flamen im Rahmen des bestehenden belgischen Staates verfochten. Die flämischen Nationalisten stellten jetzt im Namen der Selbstbestimmung eines als Kollektiv begriffenen flämischen Volkes die Struktur des belgischen Staates selbst in Frage. Der radikale Flügel propagierte das

revolutionäre Projekt der Zerschlagung Belgiens, auf die entweder die Gründung eines unabhängigen flämischen Staates oder die staatliche Vereinigung mit den Niederlanden folgen sollte. Die Gemäßigten setzten auf den evolutionären Weg einer föderalen Umgestaltung. An der Trennlinie zwischen den Flügeln schied sich vielfach auch die politische Orientierung. In der Regel korrelierte radikaler flämischer Nationalismus mit antidemokratischen, autoritären Einstellungen. Die pragmatischen Föderalisten operierten innerhalb des demokratischen Regelsystems. In der Geschichte des flämischen Nationalismus blieben der demokratische und der antidemokratische Traditionsstrang beide durchgehend präsent, mit je nach Periode freilich unterschiedlicher Ausprägung. Die zu Beginn der zwanziger Jahre als erster Ansatz einer organisatorischen Gestalt des flämischen Nationalismus entstandene Frontpartei war überwiegend demokratisch orientiert. Der 1933 gegründete Vlaamsch Nationaal Verbond verfiel unter dem Einfluss der zeitgenössischen faschistischen Bewegungen autoritärem Denken und Führerkult. Die als Nachfolgeorganisation 1954 entstandene Volksunie war ein heterogenes Gebilde, in dem lange Zeit ein linksliberaler und ein rechts-traditionalistischer Flügel koexistierten. Aus der Abspaltung der Rechten 1978 entstand schließlich der Vlaams Blok (heute Vlaams Belang), während die Volksunie 2001 zerfiel. Ihr politisches Erbe vertritt heute die Nieuw-Vlaamse Alliantie (N-VA). Vgl. u. a. Wils, Lode: Van Clovis tot Happart. De lange weg van de naties in de Lage Landen. Leuven/Apeldoorn 1992; De Wever, Bruno: Die flämische Bewegung. Geschichte und Geschichtsschreibung, in: Koll, Johannes (Hrsg.): Nationale Bewegungen in Belgien. Ein historischer Überblick. Münster 2005, S. 73–108

(7) Ledeborg 25. November 1923 – Jette 22. September 1998; seit 1953 Fernsehjournalist; in den sechziger Jahren prominent durch aufsehenerregende und umstrittene sozialökonomische Reportagen; zwischen 1982 und 1991 Autor mehrerer großer Serien zur Kriegsvergangenheit: De Nieuwe Orde, De Verdachten, De Collaboratie, Het Verzet, De Oostfronters, De Tijd der Vergelding, De Repressie (http://nl.wikipedia.org/wiki/Maurice_De_Wilde)

(8) Dejonge, Huib: Na de kollaboratie komt de repressie, in: DS, 1. März 1982; Reynebeau, Marc/Verleyen, Frans: „Als er moeilijkheden van komen, geef het dan maar aan De Wilde“, in: Knack, 24. März 1982, S. 20–24; Reynebeau, Marc: Wie is bang voor de Nieuwe Orde?, in: Knack, 6. April 1983, S. 58–65; Durnez, Gaston: De Nieuwe Orde: toekomst-dokumenten. Hoe de zeven professoren de televisieploeg adviseerden, in: DS, 12./13. Juni 1982

(9) Bauer, Raoul: De Nieuwe Orde of de geschiedenis gezien door Maurice De Wilde, in: Onze Alma Mater, Jg. 37, 1983, Nr. 3, S. 229–254

(10) De Volkskrant, 22. Mai 1982: De Vlaamse pers hakt in op Maurice de Wilde (J.C.)

(11) Borginon, Hendrik: „De Nieuwe Orde“, in: DS, 20. September 1982

(12) Borginon, s.o.; Claes, Lode: Het verdrongen verleden. Beveren 1983, S. 10–11; Ruys, Manu: De nieuwe orde, in: DS, 5. April 1982

(13) Sint-Niklaas 5. Mai 1905 – Kortenbergh 11. April 1992; Jurist; seit 1934 Beamter, zunächst im belgischen Arbeitsministerium, zwischen 1940 und 1944 beim Generalsekretär für Arbeit unter deutscher Besatzung; nach dem Krieg seit 1952 Senator, 1958 Gesundheitsminister, seit 1966 letzter Vorsitzender einer gesamtbelgischen christde-

mokratischen Partei; Nieuwe Encyclopedie van de Vlaamse Beweging (NEVB). Tielt 1998, S. 1473

(14) Houben, Robert: Een beschamend gebrek aan ernst, in: DS, 26. Mai 1982; Houben, Robert. „De nieuwe orde“, onverantwoord vanwege BRT, in: DS, 21. Juni 1982

(15) Eine Formulierung des mit der „neuen Ordnung“ sympathisierenden frankophonen Publizisten Robert Poulet; Willequet, s.u.

(16) In diese Überlegungen waren auch führende flämische Nationalisten eingebunden; vgl. De Wever, Bruno: Greep naar de macht. Vlaams-nationalisme en Nieuwe Orde. Het VNV 1933 – 1945. Gent 1995, S. 358–361; De Lentdecker, Louis: Tussen twee vuren. Leuven 1985, S. 207; Willequet, Jacques: La Belgique sous la botte. Résistances et collaborations 1940 – 1945. Paris 1986, S. 85; Derine, Raymond: Repressie zonder maat of einde? Terugblik op de collaboratie, repressie en amnestiestrijd. Leuven 1978, S. 77–93

(17) Houben blieb von der Thematik nachhaltig gefesselt, wofür spricht, dass er noch 1985, als das belgische Fernsehen De Wildes zweite große Dokumentarserie, diesmal über die Kollaboration, ausstrahlte, in einem Zeitungsbeitrag seine drei Jahre zuvor erstmals verkündeten Thesen wiederholte; Houben, Robert: Er is kollaboratie en kollaboratie, in: De Standaard, 27. November 1985

(18) Borgerhout 17. Juni 1913 – Cadzand 16. Februar 1997; während der deutschen Besatzung Dezernent in der Stadtverwaltung von Groß-Brüssel; bis 1949 in Haft; danach Publizist; seit 1964 im Vorstand der Bank Brussel Lambert; seit 1968 Senator; versuchte, Ende der Siebziger als Volksunie-Dissident vergebens, eine neue flämisch-nationale Partei, die Vlaamse Volkspartij (VVP), zu gründen; NEVB, S. 730–731

(19) Claes, Lode: TV-historicus of TV-auditeur? Kollaboratie op de pijnbank, in: DS, 10. März 1982

(20) Huyse, Luc/Dhont, Steven: Onverwerkt verleden. Collaboratie en repressie in België 1942 – 1952. Leuven 1991, hier besonders S. 19–24; S. 27–31; S. 70; S. 93–99; S. 124–125; S. 153–157; S. 166

(21) Claes, Lode: Geschiedschrijving en de kleine man, in: DS, 9. April 1982; Claes, Het verdrongen verleden, a.a.O., S. 15–24

(22) Claes s. Anm. 19

(23) Geb. Ronse 25. April 1933; Redakteur „De Vlaamse Linie“; 1964 Gründer und bis 1980 Chefredakteur des links-flamingantischen Wochenblattes „De Nieuwe“; 1978 Träger „Orde van de Vlaamse Leeuw“; seit 1988 Herausgeber der zweiwöchentlich erscheinenden Publikation „Journaal“; NEVB, S. 1350–1352

(24) Grammens, Mark: De Nieuwe Orde (= Aktueel, Nr. 3). Brüssel 1983, S. 26; S. 54–56

(25) Tegenbos, Guy: Lode Claes bracht nieuwe ideeën aan, in: DS, 17. Februar 1997; Ruys, Manu: Afscheid van een non-conformist, ibid.

(26) Van Roy, Louis: Het taboe van de kollaboratie. Kapellen 1987; die Bemerkungen über Hitler finden sich auf S. 92, S. 94: „Hitler hield van het Vlaamse land en van de Vlamingen... De Führer was Vlaanderen en zijn volk genegen, hij was met Vlaanderen politiek iets van zins.“ Den adligen Verschwörern des 20. Juli sagte der Autor nach,

sie hätten „de oude maatschappij rond kapitaal, goederen, bezit, macht“ bewahren wollen „tegen het socialistische Duitsland van Hitler“.

(27) Van Roy, Het taboe van de kollaboratie, a.a.O., S. 7–12

(28) Wils, Lode: Het taboe van Vlaanderen, de verzwegene burgeroorlog, in: DS, 30. April 1987

(29) Van Isacker, Karel: Mijn land in de kering. Bd. 2. Antwerpen/Amsterdam 1983, S. 156. De Lentdecker, Tussen twee vuren, S. 104 nennt allein für die ersten beiden Monate des Jahres 1944 die Zahl von 1774 Anschlägen mit 740 Toten. Ein Mann sei lebendig begraben worden, ein anderer an einem Fleischerhaken aufgehängt. Kinder von Kollaborateuren im Alter von drei bis elf Jahren seien „kaltblütig“ gemeinsam mit ihren Eltern massakriert worden. Ein konkretes Fallbeispiel bei Verstraete, Pieter Jan: Antoon Ariën. Dader en slachtoffer. Kortrijk 2009

(30) Huyse/Dhont, Onverwerkt verleden, a.a.O., S. 43; S. 85; S. 88; S. 119–120; S. 143–150; S. 170–171; S. 271–275. Van Isacker, Mijn land in de kering, S. 160–162 zitiert mit Entsetzen und Abscheu eine Äußerung des früheren Widerständlers, damaligen kommunistischen Funktionärs und späteren sozialistischen Kulturhistorikers Alois Gerlo, der sich 1947 darüber beschwerte, dass von bis dahin 1100 Todesurteilen gegen Kollaborateure noch kaum 150 vollstreckt worden seien, und es der Justiz als verwerfliches Versäumnis anrechnete, „Erzverräter und SS-Banditen am Leben zu halten“.

(31) Vgl. Van Doorslaer, Rudi/Verhoeven, Etienne: De moord op Lahaut. Het communisme als binnenlandse vijand. Leuven 1985

(32) Ruys, Manu: De tijd van het moordende onbegrip, in: DS, 11. Februar 1989

(33) De Lentdecker, Tussen twee vuren, a.a.O., S. 248–250. In dieselbe Richtung weist womöglich eine Andeutung von Mark Grammens, der die zweite Welle der „Volksrepression“ im Frühsommer 1945 verschwörungstheoretisch damit erklärte, dass „internationale Kreise“ im Vorfeld der Potsdamer Konferenz Chaos in Europa hätten stiften wollen; Grammens, Mark: Herinneringen aan oorlog en repressie (= reeks Aktueel, Nr. 14). Brüssel 1985, S. 51

(34) Verstraete, Pieter Jan: Vlaamse bedevaarten naar Münstereifel (= Oostfronters-reeks Nr. 4). Kortrijk 2008

(35) Verstraete, Vlaamse bedevaarten, S. 24; S. 64; S. 79. Als „Tragödie“, die der Leidensgeschichte der flämischen Soldaten im Ersten Weltkrieg in nichts nachstehe, findet sich das Ostfront-Abenteuer der flämischen Nationalisten auch bei Derine, Repressie zonder maat of einde, S. 52, beschrieben.

(36) Verstraete, Vlaamse bedevaarten, S. 57; S. 69; S. 77

(37) De Lentdecker, Tussen twee vuren, S. 212

(38) Heist-op-den-Berg 24. November 1913 – Antwerpen 12. Juni 1995; seit Oktober 1942 „Gaukommandant“ der Dietse Militie/Zwarte Brigade (DM/ZB), der Parteililz des kollaborierenden Vlaamsch Nationaal Verbond (VNV); Chefredakteur der

Milizeitschrift „Help U Zelf“; nach dem Krieg bis 1950 in Haft; 1964 Gründer und Chefredakteur der Zeitschrift „Broederband“; NEVB, S. 962

(39) Van Dingenen, Jef: Praag en amnestie, in: Broederband, Jg. 4, Nr. 8, September 1968, S. 1–5; hier S. 1

(40) Auf den Kalten Krieg als „neue Quelle von Schuldverdrängung“ weisen auch Huyse/Dhont, Onverwerkt verleden, S. 141 hin. Dagegen legt Grammens, Herinneringen aan oorlog en repressie, S. 64 Wert auf die Feststellung, dass das antisowjetische Motiv nur bei jenen Ex-Kollaborateuren eine Rolle gespielt habe, die zugleich überzeugte Nazis gewesen seien, und sich zu „überzeugten Verfechtern amerikanischer Interessen“ gewandelt hätten, nicht jedoch bei authentischen flämischen Nationalisten.

(41) Für die Vorkriegswerte: De Wever, Greep naar de macht, S. 212; S. 255; S. 261; die Nachkriegswerte sind annäherungsweise hochgerechnet aus den belgischen Wahlergebnissen seit 1946 bei: www.ibzdgp.fgov.be

(42) Leuven 23. August 1903 – Neerijse 3. März 1994; Funktionär der katholischen Pfadfinderbewegung; Politiker; Publizist; Autor mehrerer Bücher zur flämischen Frage; 1968 Senator; NEVB, S. 1391–1392

(43) Van Haegendoren, Maurits: Wat zag de Vlaamse collaboratie in het Nationaal-Socialisme?, in: Broederband, Jg. 12, Nr. 3., März 1976, S. 4–5. Im Dezember 1976 wiederholte Van Haegendoren seine Frage in der Zeitschrift „Wij“, dem Parteiorgan der Volksunie.

(44) Vgl. Dolderer, Winfried: Anmerkungen zum Deutschlandbild in Flandern, in: Germanistische Mitteilungen. Zeitschrift für Deutsche Sprache, Literatur und Kunst, Jg. 49, 1999, S. 65–75; hier S. 67–68

(45) Für die im Vorstehenden genannten Zahlen: Werkgroep belast met het opmaken van een inventaris van de sociale en menselijke gevolgen voor de slachtoffers van de oorlog, met name ook van de Spaanse burgeroorlog, en voor de getroffenen van de repressie- en epuratie-wetgeving. Brüssel o.J. (1984), S. 111; S. 132; S. 133; S. 146

(46) Van Dingenen, Jef: Een eerste reaktie, in: Broederband, Jg. 12, Nr. 3, März 1976, S. 5–8; hier S. 5

(47) Zu den SS-gesteuerten Organisationen in der flämischen Kollaboration und dem Konflikt mit dem VNV, vgl. u. a. Seberechts, Frank: Geschiedenis van de DeVlag. Van cultuurbeweging tot politieke partij. Gent 1991; De Wever, Greep naar de macht, S. 369–371; S. 379–382; S. 391; S. 446–454; S. 528–544; S. 561–569

(48) Van Dingenen, Jef: Moreel eerherstel, in: Broederband, Jg. 4, Nr. 11, Dezember 1968, S. 1–5; hier S. 4

(49) Van Dingenen, Jef: Waarom wij collaboreerden, in: Broederband, Jg. 6, Nr. 11/12, Nov./Dez. 1970, S. 3–48

(50) Van Dingenen, Wat wij er in zagen?, a.a.O.; Van Meensel, Michel: Even het geheugen oprissien. Een bondig wederwoord aan dr. MVH, in: Broederband, Jg. 12, Nr. 9, September 1976, S. 1–5

(51) Zu diesem Mangel bekennt sich Van Dingenen, Een eerste reaktie, a.a.O., S. 8 ausdrücklich: „Het spreekt voor zichzelf dat het hier niet gaat over wat men nu onder

„nazisme“ verstaat, maar wel over het nationaal-socialisme zoals het toen in Vlaanderen geprogageerd werd, zoals we hoopten dat het na de oorlog zou kunnen worden.“

(52) Van Dingenen, Wat wij er in zagen, a.a.O., S. 2; S. 4–5; Van Meensel, Even het geheugen oprisschen, a.a.O., S. 2–4. Es sei kein Wunder, heißt es hier einleitend auf S. 1, dass der Nationalsozialismus bei der jüngeren Generation in Verruf geraten sei: „Literatuur en media hebben immers het onmogelijke gedaan om het in hun jeugdige voorstelling te herleiden tot concentratiekampen en jodenvergassing. Geen wonder dat ze in Hitler slechts een gruwelijke onmens kunnen zien welke naar hun gevoel ergens in de buurt van Nero dient te worden gesitueerd.“

(53) Van Roy, Het taboe van de kollaboratie, a.a.O., S. 62–65; S. 75–78

(54) Van Dingenen, Moreel eerherstel, a.a.O., S. 2

(55) Van Dingenen, Jef: G. Romsée, in: Broederband, Jg. 12, Nr. 5, Mai 1976, S. 1–8; hier S. 3; Van Dingenen, Waarom wij collaboreerden, a.a.O., S. 22

(56) Zit. nach Derine, Repressie zonder maat of einde, a.a.O., S. 68

(57) So zitiert Derine, Repressie zonder maat of einde, S. 39 eine Äußerung des VNV-„Führers“ Staf De Clercq, der sich im Herbst 1938 gegen „Faschismus“, „Nationalsozialismus“ und „Totalitarismus“ ausgesprochen hatte, und weist auf S. 54–55 darauf hin, dass verschiedene führende Kollaborateure während des Krieges Repressalien durch deutsche Instanzen wegen politischer Unzuverlässigkeit erfuhren. Auch Willequet, La Belgique sous la botte, a.a.O., S. 166 erklärt kategorisch, der „vage Korporatismus à la Dolfus“ des VNV sei vom Nazismus meilenweit entfernt gewesen. Den monströsen Rassismus der nationalsozialistischen Ideologie hätten die kollaborierenden belgischen Faschisten gar nicht erkannt und ihn andernfalls auch scharf abgelehnt.

(58) Zit. nach Van Isacker, Mijn land in de kering, a.a.O., S. 140; Derine, Repressie zonder maat of einde, S. 66–67. Auf S. 52 verweist Derine im Übrigen auf eine Äußerung des apologetischen Historikers Arthur De Bruyne, der es einen „tragischen Irrtum“ genannt hatte, dass die SS-Freiwilligen an der Ostfront geglaubt hätten, das christliche Abendland zu verteidigen an der Seite des Nationalsozialismus, der aber genauso antichristlich gewesen sei wie der Kommunismus.

(59) De Wever, Greep naar de macht, S. 501; S. 512; S. 554; S. 611

(60) Encyclopedie van de Vlaamse Beweging (EVB). Bd. 1. Tielt/Utrecht 1973, S. 307–313; hier S. 313

(61) EVB I, S. 479–482; vgl. auch Van der Elst, Frans: De bewogen jaren. Mijn memoires 1920/1958. Tielt 1985, S. 118–120; S. 122–123; S. 128–132

(62) EVB I, S. 219

(63) Grammens, Mark: Herinneringen aan oorlog en repressie (= reeks Aktueel, Nr. 14). Brüssel 1985, S. 26

(64) NEVB, S. 1348–1350

(65) Grammens, Mark: Gedaan met geven en toegeven. Leuven 1990, S. 21–23

(66) Grammens, Herinneringen aan oorlog en repressie, a.a.O., S. 22; S. 29

(67) Claes, Het verdrongen verleden, a.a.O., S. 64; S. 71–73

- (68) Grammens, *Gedaan met geven en toegeven*, a.a.O., S. 31; S. 34
- (69) Claes, *Het verdrongen verleden*, S. 98 – 99; S. 105; vgl. auch den schicksalhaften Duktus der Sentenz auf S. 110: „Mijn collaboratie beschouw ik als onontkoombaar, zoals deze van zovele van mijn generatiegenoten.“
- (70) Vgl. die programmatischen Einleitungssätze in Van Isacker, *Mijn land in de kering II*, a.a.O., S. 5: „Dit is de geschiedenis van een om zijn ongerechtigheid verwerpelijke tijd. Zij beschrijft... een ontwikkeling die leidde naar een onmenselijke wereld..., om de verfoeilijkheid van het huidige bestel aan te tonen.“
- (71) Van Isacker, *Mijn land in de kering II*, a.a.O., S. 18; S. 47; S. 85
- (72) Van Isacker, a.a.O., S. 47; S. 92
- (73) Van Isacker, S. 97; S. 109; S. 125
- (74) Van Isacker, S. 138–140
- (75) Van Isacker, S. 112–114; S. 146–151
- (76) Vgl. Van Isacker, S. 116: „Niettegenstaande de kleine kanten en vergissingen groeiden de meesten boven hun begrensdheid uit. Het gaf hun een kracht die de wereld had veranderd – indien de omstandigheden gunstiger waren geweest.“
- (77) Van Isacker, S. 144; S. 153; S. 165
- (78) Broederband, Jg. 20, Nr. 3, März 1984, S. 10–12: De tijd van de idealisten
- (79) Van Roy, *Het taboe van de kollaboratie*, S. 139
- (80) Leysen, André: *Achter de spiegel. Terugblik op de oorlogsjaren*. Tielt 1995, S. 11–12
- (81) Van Dingenen, *Wat wij er in zagen?*, a.a.O., S. 7
- (82) Claes. *Het verdrongen verleden*, a.a.O., S. 60–61
- (83) Grammens, *De Nieuwe Orde*, a.a.O., S. 31; S. 65. In genau gleicher Weise, als einen Konflikt zwischen dem „impérialisme revendicateur de l’Allemagne“ und dem „impérialisme conservateur de l’Angleterre“, diagnostizierte bereits der frankophone belgische Publizist Robert Poulet im September 1939 die Ursache des soeben begonnenen Krieges; zit. nach Willequet, *La Belgique sous la botte*, a.a.O., S. 44
- (84) Grammens, *Herinneringen aan oorlog en repressie*, a.a.O., S. 24
- (85) In ähnlicher Weise wurde freilich schon während des Krieges im besetzten Belgien der ohne viel Rücksicht auf die Zivilbevölkerung geführte Luftkrieg der Westalliierten mit den Greueln der Gegenseite vielfach gleichgesetzt, so in einer Aufzeichnung des Erzbischöflichen Ordinariats in Mecheln von 1943: „Le mal est dans tous les camps“; zit. nach Willequet, *La Belgique sous la botte*, S. 75
- (86) Grammens, *De Nieuwe Orde*, a.a.O., S. 33–34
- (87) Grammens, *Herinneringen aan oorlog en repressie*, a.a.O., S. 28
- (88) *ibid.* S. 30; S. 34–35
- (89) Grammens, *Gedaan met geven en toegeven*, a.a.O., S. 23
- (90) Grammens, *Herinneringen aan oorlog en repressie*, a.a.O., S. 65
- (91) Claes, *Het verdrongen verleden*, S. 33
- (92) Van Dingenen, Jef: *De tijd van de idealisten*, in: Broederband, a.a.O., S. 10; ders: *Praag en amnestie*, a.a.O., S. 2–3; ders: *Wie was fout?*, a.a.O., S. 3; vgl. auch eine

Äußerung des „Führers“ der „großgermanisch“ orientierten DeVlag, Jef van de Wiele, nach dem Krieg vor dem belgischen Militärtribunal: „De dag is niet zover meer dat de idealisten van het verzet en die van onze kant elkaar in dit land zullen vinden en zullen samenwerken“; zit. nach De Lentdecker, Tussen twee vuren, a.a.O., S. 88–89

(93) Van Dingenen, Waarom wij collaboreerden, a.a.O., S. 26–32; zur politischen Situation Ende der zwanziger Jahre und zum „föderalen Statut“ der Frontpartei, vgl. Wils, Lode: Bormsverkiezing en Compromis des Belges, in: ders: Vlaanderen, België, Groot-Nederland. Mythe en geschiedenis. Leuven 1994, S. 321–383; Wils, Lode: Honderd jaar Vlaamse beweging. Bd. 2. Leuven 1985, S. 238–239; zur „Konzentrationspolitik“ des VNV, vgl. De Wever, Greep naar de macht, S. 203–225

(94) Grammens, Herinneringen aan oorlog en repressie, S. 44; S. 52

(95) Van Isacker, Mijn land in de kering II, S. 159–160

(96) Staskar, Mark: Een gewezen oorlogsburgemeester aan het woord, in: Broederband, Jg. 14, Nr. 6/7, Juni/Juli 1978, S. 7–9

(97) Belege schöpften Vertreter dieser These immer wieder gerne aus der damaligen frankophonen Presse Belgiens, etwa der Antwerpener Zeitung „Le Matin“ vom 4. November 1944: „Il faut détruire tout ce qui directement ou indirectement était d’inspiration nationale flamande“; zit. nach Derine, Repressie zonder maat of einde, S. 107

(98) Van Isacker, Mijn land in de kering II, S. 163; Grammens, Herinneringen aan oorlog en repressie, S. 6–7; De Lentdecker, Tussen twee vuren, S. 51

(99) Derine, Repressie zonder maat of einde, S. 157–181

(100) Van Dingenen, Jef: De amnestiestrijd minder gevoelsgeladen maken?, in: Broederband, Jg. 12, Nr. 1, Januar 1976, S. 4–9; hier S. 5

(101) Grammens, Herinneringen aan oorlog en repressie, S. 3–4

(102) Ein Wendepunkt im französischen Vergangenheitsdiskurs war die Rede zum Jahrestag der umfassendsten Deportation französischer Juden während des Zweiten Weltkrieges, in der sich der damalige Präsident Jacques Chirac am 16. Juli 1995 erstmals zur Verantwortung Frankreichs für die Taten des Vichy-Regimes bekannte: „La folie criminelle de l’occupant a été secondée par des Français, par l’Etat français... La France, ce jour-là, accomplissait l’irréparable. Manquant à sa parole, elle livrait ses protégés à leurs bourreaux... Nous conservons à leur égard une dette imprescriptible“; zit. nach fr.wikipedia.org/wiki/discours-prononcé-lors-des-commémorations-de-la-raffe-du-vel-d’hiv. Den Bruch mit dem beschönigenden Selbstbild der französischen Nachkriegsgesellschaft markierte in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre auch der Prozess gegen Maurice Papon, der als Spitzenbeamter des Vichy-Regimes maßgeblich an der Deportation der Juden beteiligt war, und dessen Nachkriegskarriere unter anderem als Polizeichef von Paris einen Beleg für personelle Kontinuitäten über den Epochenbruch von 1944/45 hinweg auch in Frankreich bildet.

(103) Huyse/Dhont, Onverwerkt verleden, a.a.O., S. 171

(104) Zur Entstehung der Volksunie, vgl. Van der Elst, De bewogen jaren, a.a.O., S. 209–245

(105) Für das Folgende, Van Roy, Het taboe van de kollaboratie, a.a.O., S. 31–45

(106) So erinnert sich Van Roy, Het taboe..., S. 32, im Alter von 15 bis 16 Jahren in der Katholieke Studentenactie (KSA) Bekanntschaft mit „Mein Kampf“ und dem Werk

Alfred Rosenbergs gemacht zu haben. Die aus dem Dritten Reich rezipierte Literatur sei in Verbandszeitschriften unter dem Aspekt diskutiert worden, „princiepen van volksgemeenschap, van natie, van volksverbondenheid toepasselijk te maken binnen het aktieterrein van de KSA“. Als vermeintliches Modell für die Befriedung sozialer Gegensätze entfaltete das Dritte Reich auch im sozialistischen Milieu Belgiens eine gewisse Verführungskraft. Im Januar 1991 erlebte der Verfasser in Brüssel einen Auftritt Edgard Delvos (1905–1999, vgl. NEVB, S. 898–899), vor dem Krieg sozialistischer Parteifunktionär, während des Krieges Chef der faschistischen Einheitsgewerkschaft Unie van Hand- en Geestesarbeiders, der sich noch immer tief beeindruckt zeigte von den „sauberen“, „hellen“, gut durchlüfteten Fabriken im damaligen Deutschland. Dort habe es sogar Blumen auf den Fensterbänken gegeben: „Dat is voor mij de volksgemeenschap“, so Delvo. „Ik ben en blijf nationaal-socialist“ – auch noch nach fünf Jahrzehnten.

(107) Foubert, Bea: De Spaanse burgeroorlog in katholiek Vlaanderen onderzocht in de periodieke pers (1936–1939), in: Belgisch Tijdschrift voor Nieuwste Geschiedenis, Jg. 18, 1987, Nr. 3/4, S. 753–777. Van Roy, Het taboe..., S. 41, meint sich zu erinnern, dass der Kampf gegen die spanische Republik sogar Eingang fand in die katholische Fürbittenliturgie: „In 1936 werd in de kerken vurig gebeden voor de overwinning van de door God gezonden generaal Franco.“

(108) So 1935 bei einem Auftritt vor der Katholieke Studenten-Aktie (KSA) Leuven: „Bemide studenten, het is makkelijk met de mond of met de pen het kommunisme te bestrijden. In gemoede echter vraag ik u allen: Wie onder jullie zal de moed kunnen opbrengen om het geweer op te nemen, wanneer de strijd tegen het goddeloze bolsjevisme eindelijk menens wordt?“, zit. nach Van Meensel, Even het geheugen opfrissen, a.a.O., S. 4

(109) Van Roy, Het taboe..., S. 170

(110) Van Dingenen, Waarom wij collaboreerden, a.a.O., S. 14–15

(111) Unter dem Eindruck der verbreiteten Empörung sah sich der Autor der Serie Maurice De Wilde zu einer Klarstellung veranlasst: Es sei gewiss „zu gewagt, einen ursächlichen Zusammenhang herzustellen“ zwischen einer Mitgliedschaft in der katholischen flämischen Jugendbewegung der Zwischenkriegszeit und der Bereitschaft zum Kriegseinsatz an der Ostfront, erklärte er, als die Serie ein gutes Dreivierteljahr nach der Erstaussstrahlung wiederholt wurde. Vielmehr sei es oft so gewesen, dass die Betroffenen nach dem Krieg den Hinweis auf die antikommunistischen Predigten des katholischen Klerus als rechtfertigenden Vorwand benutzt hätten. Dessen ungeachtet meldete sich noch ein gutes weiteres Jahr später der Kirchenhistoriker Robrecht Boudens mit der Forderung, seine Aussagen zum Verhältnis zwischen katholischen Verbänden und zeitgenössischen faschistischen Bewegungen im Interview mit De Wilde entweder zu ergänzen oder aus der Sendung herauszuschneiden. Er fand, dass seine Äußerungen „einseitig“ wirkten; womöglich habe er sich auch selbst in der Nervosität der Interviewsituation missverständlich ausgedrückt; Durnez, Gaston: „De Nieuwe Orde“ verduidelijkt katholieke houding, in: DS, 30. Dezember 1982; ders.: Kerkhistoricus Boudens: Nieuwe Orde aanvullen, in: DS, 18. Februar 1984

(112) Wenn es ein markantes Datum gab, das den Niedergang des gesellschaftlichen Einflusses der Kirche augenfällig besiegelte, so die Legalisierung der Abtreibung in Belgien am 29. März 1990. Damals fand die kirchliche Position nur noch einen prominenten Verteidiger in Gestalt des Königs Baudouin, der die Unterschrift unter das Gesetz ver-

weigerte und damit eine Verfassungskrise heraufbeschwor. Bei einem ungleich geringeren Anlass 1960 hatte noch ein Machtwort des damaligen Primas von Belgien Kardinal Van Roey genügt, um in der Zeitung „De Standaard“ den Abdruck einer Artikelserie über Zustände in flämischen Nonnenklöstern zu stoppen. Fünf Jahrzehnte später hatte sich Van Roey's Nach-Nach-Nachfolger Erzbischof André-Joseph Léonard vor einer kritischen Öffentlichkeit zu rechtfertigen, weil er zum 20. Jahrestag des Abtreibungsgesetzes an einer Demonstration von Lebensschützern teilgenommen hatte. Vgl. DS, 20. März 2010: „Willy, ik denk dat ik hem overtuigd heb...“ (www.standaard.be/artikelId=T52NPNB5); Durnez, Gaston: De Standaard. Het levensverhaal van een Vlaamse krant van 1948 tot de VUM. Tielt 1993, S. 211–214; DS, 29. März 2010: Léonard betoogt mee tegen abortus (www.standaard.be/artikelId=342O126E); DS, 30. März 2010: „Vanaf nu horen we de stem van de paus“ (www.standaard.be/artikelId=CS2O7116)

(113) Vgl. Anm. (41)

(114) Im Übrigen rührte die Legitimationskrise des flämischen Nationalismus auch daher, dass sich in einem Flandern, in dem von der einst gesellschaftlich dominanten Position der französischen Sprache und Kultur nichts mehr übrig war, und das sich auf dem Wege zur politischen Autonomie in einem weitgehend föderalisierten Belgien befand, seine historische Funktion erledigt zu haben schien. Für eine demokratische flämische Bewegung gebe es in Flandern mittlerweile nicht mehr zu tun als für eine „niederländische Bewegung“ in den Niederlanden oder für eine „französische Bewegung“ in Frankreich, schrieb zu Beginn der neunziger Jahre der Historiker Lode Wils. Dagegen schien es ihm damals nach dem spektakulären Wahlerfolg des Vlaams Blok 1991, als solle der „antibelgische, faschistoide“ flämische Nationalismus „nun endlich“ seine Chance bekommen; Wils, Verleden en toekomst van een natie, in: ders: Vlaanderen, België, Groot-Nederland, a.a.O., S. 450–473; hier S. 473. Dass indes über die Zukunft des flämischen Nationalismus auch damit noch nicht das letzte Wort gesagt war, scheint sich spätestens seit dem Erfolg der N-VA bei der belgischen Parlamentswahl im Juni 2010 abzuzeichnen.

(115) De Wever, Greep naar de macht, a.a.O., S. 79–88; S. 101–103; S. 109–110; S. 239–243; S. 264–266; S. 425

(116) Erschienen in drei durchgehend paginierten Bänden, wie bereits die vorherige Enzyklopädie, bei Lannoo in Tielt; s. Anm. (13)

(117) Verbeeck, Georgi: Erinnerungspolitik in Belgien, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 8/2008, S. 25–32; hier besonders S. 26–27

Tsead Bruinja

Overwoekerd – Überwuchert

„Tsead Bruinja ist der Dichter des Glücks, das sich nie gänzlich ereignen wird. Er scheint in seinem Werk vor allem auf die Begrenzung der Katastrophe aus zu sein und erstrebt, wie er es nennt, ‚eine erträgliche Reihe von Rückschlägen‘.“ Mit diesen Worten beschreibt Luuk Gruwez in einer Rezension des Gedichtbands *Overwoekerd* (in *De Standaard*, 30.07.2010) den Kern der Lyrik des Dichters Tsead Bruinja (*1974), der seine Gedichte teils in friesischer, teils in niederländischer Sprache verfasst. Sein Debüt im Jahr 2000 war der friesische Gedichtband *De wizers yn it read*. Es folgten mit *De man dy't rinne moat* (2001) und *Gegrommel fan satyn* (2003) zwei weitere Veröffentlichungen in friesischer Sprache.

Im Jahr 2003 erschien sein erster Band in niederländischer Sprache *Dat het zo hoorde*, der für den Jo Peters PoëziePrijs nominiert wurde und der inzwischen ebenso wie zwei weitere Gedichtbände Bruinjas als kostenloser Download im Internet zur Verfügung steht (<http://www.decontrabas.com>). Es folgten weitere Veröffentlichungen in friesischer und niederländischer Sprache: *Batterij* (2004), *Gers dat alfêst laket* (2005) und *Bang voor de bal* (2007).

Zu einigen Gedichten aus dem 2008 – friesisch und niederländisch – erschienenen Band *De geboorte van het zwarte paard* fertigte der Sänger und Kabarettist Herman van Veen Malereien an, die im Natuurmuseum Fryslân in Leeuwarden ausgestellt wurden. Ebenfalls in 2008 erschien der Band *Angel* als Zeitung und als Gratis-Download, der innerhalb eines Monats 2000 Mal von der eher genannten Internetseite heruntergeladen wurde.

Neben seiner Tätigkeit als Dichter arbeitet Bruinja als Übersetzer von Songtexten, z. B. von Bob Dylan. Die Verbindung zur Musik zeigt sich auch bei seinen Auftritten im In- und Ausland. In seinen Lesungen wird er oft von anderen Künstlern wie dem Musiker Jaap van Keulen oder der Flamencotänzerin Tanja van Susteren begleitet. Daneben wirkt Bruinja auch als Interviewer und Präsentator bei literarischen Veranstaltungen und Festivals mit und organisiert Workshops für Schulen. Er schreibt Lyrikrezensionen, u. a. für die Zeitschrift *Awater* und betätigte sich bei dieser und anderen Zeitschriften als Redakteur.

Die im Folgenden abgedruckten Gedichte entstammen dem 2010 im Amsterdamer Verlag Cossee erschienenen Gedichtband *Overwoekerd* und wurden von Gregor Seferens ins Deutsche übersetzt.

Judith Lorch

De stille teruggetrokken Ernesto

de stille teruggetrokken ernesto
deelde met zijn maat francisco
een éénkamerkrot

niemand kende echt hun namen

in de buurt stonden ze bekend
als lange en korte muzga

in de documentaire horen we
hoe ze de verkeerde kant op vluchtten
hoe francisco werd neergestoken en overleefde
en hoe ernesto in brand werd gestoken

toen zijn lijf geen vlam wilde vatten
werd hij door de meute in dekens gewikkeld

dat brandde beter

als ik schrijf dat dit een bewerking is van een artikel uit de groene
geschreven door fred de vries

beginnen de namen u wellicht te duizelen
en komt het gedicht minder hard aan

daarom heb ik voor u nog een naam
ernesto heet alleen nog ernesto
voor familie en vrienden

voor de rest van de wereld
werd hij omgedoopt tot
the burning man

Der stille in sich gekehrte Ernesto

der stille in sich gekehrte ernesto
teilte sich mit seinem kumpel francisco
ein ein-personen-loch

niemand wusste ihre wirklichen namen

in der nachbarschaft kannte man sie
als großer und kleiner muzga

in dem dokumentarfilm hören wir
wie sie in die falsche richtung flüchteten
wie francisco niedergestochen wurde und überlebte
und wie ernesto angezündet wurde

als sein körper nicht in flammen aufgehen wollte
wurde er von der meute in decken gewickelt

die brannten besser

wenn ich schreibe dass dies eine bearbeitung eines zeitungsartikels
von fred de vries ist

verschwimmen die namen vielleicht für sie
und das gedicht ist nicht so schockierend

darum habe ich für sie noch einen namen
ernesto heißt einzig noch ernesto
für familie und freunde

für den rest der welt
wurde er umbenannt in
the burning man

Worming up Von Kwabbenstein

Tsead Bruinja is een man van de wereld. Hij declameert graag wijsheden als: Zwitserland is wel duur. Als je daar chinees gaat halen ben je al een fortuin kwijt. Tsead is dus verstandig, maar wat weinigen weten is dat hij ook zeer behendig is, bijvoorbeeld in het doodrijden van bejaarde vrouwtjes bij het straatracen in de noordelijke provincies en dat hij het liefst op dronken gevoerde beren schiet in de bossen van Rusland samen met de koning van Spanje. Als Tsead er even doorheen zit verleent hij bovendien geheel pro deo de begrafenisondernemers in New York hulp bij het verwijderen en verhandelen van organen van pasgestorven leden uit de christelijke gemeenschap. Te verwachten valt dat Tsead binnenkort de roeping van de nobele dichtsterij zal verlaten om gitaar te gaan spelen bij bands als Bloody Dick Swamp, Squirrel Nut Zippers of Phungusamongus. Ongetwijfeld zal Tsead ook daarin geil en succesvol blijken. Wat we het meest aan Tsead zullen missen is de manier waarop hij als volleerd dictator een heel volk als de Tsjechen kon begroeten vanuit een open wagen. Tsead is gelukkig getrouwd, maar nog nooit klaargekomen in Cambodja, Thailand of op een van de Galapagoseilanden. Tsead vindt het ook jammer dat hij nog nooit iemand heeft geneukt in Hellhole Bay, South Carolina of in Big Beaver Lick, Kentucky. Wat dat betreft mogen wij onszelf in de klamme handjes knijpen. Niet wij maar Tsead leidt een waarlijk diep en tragisch leven.

Worming up Von Quabbenstein

Tsead Bruinja ist ein Mann von Welt. Er deklamiert gern Weisheiten wie: Die Schweiz ist aber teuer. Wenn man dort zu einem chinesischen Imbiss geht, ist man gleich ein Vermögen los. Tsead ist folglich klug, was aber wenige wissen, ist, dass er auch sehr geschickt ist, zum Beispiel im Überfahren von alten Frauen während der Straßenrennen in den nördlichen Provinzen, und dass er am liebsten in den Wäldern Russlands auf betrunken gemachte Bären schießt, zusammen mit dem König von Spanien. Und wenn Tsead mal fix und fertig ist, hilft er außerdem vollkommen kostenlos den Begräbnisunternehmern in New York beim Herausnehmen und Verkaufen der Organe von frischverstorbenen Mitgliedern der christlichen Gemeinschaft. Es ist zu erwarten, dass Tsead demnächst dem Ruf der edlen Dichtung nicht mehr folgt, um Gitarre in Bands wie Bloody Dick Swamp, Squirrel Nut Zippers oder Phungusamongus zu spielen. Zweifellos wird Tsead sich auch dabei als geil und erfolgreich erweisen. Was wir an Tsead am meisten vermissen werden, ist die Art, auf die er als perfekter Diktator ein ganzes Volk wie die Tschechen aus einem offenen Wagen begrüßen konnte. Tsead ist glücklich verheiratet, aber noch nie zum Orgasmus gekommen in Kambodscha, Thailand oder auf einer der Galapagosinseln. Tsead findet es auch schade, dass er noch nie jemanden in Hellhole Bay, South Carolina oder in Big Beaver Lick, Kentucky gevögelt hat. Was das angeht, dürfen wir uns selbst in die feuchtkalten Hände kneifen. Nicht wir, sondern Tsead führt ein wahrlich tiefes und tragisches Leben.

Bruintje beer op de helft van zijn adembenemende graf

na een avond chinees zit ik lang genoeg op de wc
om me af te vragen of dit lichaam een geschenk is
of een straf

hoeveel unox heb ik nog te gaan
hoeveel iglo
hoeveel te jonge chardonnay
hoeveel blond haar op lange benen

ik breng mijn kind naar school en het hapert
ik breng mijn kind naar school
en ik krijg een brok in mijn keel

blond haar lange benen

ik heb mijn brievenbus dichtgeplakt
in de garage het stof van de versterker
afgeblazen de gitaar ingeplugd
en de roest uit de oude nummers gespeeld

verwelken doen we morgen wel

de nikkei beleefde een matige dag melden ze op rtl
maar mijn tong voelde fit aan

de een zei gatenkaas tegen mijn gedichten
de ander zei licht valt van bovenaf door zijn regels

als die met een gedachte aan de haal gaan
zie je het geschenk niet snel weer terug

ik zat te lachen om je vraag
ik heb je antwoord niet gehoord

zei je nou forward that fatwa?

ik zeg dank voor de sirenes

Bruintje Bär auf der Hälfte seines atemberaubenden Grabes

nach einem abend beim chinesen sitze ich lange genug auf dem klo
um mich zu fragen ob dieser körper ein geschenk ist
oder eine strafe

wieviel unox hab ich noch zu leben
wieviel iglo
wieviel zu jungen chardonnay
wieviel blondes haar mit langen beinen

ich bring mein kind zur schule und es zögert
ich bring mein kind zur schule
und habe plötzlich einen kloß im hals

blondes haar lange beine

ich habe meinen briefkasten zugeklebt
in der garage den staub vom verstärker
gepustet die gitarre eingesteckt
und den rost aus den alten liedern gespielt

verwelken tun wir dann morgen

der nikkei hatte einen mäßigen tag meldet man auf rtl
doch meine zunge fühlte sich fit

der eine sagte löcherkäse zu meinen gedichten
der andere sagte licht fällt von oben durch seine verse

wenn die sich eines gedankens bemächtigen
siehst du das geschenk so bald nicht wieder

ich lachte über deine frage
ich habe deine antwort nicht gehört

sagtest du forward that fatwa

ich sage danke für die sirenen

Voor de kat

de wereld staat in brand en ik speel viool

met wat men in mijn hoed smijt
financier ik de fabriek
die violen maakt

de wereld staat in brand en ik speel viool

ik geef je geen roosje mijn roosje
ik geef je een viooltje mijn viool
want de wereld staat in brand

de wereld staat in brand en ik speel viool

ik plant geen bloem
in de loop van je geweer
ik geef je een viool

de wereld staat in brand en ik speel viool

ik bak de viool
ik frituur de viool
ik flambeer de viool

de viool staat in brand en ik speel viool

Für die Katz

die welt steht in flammen und ich spiel viola

mit dem was mein hut fängt
finanzier ich die fabrik
die violen baut

die welt steht in flammen und ich spiel viola

ich geb dir ein röschen mein röschen
ich geb dir eine viola meine viola
denn die welt steht in flammen

die welt steht in flammen und ich spiel viola

ich pflanz keine blume
in den lauf deiner knarre
ich geb dir eine viola

die welt steht in flammen und ich spiel viola

ich brate die viola
ich frittier die viola
ich flambier die viola

die viola steht in flammen und ich spiel viola

Uw plaats in ons meedogenloze archief

de soldaten sloegen haar kinderen zo hard
dat ze wel de kamer uit moest komen

leuk voor kinderen zijn knutselen
spelletjes kleurplaten

de vrouwen slapen 's nachts in gebouwtjes
de mannen liggen buiten in de kou

leuk voor mannen zijn topsalarissen
goedbetaalde banen reiskosten

moeder werd achter in de legertruck gezet
en mishandeld

leuk voor moeders zijn bloemen
iets hartigs ontbijt op bed

het leger roofde het geld
en trok haar van de wagen af

goed voor uw wagen
primer wax olie nieuwe banden
van quickfit

daarna werd ze door meer dan tien mannen
in de lokale taal uitgescholden en geslagen

het beste voor slachtoffers van verkrachting
opvang medische zorg juridische begeleiding

het is verstandig hier niet te lang mee te wachten
want hoe langer je wacht hoe groter het gevaar
dat bewèèèismeateriël verdwèèèent

of verklaringen hobbel in de weg
onzekerder worden

Ihr Platz in unserem mitleidlosen Archiv

die soldaten schlugen ihre kinder so fest
dass sie aus ihrem zimmer kommen musste

schön für kinder sind basteln
spielen bunte bilderbücher

die frauen schlafen nachts in hütten
die männer liegen draußen in der kälte

schön für männer sind spitzengehälter
gut bezahlte jobs reisespesen

mutter wurde hinten in den armeelaster gesetzt
und misshandelt

schön für mütter sind blumen
etwas herzliches frühstück im bett

die soldaten raubten das geld
und zogen sie vom wagen herunter

gut für ihre wagen
glanzpolitur öl neue reifen
von quickfit

danach wurde sie von mehr als zehn männern
in der lokalen sprache beschimpft und geschlagen

das beste für vergewaltigungsopfer
betreuung medizinische versorgung juristische beratung

es ist vernünftig damit nicht zu lange zu warten
denn je länger man wartet umso größer die gefahr
dass beweeeeismadriaaal verschwiiiindet

oder aussagen hubbel in der straße
unsicherer werden

Whaah! Whaah! // Rhöarch! Rhöarch!

niederländisch und deutsch

Anton Valens



Anton Valens
Meester in de hygiëne

augustus

Der nachfolgende Text aus der Erzählung „Whaah! Whaah!“ findet sich im Original in: Anton Valens, *Meester in de hygiëne*. Amsterdam 2008, S. 231–237.

Die deutsche Übersetzung wurde unter Leitung von Gregor Seferens im Rahmen eines gemeinsamen Übersetzungsworkshops im WS 2011/12 von Studierenden der Universitäten Duisburg-Essen und Münster erarbeitet. TeilnehmerInnen: Stefan Basso, Mario Bosnjak, Katharina Braß, Christina Bremges, Mareike vom Dorp, Torsten Hambuch, Valerie Kunz, Tabea Michel, Daniel Pfitzner, Marie-Annelie Poker, Alexandra Quant, Marie-Christine Raddatz, Alina Sachtleben, Tai Scharfe, Bastian Spiertz, Katja Tinz, Mira Wählich, Linus Weinitschke.

*Anton Valens***Whaah! Whaah!**

De Sonnaville had me op een aantal adressen ingezet waar zich een probleem voordeed. Cliënt nummer 0209467, beter bekend als meneer Edes, woonachtig in de Granaatstraat, was zo'n geval. Zijn vaste hulp, een zekere Dolly, was met de noorderzon vertrokken. Het was normaal dat ze in de zomer ontslag nam om als lesbische act een aantal festivals af te reizen en in het najaar weer in dienst te treden bij Thuiszorg, maar dit jaar was ze niet meer op komen dagen. De Sonnaville bracht mij in stelling voor de boodschappen op de maandagmorgen. Later in de week zou er worden schoon gemaakt door een nader vast te stellen dame. Het draaide erop uit dat ik behalve het doen van de boodschappen ook de was van het rek haalde, een paar overhemden streek en de plee en de wastafel een snelle beurt gaf. Een enkele keer verving ik een vuilniszak of sopte ik de verschimmelde binnenemmer van de pedaalemmer. En passant maakte ik een lichtknopje of een deurpost vetvrij. Het planchet met de scheerspullen was goor, de keukenkastjes, het fornuis, het was één kleverige zooi. In het geval van een vervuild adres hanteer ik de strategie van langzaam uitdijende orde. Voetje voor voetje veroverde ik terrein, elke maandag van negen tot elf. Langer kon niet want elke dag om halftwaalf verliet Edes zijn woning om zijn vrouw te bezoeken, die in verpleegtehuis De Rozen tuin verbleef.

*Anton Valens***Rhöarch! Rhöarch!**

De Sonnaville hatte mich für eine Anzahl Adressen eingeteilt, bei denen ein Problem auftrat. Klient Nummer 0209467, besser bekannt als Herr Edes, wohnhaft in der Granaatstraat, war so ein Fall. Seine feste Hilfskraft, eine gewisse Dolly, hatte sich bei Nacht und Nebel aus dem Staub gemacht. Es war normal, dass sie im Sommer kündigte, um als lesbischer Act eine Reihe von Festivals abzuklappen und im Herbst wieder in den Pflegedienst zurückkehrte. Aber dieses Jahr war sie nicht mehr aufgetaucht. De Sonnaville teilte mich für die Einkäufe am Montagmorgen ein. Im Laufe der Woche sollte dort durch eine noch zu ermittelnde Dame sauber gemacht werden. Es lief darauf hinaus, dass ich zusätzlich zu den Einkäufen auch derjenige war, der die Wäsche vom Ständer holte, ein paar Hemden bügelte und das Klo und das Waschbecken durchwischte. Ein paar Mal tauschte ich einen Müllsack aus, oder putzte die verschimmelte Innenseite des Treteimers. En passant entfettete ich einen Lichtschalter oder Türrahmen. Die Waschbeckenablage mit den Rasiersachen war ekelhaft, die Küchenschränke und der Herd waren total verklebt. Im Falle eines verschmutzten Haushalts verwende ich die Strategie der sich langsam ausbreitenden Ordnung. Schritt für Schritt eroberte ich das Terrain, jeden Montag von neun bis elf. Länger ging es nicht, da Edes jeden Tag um halb zwölf seine Wohnung verließ und seine Frau besuchte, die im Pflegeheim ‚Der Rosengarten‘ untergebracht war.

Edes was een vroegtijdig uitgerangeerde metselaar van begin zeventig, een grote kerel met een dikke, woedende kop en reusachtige handen. Het eerste wat hij zei toen ik me bij hem meldde was: ‘Godverdomme.’ Mismoe-dig schudde hij zijn hoofd. Hij ging me voor naar de schemerige, rokerige woonkamer en liet zich op een bank zakken. Hij frommelde een Belga uit een bijna leeg pakje en nam een liggende positie in. Eén arm losjes onder het hoofd gevouwen, de andere om-laagbungelend met de sigaret bijna op de vloer of wrijvend over zijn bierbuik die slechts deels werd verhuld door een vuilwit T-shirt, begon hij direct zijn gram op De Sonnaville te ventileren: ‘Dat wijf heb zeker stront in d’r oren. Ik heb d’r nog zo gezegd, géén vent! Godverdomme, géén vent!’ Hij stak een verhaal af over de hulp van vorige week, ‘een lul van een klootzak met een zien-fondsbiljetje’, die erg lang over de boodschappen had gedaan en ook nog het verkeerde had meegebracht. ‘De winkels bennen hier vlakbij, maar nee, meneer is óver een uur aan de wandel. En die spritsen waren van die hele kleintjes! Zegt-ie: Meneer, kan ik verder nog iets doen? Ik zeg: Joch, het is vijf voor elf, rot maar op, ik mot naar m’n vrouw.’ Edes gromde en hoestte een ruige rochel op. De grijze manen aan zijn kalende schedel schudden heen en weer. Toen hij klaar was en een fluim in de roestige, gele afvallemmer naast zich had gespogen tussen de afgebroken filters en koekverpakkingen, ging hij verder: ‘Later zie ik dat het wisselgeld veels te weinig is. De tranen sprongen me in de reet. Dus ik gelijk bellen met de juffer van jullie, die De Sonnaville.

Edes war ein vorzeitig ausrangierter Maurer Anfang siebzig, ein großer Kerl mit einem dicken, zornigen Kopf und riesengroßen Händen. Das Erste, was er sagte, als ich mich bei ihm meldete, war: „Ach du Scheiße.“ Missmutig schüttelte er den Kopf. Ich folgte ihm ins dämmrige, verrauchte Wohnzimmer, wo er sich auf ein Sofa fallen ließ. Er fummelte eine Zigarette aus einer fast leeren Schachtel und nahm eine liegende Position ein. Einen Arm lässig unter den Kopf gelegt, und den anderen nach unten baumelnd, mit der Zigarette fast auf dem Boden, oder über seinen Bierbauch reibend, der nur teilweise durch ein schmutzig weißes T-Shirt verhüllt wurde, fing er an, seinen Ärger über De Sonnaville zu ventilieren: „Das Weib hat doch Scheiße in den Ohren. Ich hab der noch gesagt, kein Kerl! Verdammt noch mal, kein Kerl!“ Er erzählte von der Hilfskraft der letzten Woche, „ein Arsch von Idiot mit nem Kassen-gestell“, der recht lange für die Einkäufe gebraucht und auch noch das Falsche mitgebracht hatte. „Die Läden sind hier gleich um die Ecke, aber nein, der Herr geht über ne Stunde lang spazieren. Und das Spritzgebäck war das ganz kleine! Sagt der: Herr Edes, kann ich sonst noch etwas tun? Sag ich: Junge, es ist kurz vor elf, mach nen Abgang, ich muss zu meiner Frau.“ Edes brummte und hustete einen groben Schleim aus. Die grauen Strähnen auf seinem kahlenden Schädel schwangen hin und her. Als er fertig war und den Schleim zwischen die abgerissenen Filter und Keksverpackungen in den rostigen, gelben Abfalleimer neben sich gespuckt hatte, fuhr er fort: „Später seh ich, dass das Wechselgeld viel zu wenig ist. Ja leck mich doch am Arsch! Also ruf ich gleich das Fräulein von euch an, diese De Sonnaville.

En ik zeg d'r: Els, zeg 's effe, die gozer met dat brilletje die je vanochtend bij me langs hebt gestuurd heb zich zeker effe lekker in zijn reet laten pakken van mijn centen! Ze zei dat ze het zou uitzoeken: Dat was een uitzendkracht, meneer. Ik zeg, wat kan mij het godverdommen dat die clown een tijdelijke was. Geef me nou's een vaste, en niet weer zo'n mietje. Hoor je me, geen kerel, gewoon een vrouw om een beetje te werken. Geen man! Ja, meneer Edes, ik zal zien wat ik kan doen, meneer Edes. Zo zat ze te zeiken aan de telefoon met dat geile stemmetje van d'r. Maar het is maandagochtend en wat zie ik, heb ze me weer een kerel gegeven! Godverdomme!' Edes greep een oude Spa-fles met water en zette hem aan zijn mond. Het vermogen om een eigen mening naar voren te brengen en uiting te geven aan zijn boosheid was bij hem goed ontwikkeld. Op het onderdeel zelfpresentatie zou hij evenwel nog vooruitgang kunnen boeken. Ik bleef kalm. Ik liet zijn woorden langs me heen vliegen en rolde een sigaret. Roken was in dit huishouden tenminste geen probleem.

Edes klaagde ook dat Thuiszorg maar bleef proberen hem in de middag te bellen, terwijl ze donders goed wisten dat hij dan bij zijn vrouw zat. Hij gebaarde naar buiten, waar op de invalidenplek voor het huis ongeveer halverwege de slaperige Granaatstraat zijn auto stond, een kreukelige Opel die met de hakken over de sloot de laatste keuring had doorstaan. 'Ik stap in m'n wagentje en tien minuutjes later ben ik bij dat mensie.'

Und ich sag der: Els, hör mal, der Typ mit der Brille, den du mir heute Morgen vorbeigeschickt hast, der hat sich mal schön mein Geld in die Taschen gesteckt! Sie sagte, dass sie dem nachgehen würde: Das war ein Zeitarbeiter, Herr Edes. Ich sag, was interessiert's mich verdammt noch mal, dass dieser Clown ein befristeter war. Gib mir jetzt endlich was Festes, und nicht wieder so ne Schwuchtel. Hörst du, kein Kerl, einfach ne Frau, die ein bisschen was arbeitet. Kein Mann! Ja, Herr Edes, ich werde sehen, was ich tun kann, Herr Edes. Quengelte sie so am Telefon mit ihrer geilen Stimme. Aber es ist Montagmorgen und was seh ich, hat se mir wieder nen Kerl geschickt! Verdammt noch mal!“ Edes griff nach einer alten Wasserflasche und setzte sie an den Mund. Die Fähigkeit, die eigene Meinung vorzubringen und seiner Wut Ausdruck zu verleihen, war bei ihm gut entwickelt. Im Bereich Selbstpräsentation könnte er allerdings noch Fortschritte erzielen. Ich blieb ruhig. Ich ließ seine Worte an mir vorbeirauschen und drehte eine Zigarette. Rauchen war in diesem Haushalt immerhin kein Problem.

Edes beschwerte sich auch darüber, dass der Pflegedienst weiterhin versuchte, ihn mittags anzurufen, obwohl sie verdammt gut wussten, dass er dann bei seiner Frau war. Er zeigte nach draußen, wo auf dem Behindertenparkplatz vor dem Haus, ungefähr auf halbem Wege der verschlafenen Granaatstraat, sein Auto stand, ein zerknautschter Opel, der mit Mühe und Not den letzten TÜV überstanden hatte. „Ich steig in meine Karre und zehn Minuten später bin ich bei der Alten.“

Zijn vrouw was er slecht aan toe. Ze zat in een stoel, kon niet praten en moest gevoerd worden, al vijf jaar lang. Ze was op latere leeftijd met Edes in huwelijk getreden. Met de kinderen die ze al had, onderhield haar ruwbenaarde tweede liefde een conflictueuze verstandhouding. Hun bruidsfoto's had hij één voor één uit het interieur verwijderd. De invalidenplaats stond nog steeds op haar naam, evenals de woning zelf.

De Granaatstraat behoorde tot de Diamantbuurt, waar inmiddels het verhaal had toegeslagen. Als Edes 's nachts de slaap niet kon vatten, zag hij uit zijn raam jeugdige bendes tussen de heggen van de voortuinen scharrelen en de stoep afstruinen om fietsen, motoren en auto's te stelen. Het kon hem niet werkelijk schelen – hij had alle geloof in de mensheid sedert lang verloren – zolang ze maar met hun tengels van zijn Ascona'tje afbleven.

De ramen waren in geen maanden gelapt, het keukenblok was vet en smerig, de wc en douche stonken. Aan mij de taak de ontstane achterstand weg te werken. Ik had eerlijk gezegd stevig de dood in. Ik begon met de ramen in de voorkamer. Terwijl Edes liggend en rokend toekeek hoe ik staande op een stoel geroutineerd de vitrages loshaakte, ging hij door met het kappittelen van Thuiszorg. Ze probeerden hem te verneuken met almaar die wisselingen. Dolly zou wel niet meer terugkomen, voorspelde hij. Dolly was een 'lollepop', een 'lesfiets'. Ze had op het laatst weinig meer uitgevoerd.

Seine Frau war übel dran. Sie saß im Rollstuhl, konnte nicht sprechen und musste gefüttert werden, schon seit fünf Jahren. Sie war erst im höheren Alter mit Edes in den Ehestand getreten. Mit den Kindern, die sie schon hatte, unterhielt ihre raubeinige zweite Liebe ein konfliktreiches Verhältnis. Ihre Hochzeitsfotos hatte er eins nach dem anderen aus dem Interieur entfernt. Der Behindertenparkplatz lief noch immer auf ihren Namen, genau wie die Wohnung.

Die Granaatstraat gehörte zum Diamantenviertel, in dem mittlerweile der Verfall zugeschlagen hatte. Wenn Edes in der Nacht keinen Schlaf fand, sah er durch sein Fenster, wie Jugendbanden sich zwischen den Hecken der Vorgärten zusammenscharten und den Bürgersteig abliefen, um Fahrräder, Motorräder und Autos zu stehlen. Ihm war das egal – er hatte den Glauben an die Menschheit schon lange verloren –, solange sie bloß ihre Finger von seinem Ascona ließen.

Die Fenster waren schon seit Monaten nicht mehr geputzt worden. Die Küchenzeile war fettig und schmierig, Toilette und Dusche stanken. Es war meine Aufgabe, den Rückstand aufzuarbeiten. Ehrlich gesagt hatte ich die Schnauze voll. Ich begann mit den Fenstern im Vorderzimmer. Während Edes rauchend dalag und zuschaute, wie ich auf einem Stuhl stehend routiniert die Gardinen abhing, fuhr er damit fort, den Pflegedienst herunterzumachen. Sie versuchten, ihn mit ihrem ständigen Personalwechsel übers Ohr zu hauen. Dolly würde bestimmt nicht mehr zurückkehren, prophezeite er. Dolly war eine 'Lutscherin', eine 'Leckschwester'. Sie hatte zum Schluss nur noch wenig gemacht.

Ze was steeds later komen opdagen, moe en futloos, en als hij haar gevraagd had het een en ander te doen, had ze simpelweg geweigerd. Volgens Edes zoop en blowde Dolly te veel en ging ze zondagsnachts veels te lang door in het vrouwencafé. Het ontging me waarom Edes, die toch niet op zijn mond was gevallen, zijn hulp niet in het gareel had weten te houden, maar ik voelde me niet geroepen door te vragen, het klonk allemaal niet erg hygiënisch. ‘Hebt u nog boodschappen nodig?’ onderbrak ik hem. Hoe kon ik het deze man weer naar de zin maken? Want dat was mijn opdracht, ik diende zijn hulpvraag te bevredigen. ‘Er is nog geen druppel te vreten in huis, alles is op. Dat studentenpikkie heb het hele zootje zo weggeflikkerd. Alles. Voorbij de datum, zei-die. Ja, ik kan het niet lezen.’ Hij schreeuwde een paar maal kort achtereen: ‘Whaah! Whaah!’ Een soort hoes-ten. ‘Misschien kunt u alvast een lijstje maken terwijl ik de buitenboel doe’, riep ik terug. Zuchtend scharrelde hij een leesbril, een pen en een stukje papier en componeerde in curieus, primitief handschrift een boodschappenlijst. Zeven pakken spritsen maar liefst, maar welke soort? Ik vroeg Edes uiterlijk, formaat en merk van de koeken zo nauwkeurig mogelijk te beschrijven. ‘Hebt u niet toevallig een oude verpakking bewaard?’ informeerde ik als een politie-inspecteur. ‘Een prijs, een kleur, een naam, alles kan van pas komen als ik bij Appie voor de spritsen sta. Er liggen wel twintig soorten in de schap.’ ‘Gewoon spritsen! Van die grote!’ ‘Dus geen zebraspritsen, die met twee kleuren, chocola en normaal?’

Sie war immer später aufgetaucht, müde und kraftlos. Und wenn er sie gebeten hatte, ein paar Dinge zu erledigen, hatte sie sich schlichtweg geweigert. Laut Edes soff und kiffte Dolly zu viel und blieb sonntagnachts zu lange im Frauencafé. Ich verstand nicht, warum Edes, der doch sonst nicht auf den Mund gefallen war, seine Hilfskraft nicht in die Schranken zu weisen wusste, aber ich fühlte mich nicht berufen nachzufragen, es hörte sich alles nicht sehr hygienisch an. „Soll ich noch einkaufen gehen?“, unterbrach ich ihn. Wie konnte ich es diesem Mann wieder recht machen? Denn das war meine Aufgabe, ich war da, um ihn zufriedenzustellen. „Es ist nix mehr zu futtern im Haus, alles weg. Der Studentengewichser hat den ganzen Krempel weggeschmissen. Alles. Datum ist abgelaufen, hat der gesagt. Ja, ich kanns nicht lesen.“ Er schrie ein paar Mal hintereinander: „Rhöarch! Rhöarch!“ Eine Art Husten. „Vielleicht könnten Sie eine Liste machen, während ich hier den Kram erledige“, rief ich ihm zu. Seufzend kramte er nach seiner Lesebrille, einem Stift und einem Stück Papier und stellte in seltsamer, primitiver Handschrift einen Einkaufszettel zusammen. Nicht weniger als sieben Packungen Spritzgebäck, aber welche Sorte? Ich bat Edes, Aussehen, Format und Marke des Gebäcks so präzise wie möglich zu beschreiben. „Sie haben nicht zufällig eine alte Verpackung aufgehoben?“, erkundigte ich mich wie ein Polizeikommissar. „Ein Preis, eine Farbe, ein Name, alles kann helfen, wenn ich im Supermarkt vor dem Spritzgebäck stehe. Dort liegen an die zwanzig Sorten im Regal.“ „Einfach Spritzgebäck! Das große!“ „Also kein gestreiftes, das mit zwei Farben, Schokolade und normal?“

‘Wat loop jij nou te lullen? Twee kleuren? Probeer jij me nou ook al te verneuken? Man, weten jullie dan niks? Heb dat mokkel De Sonnaville nou alleen maar van die kneusjes voor me? Godverdomme, spritsen, en niet van die kleintjes.’ Op deze manier werkten we de hele lijst door – Edes had duidelijk geen idee hoeveel soorten vla er bijvoorbeeld bestonden, of koffie, of kant-en-klarmaaltijden, en ik kon het hem niet aan het verstand peuteren. Gejaagd en licht gespannen betrad ik de supermarkt. Elke fout zou worden afgestraft met een daverende uitbrander. Bovendien diende ik een goede tijd neer te zetten. Die van mijn voorganger overtreffen was overigens niet moeilijk, de winkels bleken inderdaad vlakbij. Ik kon geen andere reden voor de traagheid van de onervaren jongen bedenken dan zijn verlangen de duur van zijn verblijf in het gezelschap van Edes zo kort mogelijk te houden. Later op de ochtend draaide Edes iets bij. Maar bij het afscheid liet hij er geen misverstand over bestaan dat hij hoopte dat onze samenwerking eenmalig zou zijn. ‘Zeg maar tegen De Sonnaville dat ze me een wijf stuurt.’ Ik beloofde het door te geven. Toen ik mijn cheffin later in de week sprak, zuchtte ze geërgerd. Edes moest niet zo zeuren, hij mocht blij zijn dát ze hulp voor hem had.

Ik weet niet hoe anderen erover denken, maar ik heb het altijd moeilijk gevonden met mensen om te gaan die te kennen geven niets van me te moeten hebben. Zeker de eerste weken voelde ik me niet op mijn gemak in de Granaatstraat.

„Was fragst du nun so blöd rum? Zwei Farben? Versuchst du jetzt auch schon mich zu verarschen? Mann, versteht ihr denn gar nix? Hat die De Sonnaville für mich nur die Versager übrig? Verdammt noch mal, Spritzgebäck, und nicht das kleine.“ Auf diese Weise gingen wir die gesamte Liste durch – Edes hatte eindeutig keine Ahnung, wie viele Sorten Vla es zum Beispiel gab, oder Kaffee, oder Fertiggerichte, und ich konnte es ihm nicht begreiflich machen. Gehetzt und leicht angespannt betrat ich den Supermarkt. Jeder Fehler würde mit einer heftigen Standpauke bestraft werden. Außerdem musste ich gut in der Zeit liegen. Die meines Vorgängers zu unterbieten war übrigens nicht schwer, die Geschäfte lagen tatsächlich in der Nähe. Ich konnte keinen anderen Grund für die Trägheit des unerfahrenen Bur-schen finden, als dessen Wunsch, die Dauer seines Verbleibs in der Gesellschaft von Edes so kurz wie möglich zu gestalten. Später am Morgen lenkte Edes etwas ein. Doch beim Abschied ließ er keinen Zweifel daran bestehen, dass er hoffte, unsere Zusammenarbeit würde einmalig sein. „Sag der De Sonnaville mal, dass die mir n Weib schicken soll.“ Ich versprach, es weiterzuleiten. Als ich meine Cheffin im Laufe der Woche darauf ansprach, seufzte sie verärgert. Edes sollte nicht so meckern. Er könnte froh sein, dass sie überhaupt Hilfe für ihn hatte.

Ich weiß nicht, wie andere darüber denken, aber ich habe es immer schwer gefunden mit Menschen umzugehen, die zu erkennen geben, dass sie nichts mit einem zu tun haben wollen. Vor allem die ersten Wochen fühlte ich mich in der Granaatstraat nicht wohl.

Maar ik had in het verleden geleerd dat als je maar gewoon op tijd verschijnt, je taken doet en geen aanstoot geeft, de woedendste mensen vroeg of laat aan je wennen. Ik ben een langzaam werkend gif.

Omdat hij geen zin had van zijn bank af te komen, liet Edes de voordeur 's ochtends los staan. Om negen uur parkeerde ik Carlos tegen het fiet senrekje naast de halfdode conifeer in de voortuin, duwde de deur open en betrad de stille hal. 'Goedemorgen! Joe hoe, ik ben het, Thuiszorg!' Edes beantwoordde mijn groet met een grom, kreunde en greep naar zijn hoofd. Gedurende het eerste uur was hij rond uit ongenietbaar. Als de boodschappen eenmaal binnen waren, werd hij meestal iets rustiger. In wezen was hij een goedaardig, zij het gekweld en uitgeput man. Wat hem naast de Thuiszorg-perikelen vooral sloopte was de strijd die hij vrijwel dagelijks in De Rozentuin leverde voor de juiste verzorging van zijn vrouw. Hij bracht de hele middag bij haar door om haar te voeren en met het personeel te bakkeleien. Pas in de avonduren keerde hij afgemat terug naar huis, verwarmde een kant-en-klaarmaaltijd en zee g neer op de bank voor de televisie. Uit het beeld dat Edes me in zijn vuige taal schetste, kwam De Rozentuin naar voren als een oord van schrijnend wanbeleid. A3, de afdeling voor uitzichtloze gevallen, werd, zoals hij het omschreef, bestierd door een moffin, een molenpaard met een grote, gore slabek. Voor de rest waren het daaro allemaal van die psychologisch ongeschikte Irakezen en een zootje Poolse wijven die met een bus waren opgehaald.

Aber ich hatte in der Vergangenheit gelernt, dass, wenn man pünktlich ist, seine Aufgaben erledigt und keinen Mist baut, sich früher oder später die wütendsten Menschen an einen gewöhnen. Ich bin ein langsam wirkendes Gift.

Weil er keine Lust hatte, von seinem Sofa hochzukommen, ließ Edes die Haustür morgens offenstehen. Um neun Uhr schob ich Carlos in den Fahrradständer, der neben der halbtoten Konifere im Vorgarten stand, drückte die Tür auf und betrat den stillen Flur. „Guten Morgen! Huhu, ich bin's, der Pflegedienst!“ Edes beantwortete meinen Gruß mit einem Brummen, stöhnte und fasste sich an den Kopf. Während der ersten Stunde war er schlichtweg ungenießbar. Wenn die Einkäufe einmal erledigt waren, wurde er meist etwas ruhiger. Im Grunde war er ein gutmütiger, wenn auch gequälter und erschöpfter Mann. Was neben den Pflegedienst-Querelen vor allem an ihm zehrte, war der Streit um die richtige Versorgung seiner Frau, den er nahezu täglich im Pflegeheim führte. Er verbrachte den ganzen Nachmittag bei ihr, um sie zu füttern und sich mit dem Personal herumzuzürgern. Erst in den Abendstunden kehrte er ermattet nach Hause zurück, wärmte sich ein Fertiggericht auf und sank auf das Sofa vor dem Fernseher nieder. In dem Bild, das Edes mir in seiner vulgären Spracheskizzierte, erschien das Heim wie ein Ort eklatanter Misswirtschaft. A3, die Abteilung für aussichtslose Fälle, wurde, wie er es umschrieb, von einer Nazi-Fregatte geleitet, einem Ackergaul mit einem großen, dreckigen Schandmaul. Der Rest des Personals bestand aus psychologisch untauglichen Irakern und einem Haufen polnischer Weiber, die mit einem Bus aufgelesen worden waren.

‘En van dat negervolk – ach man, die Rozentuin is één grote pleurisbende. Ik geef effe zo’n stom Pools wijf een beurt omdat ze m’n vrouw vijf uur lang had laten zitten zonder een bekertje water of wat, komt die moffin binnen. Meeneer Edes, als u zo tekeergaat komt u er niet meer in. Vieze vuile vette hork!’ Om hem te helpen zich door deze periode heen te slaan, had zijn huisdokter hem een ‘depressiefpil’ voorgeschreven. Het middel sloeg echter niet aan. ‘Volgens mij probeert die clown me naar God te helpen’, klaagde hij, ‘die depressiefpil doet geen ene kut.’

Zelf slikte ik op dat moment ook medicijnen tegen somberheid. Het was een duistere, snelle zomer. Het geluk bleef me ontvlieden. In tegenstelling tot bijvoorbeeld autocoureur is het vak van thuishulp-A een weinig erotiserend beroep, en verre van een *babemagnet*. Ik leefde als een monnik. Terwijl ik voor Thuiszorg werkte, verslonsde mijn eigen woning. Overal zat verf. Ik had nieuwe vloerbedekking nodig en de gordijnen waren gewoon gore lappen geworden. Het schilderen vrat al mijn vrije tijd op en voor ik het goed en wel in de gaten had, was het alweer zondagavond en was het weekend voorbijgevlogen zonder dat ik de vensterbanken had afgestoft. Vaak geef je in dit leven de prioriteit aan de verkeerde dingen. Ik teerde op mijn liefde voor Gordana. Het visioen van een gedeeld leven met haar was het enige dat me gaande hield. Soms ontving ik maanden achtereen geen post uit Kirgizië en leek het alsof alle brandstof was uitgeput.

„Und dann dieses Negerpack – ach Mann, das Heim ist n einziger Dreckschuppen. Ich hab eben so nem dummen polnischen Weib nen Einlauf verpasst, weil die meine Frau fünf Stunden lang sitzen gelassen hat, ohne nen Becher Wasser oder so, da kommt die Nazi-Tante rein. Herr Edes, wenn Sie so weitermachen, lassen wir Sie hier nicht mehr rein. Fiese fette scheiß Schlampe!“ Um ihm dabei zu helfen, diese schwierige Phase zu überstehen, hatte sein Hausarzt ihm eine ‚Depressivpille‘ verschrieben. Das Mittel schlug jedoch nicht an. „Meiner Meinung nach versucht der Clown mich ins Jenseits zu befördern“, klagte er, „die Depressivpille bringt nicht den geringsten Scheiß.“

Auch ich schluckte zu dieser Zeit Medikamente gegen Trübseligkeit. Es war ein düsterer, kurzer Sommer. Das Glück blieb mir fern. Im Gegensatz zum Beruf des Rennfahrers ist der des häuslichen Pflegers nur wenig erotisierend und weit entfernt davon, ein *Babe-Magnet* zu sein. Ich lebte wie ein Mönch. Während ich für den Pflegedienst arbeitete, verkümmerte meine eigene Wohnung. Alles war voller Farbe. Ich brauchte neue Teppichböden und die Gardinen waren zu dreckigen Fetzen verkommen. Die Malerei verschlang meine gesamte Freizeit, und ehe ich mich versah, war es schon wieder Sonntagabend, und das Wochenende war vorbeigeflogen, ohne dass ich die Fensterbänke abgestaubt hatte. Man räumt im Leben oft den falschen Dingen Priorität ein. Ich zehrte von meiner Liebe zu Gordana. Die Vision von einem gemeinsamen Leben mit ihr war das Einzige, was mich am Leben hielt. Manchmal bekam ich monatelang keine Post aus Kirgisien und dann schien es, als wäre jeglicher Treibstoff verbraucht.

Voor al de ochtenden waren zwaar. Een dikke doemnevel die me tot op de grond neerwaarts drukte, trok meestal pas op na de thee van elf uur. Op sommige dagen moest ik, met mijn hoofd in mijn handen op een bankje in het Sarphatipark gezeten, eerst de dreunende gedachtestromen, *Ik deug niet, ik moet dood*, bevechten voor ik verder kon gaan met mijn volgende cliënt. Maar dan deed een met cyrillische lettertekens volgekalkte envelop in de bus de droom plotseling weer opblaaien. 's Nachts in bed hield ik haar vast. Rode rotsen, ruiters in stofwolken, twee dochttertjes met haakneuzen, adelaars hoog in de blauwe lucht, hun kopveren goudkleurig opgloeïend in de zon, een krans van opvlammend licht. Edes begreep niets van mijn exotische liefdesleven. 'Dat is toch niks man. Wat mot je met die griet? Waarom neem je niet gewoon een of ander Hollands wijf? Weet je wat het is met die kunstzinnige figuren zoals jij? Jullie dromen te veel.' Het was inderdaad een ziekte, dat kon ik niet ontkennen. 'Waarom pak je die Katja niet 's effe lekker?' De doortastende Katja douchte Edes tweemaal in de week. 'Katja is bij mijn weten getrouwd. Bovendien loopt ze tegen de vijftig.' 'Dat kan wezen, maar ze heb nog wel een lekker figuurtje, vooral als ze zo'n kort rokkie anheb.' Net als Van Wifferen zag Edes zijn 'douchewijf' als de ideale partner voor zijn boodschappenjongen.

Vor allem die Vormittage waren schwer. Ein dichter Schicksalsnebel, der mich bis auf den Boden niederdrückte, zog meistens nach dem Elf-Uhr-Tee auf. An manchen Tagen musste ich, mit meinem Kopf in den Händen auf einer Bank im Sarphatipark sitzend, erst die dröhnenden Gedankenströme, *Ich tauge nichts, ich muss sterben*, bekämpfen, bevor ich mit meinem nächsten Klienten weitermachen konnte. Aber dann ließ ein mit kyrillischen Schriftzeichen vollgekritzelter Umschlag im Briefkasten den Traum wieder auflodern. Nachts im Bett hielt ich sie fest. Rote Felsen, Reiter in Staubwolken, zwei Töchterchen mit Hakennasen, Adler hoch oben am blauen Himmel, ihre Kopffedern gülden in der Sonne aufglühend, ein Kranz aufflammenden Lichtes. Edes verstand nichts von meinem exotischen Liebesleben. „Das is doch nix, Mann. Was willst mit dem Mädels? Warum nimmst nicht einfach irgendein holländisches Weib? Weißte, was das Problem von so Künstlertypen wie dir ist? Ihr träumt zu viel.“ Es war in der Tat eine Krankheit, das konnte ich nicht leugnen. „Warum gehst nicht einfach mal an die Katja ran?“ Die energische Katja duschte Edes zweimal in der Woche. „Soweit ich weiß, ist Katja verheiratet. Außerdem geht sie auf die Fünfzig zu.“ „Kann sein, aber die hat doch noch ne gute Figur, vor allem wenn se so n kurzes Röckchen anhat.“ Genau wie Van Wifferen sah Edes in seinem ‚Duschweib‘ die ideale Partnerin für seinen Einkaufsjungen.

Über Anton Valens

Der Niederländer Anton Valens, geboren 1964, ist Maler und Schriftsteller. Nachdem er an verschiedenen Universitäten Bildende Künste studiert hat, feierte er 2004 sein Schriftstellerdebüt mit dem Erzählband *Meester in de hygiëne* („Meister der Hygiene“), den die Tageszeitung *Trouw* eines der besten literarischen Debüts der Saison nannte. Auf die Frage angesprochen, ob er sich mehr als Schriftsteller oder Maler begreife, antwortete Valens in einem Interview: „Ich bin zuerst Schriftsteller, dann Maler, obwohl ich das Letztgenannte viel länger bin. (...) Wenn man ein Buch schreibt, kann man tausende Exemplare verkaufen, Preise damit gewinnen und berühmt werden. Die Existenz eines Malers ist ganz anders und bekommt oft viel weniger Aufmerksamkeit.“ Sein malerisches Talent bleibt jedoch in seinem literarischen Werk nicht verborgen. Treffend bezeichnete ihn das *NRC Handelsblad* darum auch als „neues Doppeltalent“, denn Valens sei „jemand, der mit Sprache malen kann“. Grund genug für den Literaturübersetzer Gregor Seferens, sich der Übersetzung seiner Werke ins Deutsche zu widmen. Nachdem er zunächst Valens' Novelle *Vis* (2009) ins Deutsche übertragen hat (*Fisch*, München: Maren Schürmann Verlag 2011), widmete er sich der Übersetzung von *Meester in de hygiëne* in einem *Workshop Literarisches Übersetzen* für Studierende des Masterstudiengangs „Niederländisch-Deutsch: Literarisches Übersetzen und Kulturtransfer“ der WWU Münster und des Studiengangs „Niederländische Sprache und Kultur“ der Universität Duisburg-Essen.

In seinem Erzähldebüt verarbeitet Anton Valens seine Erfahrung in der ambulanten Altenpflege. Der Band besteht aus neun in sich abgeschlossenen tragikomischen Geschichten, in denen Bonne, der neben seinem Studium der Bildenden Künste in der ambulanten Altenpflege arbeitet, seine Erfahrungen mit Klienten schildert.

Bei den im Folgenden abgedruckten Texten handelt es sich um einen Auszug aus der Erzählung „Whaah! Whaah!“, in der Bonne dem Leser einen Einblick in den Pflegealltag verschafft. Er arbeitet beim alten Herrn Edes, der auf ein hartes Leben mit vielen Schicksalsschlägen zurückblickt. Wenn er Bonne aus seinem Leben erzählt, geschieht dies in seiner ganz eigenen, etwas ruppigen Sprache. Der von Selbstzweifeln geplagte Bonne wird zwar von Edes verbal attackiert, muss aber feststellen, dass er mit der Zeit doch Sympathien für den Alten entwickelt und Verständnis für seine Eigenarten aufbringen kann. Auch in dieser Geschichte zeigt sich Valens als Schriftsteller, der mit Sprache malt und dem es gelingt, einführende Porträts der empfindsamen, aber auch irritierenden Personen zu zeichnen.

Marie-Christine Raddatz

Miszellen und Berichte

In Memoriam Dr. Fritz Hofmann

Die Fachvereinigung Niederländisch trauert um ihren Gründungsvorsitzenden Dr. Fritz Hofmann, der am 21. Mai 2013 im Alter von 83 Jahren in Dortmund verstorben ist.



Dr. Fritz Hofmann
(25.12.1929 – 21.05.2013)

Der am 25. Dezember 1929 in Borth am Niederrhein geborene Fritz Hofmann hat nach dem Studium der Fächer Geschichte, Katholische Theologie und Latein an den Universitäten Mainz, München und Münster zunächst als Studienrat und Oberstudienrat an Gymnasien in Arnsberg und Dortmund unterrichtet, bevor er 1973 der erste Schulleiter des neu gegründeten Heinrich-Heine-Gymnasiums in Dortmund wurde. Bereits im darauffolgenden Jahr wechselte er als Leitender Regierungsschuldirektor zum Schulkollegium Münster, wo er bis zu seiner Pensionierung als Fachdezernent für die Fächer Latein, Geschichte, katholische Religion und Niederländisch wirkte.

Damit hatte er in der Beginn- und Etablierungsphase des Faches Niederländisch als Schulfremdsprache an

den Gymnasien und Realschulen eine Schlüsselstelle in der Schulverwaltung des Landes Nordrhein-Westfalen inne. Ohne selbst Niederländisch studiert zu haben, war es nicht zuletzt die Zeit seines Lebens anhaltende Verbundenheit mit seiner niederrheinischen Heimat, die er kultur- und sprachgeschichtlich als Teil der ‚Niederer Lande‘ sah, die sein Interesse und sein Engagement für das Schulfach Niederländisch begründete. Es darf im Nachhinein als ein großer Glücksfall betrachtet werden, dass er bei der Gründung der Fachvereinigung Niederländisch am 28. Februar 1986 in Münster bereit war, den Vorsitz dieses neuen Fachverbandes im Kreis der Fremdsprachenverbände zu übernehmen.

Mehr als acht Jahre, bis zum September 1994, hat Fritz Hofmann die Fachvereinigung Niederländisch als Vorsitzender geführt und in dieser Zeit durch sein umsichtiges, das Erreichbare realistisch abschätzende und das Wünschenswerte

dabei nicht aus den Augen verlierende Wirken viel für die in der bildungspolitischen Landschaft jener Jahre nicht selbstverständliche Akzeptanz des Niederländischen erreicht. Dieses Wirken hat eine verdiente Würdigung auch dadurch erfahren, dass ihm der Titel eines „Offiziers im Orden von Oranien-Nassau“ verliehen wurde.

Die Fachvereinigung Niederländisch wird Fritz Hofmann für seine Verdienste um das Niederländische in Deutschland in dankbarer Erinnerung und in würdigem Andenken behalten.

Heinz Eickmans

Achtste colloquium van de Fachvereinigung Niederländisch 2012 aan de Universität zu Köln: ‘Roerige tijden – Wat beweegt Vlaanderen?’

Op 24 en 25 september 2012 vond aan de Universität zu Köln het achtste colloquium van de Fachvereinigung Niederländisch plaats, onder het beschermheerschap van Walter Moens, Vertegenwoordiger van de Vlaamse Regering in Berlijn. De organisatie was in handen van prof. Ann Marynissen van het Instituut f  r Nederlandistiek, in samenwerking met de Fachvereinigung Niederländisch, de Nederlandse Taalunie en de Vertegenwoordiging van de Vlaamse Regering in Berlijn.

Het centrale thema was ‘Vlaanderen’. Onder de titel ‘Roerige tijden – Wat beweegt Vlaanderen?’ woonden ruim honderd deelnemers twee dagen lang workshops en voordrachten bij over de Vlaamse literatuur, kunst, cultuur, politiek en het Nederlands in Vlaanderen. Daarnaast werd in de sectie ‘creatieve onderwijsvormen’ ruime aandacht besteed aan vakmethodische vernieuwingen. Op een vakbeurs stelden gespecialiseerde uitgeverijen hun recente publicaties voor het onderwijs van het Nederlands aan Duitstaligen voor.

De openingslezing werd gehouden door journalist en mediapersoonlijkheid Marc Reynebeau. In een boeiend betoog maakte hij de aanwezigen wegwijs in de Belgische politiek. Op de avond van de eerste dag was het hele gezelschap te gast in het Belgisch Huis in Keulen. Na het buffet, aangeboden door Walter Moens, sloot jeugdauteur Els Beerten de avond af met een performance over haar werk en schrijverschap. Ook het wervelende optreden van de muziekgroep van Lennaert Maes aan het einde van de tweede dag viel bij de deelnemers zeer in de smaak.

Het tweedaagse colloquium werd financieel mogelijk gemaakt door de Nederlandse Taalunie, de Vertegenwoordiging van de Vlaamse Regering in Berlijn en de Orde van den Prince, afdeling Keulen. Het volgende colloquium van de Fachvereinigung Niederländisch zal in 2015 in Münster plaatsvinden.

Ann Marynissen

Schnittstellen 2013: Perspektiven der Lehrerbildung innerhalb der niederländischen Fachdidaktik

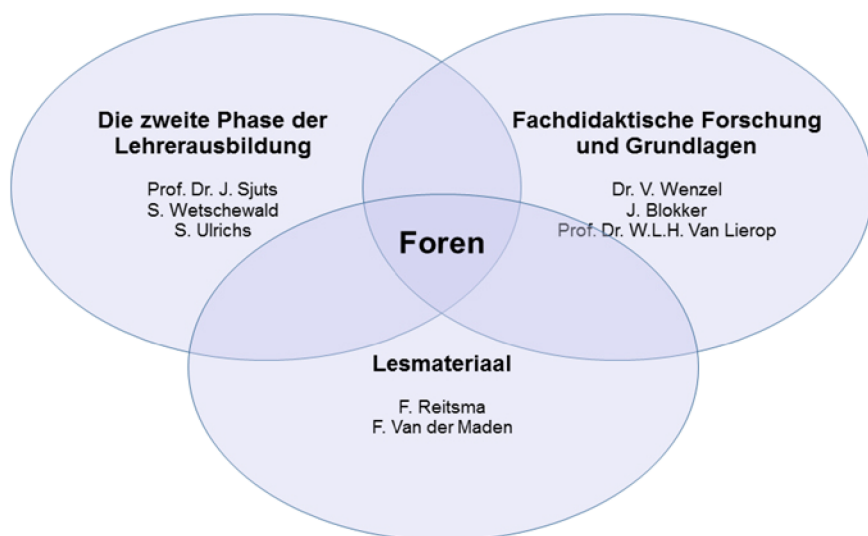
Het blijkt toch altijd weer zinvol te zijn om alle mensen samen te brengen die zich – op welke manier dan ook – bezighouden met de lerarenopleiding voor het vak Nederlands.

Er zijn twee fasen in de lerarenopleiding: een eerste universitaire en een tweede, het zogenaamde “Referendariat” aan de *Studienseminare* (in Nedersaksen) en aan de *Zentren für schulpraktische Lehrerbildung* (ZfsL) in Noordrijn-Westfalen. Deze twee fasen zijn institutioneel onafhankelijk van elkaar, waardoor de gewenste uitwisseling wel eens kan ontbreken. Soms weten studenten en docenten op de universiteit niet hoe het precies verder gaat en anderzijds weten de begeleiders en deelnemers van de *Studienseminare* vaak niet wat er op de universiteit gebeurt. Ook tussen de twee *Bundesländer* die zich met het schoolvak Nederlands op de universiteit bezighouden, is er zelden overleg. Het lijkt dus zonder meer zinvol om op de genoemde terreinen meer uitwisselingsmogelijkheden te creëren.

Het Institut für Niederlandistik van de Carl von Ossietzky Universiteit Oldenburg heeft daarom het initiatief genomen en met steun van de Nederlandse Taalunie op 14 maart 2013 een bijeenkomst georganiseerd met het doel studenten, leraren, vertegenwoordigers van de Landesschulbehörden en universiteitsdocenten in de vakdidactiek samen te brengen. De bedoeling was om een forum te bieden om met elkaar in contact te komen, om ideeën uit te wisselen en te discussiëren over nieuwe didactische en institutionele ontwikkelingen, methodes of recente (jeugd)literatuur en recent didactisch onderzoek, en dat allemaal met het oog op beide deelstaten NRW en Nedersaksen samen. In de voorbereidende fase werden alle scholen uitgenodigd waarop Nederlands wordt gegeven, net als alle universiteiten die Nederlands als universitair vak aanbieden (behalve Oldenburg zijn dat Berlin, Köln, Münster en Duisburg-Essen), de *Studienseminare* van Niedersachsen en de *Zentren für schulpraktische Lehrerbildung* in NRW, de *Fachvereinigung Niederländisch*, de IVN, vertegenwoordigers van de Landesschulbehörde, enz. Dit idee werd ondersteund door de senior projectleider van Nederlandse Taalunie Hellmuth Van Berlo en Mieke Smits, de directeur van het Taaluniecentrum NVT.

De opkomst was indrukwekkend. Zo waren er vanuit de *Studienseminare* vertegenwoordigers aanwezig: Prof. Dr. Johann Sjuts (Studienseminarleitung Leer), Stefan Ulrichs (Fachleiter Niederländisch, Studienseminar Leer) en Stefan Wetschewald (Fachleiter Niederländisch, ZfsL, Kleve). Even als Hajo Hülsdünker van de Niedersächsische Landesschulbehörde en Joachim Frensch, die als Fachberater Niederländisch in Nedersaksen werkt. En natuurlijk waren er veel leraren, studenten en docenten – in totaal meer dan 50 deelnemers.

Aan het begin van de bijeenkomst is de “Schnittstellen”-kerngedachte door Sabine Brunken (Institut für Niederlandistik, Gymnasium Rhauederfehn) met het volgende schema gevisualiseerd:



In het eerste deel van de bijeenkomst ging het voornamelijk over de tweede fase van de lerarenopleiding in Nedersaksen en Noordrijn-Westfalen. Zoals gezegd weten docenten en studenten op de universiteit vaak niet precies hoe het na de studie verder gaat en waar belangrijke raakpunten kunnen liggen. Hierover hebben Prof. Dr. Johann Sjuts, Stefan Ulrichs en Stefan Wetschewald gesproken. Prof. Dr. Johann Sjuts sprak over de opleiding van de *Studienreferendare* in Nedersaksen. Niet alleen de wettelijke basis van de “Verordnung über die Ausbildung und Prüfung von Lehrkräften im Vorbereitungsdienst (APVO-Lehr)” kwam aan bod, maar ook het feit dat de lerarenopleiding zich op het moment “in einem grundlegenden Wandel mit einer Neubestimmung des Berufsbildes durch eine Orientierung an tätigkeitsfeldbezogener Forschung” bevindt. Stefan Wetschewald (ZfsL Kleve) verklaarde hoe de opleiding in Noordrijn-Westfalen gestructureerd is ten aanzien van de drie handelingsgebieden: “Unterricht gestalten und Lernprozesse nachhaltig anlegen”, “den Erziehungsauftrag Schule und Unterricht wahrnehmen” en “Vielfalt als Herausforderung annehmen und Chancen nutzen”. Stefan Ulrichs sprak als Fachleiter Niederländisch voor Nedersaksen. Hij lichtte de ontwikkeling toe van de Rahmenrichtlinien in de richting van een “funktionale kommunikative Kompetenzorientierung”.

De referenten gaven te kennen dat vanwege een structureel tekort in beide deelstaten de vooruitzichten voor leraren Nederlands goed zijn en dat de tweede fase gebaat is bij betrouwbare cijfers van het aantal universitaire afgestudeerden. Sommige leraren die in de toekomst Nederlands als tweede vreemde taal op hun school willen aanbieden, waren benieuwd of en wanneer ze nieuwe sollicitaties kunnen verwachten. Een vacature wordt immers pas uitgeschreven als er ook potentiële sollicitanten verwacht kunnen worden. Vele studenten hoorden voor de eerste keer hoe het na de universiteit verder gaat en konden tijdens de

koffiepauze hun latere *Fachleiter* leren kennen. Ook was het goed om te horen hoe de lerarenopleiding er in de verschillende deelstaten uitziet.

In het tweede deel ging het over concrete didactische onderwerpen. Op de universiteit en op school wordt literatuur gelezen en dus is het interessant het perspectief van een auteur te horen. Prof. Dr. Helga Lierop-Debrauwer sprak over literatuurdidactiek en de historische ontwikkeling van de adolescentenroman. De luisteraars konden een indruk krijgen van nieuwe jeugdromans die ze met hun leerlingen kunnen lezen. Ook Dr. Veronika Wenzel en meneer Jack Blokker hadden het over twee concrete onderwerpen uit de didactiek, namelijk “Vernetzte Wortschatzarbeit im Sinne des Kerncurriculums” en “Kommunikative Grammatikvermittlung”.

Na de lunchpauze ging het over de ontwikkeling van lesmateriaal, zowel voor de universitaire opleiding van de studenten, die later Nederlandse les willen geven als voor leerlingen die op school Nederlands leren. Foekje Reitsma stelde haar boek-in-wording voor, dat ze op dit moment voor het college ‘Inleiding vakdidactiek’ schrijft. Voor Duitse studenten bestaat er namelijk op dit moment geen geschikt materiaal voor de inleiding vakdidactiek NVT. Vaak moeten dan boeken gebruikt worden die voor Nederlandstaligen geschreven zijn of materiaal dat voor andere vreemde talen geschreven is, bijvoorbeeld voor het Engels. Een nieuwe “Schnittstelle” kwam aan het licht: mevrouw Wenzel en andere auteurs zijn op dit moment bezig voor Duitsers een handboek Nederlands te schrijven – niet alleen voor studenten maar ook voor leraren (Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Niederländische Philologie, ZfsL Münster). Hier ontstaat dus veel nieuw materiaal.

Fros van der Maden (Internationale School Groningen en educatief auteur) presenteerde haar schrijfcursus “Op schrift” (Edutekst, Groningen 2012), een schrijfcursus Nederlands voor jonge anderstaligen, CEFR A2/B1. Ze bracht veel lesmateriaal mee waar tijdens de koffiepauze in gekeken kon worden. Ook in het latere kringgesprek had ze vele tips voor de leraren en studenten.

In de namiddag was er verder tijd om met elkaar in gesprek te raken. In drie kringgesprekken hadden alle deelnemers de mogelijkheid om elkaar in een informeel kader te leren kennen, vragen te stellen, gedachten uit te wisselen en te discussiëren.

Alle voordrachten en de notulen van de kringgesprekken zijn te vinden op <http://www.uni-oldenburg.de/niederlandistik/schnittstellen-2013/vortraege/>

Aan het eind van de bijeenkomst werd duidelijk dat het volgens alle deelnemers wenselijk is om een dergelijke bijeenkomst regelmatig te organiseren: Schnittstellen 2015 of 2016? Leuk om elkaar dan terug te zien!

Sabine Brunken

Fortbildung: „Wir lesen einen Roman“ – Kompetenzorientierte Methoden und Arbeitsformen in Zusammenhang mit der Lektüre einer Ganzschrift im Niederländischunterricht der Sek I“

Veranstalter dieser Fortbildung in der Akademie Klausenhof in Hamminkeln am 25./26. September 2013 war die Fachvereinigung Niederländisch e.V.; Zielgruppe waren Lehrerinnen und Lehrer, die das Fach Niederländisch in der Sekundarstufe I in Realschulen, Gesamtschulen, Hauptschulen, Sekundarschulen und Gymnasien unterrichten. Es gab 24 Teilnehmerinnen und Teilnehmer.

Schwerpunkte dieser Fortbildungsveranstaltung waren:

- Methoden der Literaturrezeption
- Kompetenzorientierte Texterarbeitung

Die oben genannten Methoden wurden an den folgenden drei Romanen exemplarisch erläutert:

- H. De Jonge: *Vuurbom – de geschiedenis van een vriendschap*
- J. Vriens: *Strijd om de kathedraal*
- A. Woltz: *Ik kan nog steeds niet vliegen*

Nach einer offiziellen Begrüßung und einigen organisatorischen Hinweisen ging es direkt in drei Gruppen in die konkrete Arbeit. Es wurden sogenannte Literaturräume gebildet, die von allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern in Folge durchlaufen wurden. Dabei lernten die Teilnehmer alle drei Romane anhand ausgearbeiteter Unterrichtsreihen kennen und setzten sich mit den vorgestellten Methoden aktiv auseinander. Am Ende der Tagung ging also jeder mit dem Wissen um drei neue Romane und ihre unterrichtlichen Einsatzmöglichkeiten nach Hause. Die Romane waren so ausgewählt, dass sie durch ihr Erscheinungsdatum sowie durch die Auszeichnung mit Literaturpreisen länger auf dem Buchmarkt verbleiben würden. Außerdem waren die Bücher so ausgewählt, dass sie jeweils sowohl männliche als auch weibliche Jugendliche ansprechen. Zu den drei Romanvorstellungen erhielten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auch noch weitere Literaturhinweise aus der ‘Such- und Orientierungsphase’ der drei Durchführenden.

Die Evaluation am Ende der Tagung, die auch auf der Homepage der FN veröffentlicht ist, zeigt, dass die Kolleginnen und Kollegen sich durchaus ‘fortgebildet’ fühlten.

Der Mailverkehr, der nach der Fortbildung noch stattgefunden hat, in dem Nachfragen zu den einzelnen Büchern gestellt wurden und es auch noch um ergänzende konkrete Tipps für den Unterricht ging, ist hierfür ein weiterer Beleg.

Jutta Biesemann

Zeitschriften und Forschungsbeiträge zum Niederländischunterricht online: Moer, VONK, Tsjip/Letteren und Alfanieuws

Moer (1969/70–2004), *VONK* (1970–2011), *Tsjip / Letteren* (1991–2005) und *Alfanieuws* (1997–2012) waren Zeitschriften zum Thema Niederländischunterricht. Auf der Website *Taalunieversum* bietet die *Nederlandse Taalunie* nun sämtliche Jahrgänge dieser Zeitschriften in einem frei im Internet verfügbaren Online-Zeitschriftenarchiv an:

<http://taalunieversum.org/inhoud/tijdschriftenarchief>

Auf der Seite *Onderwijstijdschriften* präsentiert die *Taalunie* zudem ca. 2.000 Abstracts von Artikeln zum Niederländischunterricht aus niederländischen, flämischen und surinamischen Zeitschriften:

<http://taalunieversum.org/inhoud/onderwijstijdschriften>

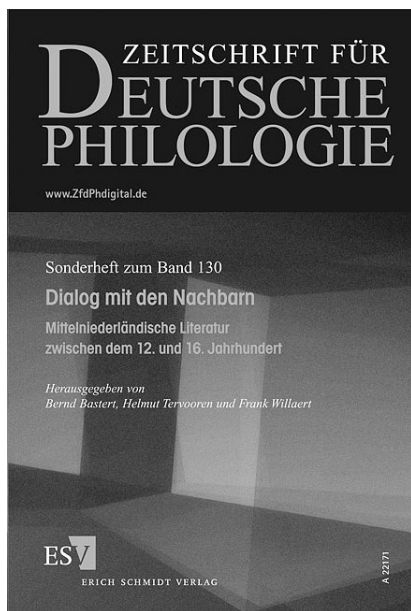
Darüber hinaus kann man in der *Taalunie*-Datenbank *HTNO – Het Taalonderwijs Nederlands Onderzocht* mehr als 1.600 Forschungsbeiträge zum Niederländischunterricht nach verschiedenen Kriterien durchsuchen:

<http://taalunieversum.org/inhoud/onderzoek>

Ilona Riek

Buchbesprechungen

Bernd Bastert, Helmut Tervooren, Frank Willaert (Hrsg.): Dialog mit den Nachbarn. Mittelniederländische Literatur zwischen dem 12. und 16. Jahrhundert. Berlin: Schmidt 2011. 390 S., € 79,80. (Zeitschrift für deutsche Philologie. Sonderheft zum Band 130)



Der Sammelband besteht aus einer Einleitung der drei Herausgeber und 26 Einzelbeiträgen, die acht thematischen Bereichen unterschiedlichen Umfangs zugeordnet werden; Beitragssprachen sind Deutsch und Englisch. Die Einleitung beklagt eine nicht ausreichende Beachtung der mittelniederländischen Literatur (etwa im Vergleich zur altfranzösischen) in der germanistischen Mediävistik und verleiht dem Band damit eine kompensatorische Funktion. Der Grund für die mangelnde Berücksichtigung wird in sprachlichen Schwierigkeiten gesehen, die es in der früheren Germanistik nicht gegeben habe. Der entsprechenden Klage kann man sich problemlos anschließen – wenngleich es sich natürlich bei diesem Problem um ein Nullsummenspiel handelt: Die Latinistik beklagt ein Zurückgehen der Kenntnisse ihrer Gegenstände in den modernen Philologien; die Rezeption mittelalterlicher englischer und französischer Texte in der Altgermanistik beschränkt sich weitestgehend auf das, was bei Reclam in zweisprachigen Ausgaben erscheint; Arthur Groos

und Hans-Jochen Schiewer begründeten 2004 die neue Reihe *Transatlantische Studien zu Mittelalter und Früher Neuzeit* damit, dass „die Wahrnehmung der Forschungsthemen, -methoden und -ergebnisse der jeweils anderen Seite“ nur „sporadisch“ sei; die germanistische Mediävistik bedauert die Reduktion des sprachgeschichtlichen Anteils im Studium, der in der Forschung mittlerweile spürbar durchschlägt usw. usf. All dies und noch mehr ist in der Tat bedauerlich – zu beheben ist es wohl nicht mehr: Die Wissenschaft könnte es noch in den Griff bekommen, aber sie steht unter bildungspolitischer Kuratel. Die Altgermanisten des 19. Jhs. als Vorbild hinzustellen, wäre ungerecht gegenüber der heutigen Generation – sie hatten es mit erheblich weniger Methoden und Paradigmen zu tun und natürlich auch mit weniger Texten.

Erfreulich dann allerdings, wenn sich Wissenschaftler/innen nicht aufs Jammern beschränken, sondern die Defizite dort, wo es möglich ist, reduzieren. Und Bastert, Tervooren, Willaert können in ihrer Einleitung auch schon auf manches hinweisen, was in dieser Richtung bereits geschehen ist. Es lässt sich mittlerweile wieder eine regelrechte Vernetzung beobachten – nicht nur von Altgermanist/inn/en, die mittelalterliche niederländische Texte in ihre Arbeit mit einbeziehen (das hat es natürlich immer gegeben), sondern auch von niederländischen und deutschen Mediävist/inn/en, denen es neben ihrer speziellen Arbeit gezielt darum geht, zusammen an den wechselseitigen Gegen-

ständen zu arbeiten und diese dadurch zu gemeinsamen Arbeitsobjekten zu machen. So sind etwa Bernd Bastert, Bart Besamusca, Rita Schlusemann, Helmut Tervooren, Geert Warnar, die zu den Beiträger/inne/n dieses Bandes gehören, auch aktiv am Düsseldorfer Kolloquium von 2000 beteiligt gewesen (Tagungsband: A. Lehmann-Benz/U. Zellmann/U. Küsters [Hgg.]: *Schnittpunkte. Deutsch-niederländische Literaturbeziehungen im späten Mittelalter*, 2003; vgl. die Rez. von J.M. Hlatky in dieser Zeitschrift 1-2/2005, S. 86-88).

Auf diesem Hintergrund und wegen seiner inhaltlichen Ausrichtung (s.u.) liegt die Leistung des Bandes nicht nur in seinen Einzelbeiträgen – er wird auch zu einer Art Referenzwerk für denjenigen, der nach Forschungsergebnissen der Medioniederlandistik einerseits, nach Beziehungen zwischen niederländischer und germanistischer Mediävistik andererseits sucht.

Die acht Rubriken sind auf den ersten Blick recht traditionell gebildet, wie sich dann aber schnell herausstellt sehr funktional. Dominierend ist nämlich die Anordnung nach Gattungen und sozialen Feldern: Man findet vier Beiträge (Frank Willaert, Herman Brinkman, Dieuwke van der Poel, Clara Strijbosch) zur mnl. Lyrik „von den Anfängen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts“; acht zu „Epische[n] Traditionen in den *Nideren landen*“ (Bart Besamusca, Elisabeth de Bruijn, Marjolein Hogenbirk, Paul Wackers, An Faems, Geert H.M. Claassens, Rita Schlusemann, Amand Berteloot); drei zu „Ethik und Didaxe für Laien“ (Ingrid Biesheuvel, Joris Reynaert, Orlanda S.H. Lie); zwei zur „Theologie in der Volkssprache“ (Geert Warnar, Geert H.M. Claassens/Katty de Bundel); dann die (wie auch in der germanistischen Mediävistik angesichts der exuberanten Literaturproduktion und der Ausdifferenzierung von Gattungen, Genres, Anlässen, Konstellationen) unvermeidbar als Sammelklasse behandelten „Städtische[n] Literaturformen in Spätmittelalter und Früher Neuzeit“ (Beitr. von Youri Desplenter, Johan Oosterman, Bart Ramakers, Femke Kramer). Damit wird der Band schließlich auch noch zu einem veritablen kleinen Kompendium der mnl. Literatur in Einzeldarstellungen. Die behandelten Texte, Autoren und Objekte bilden eine solide Mischung von ‚Klassikern‘ und (zumindest für deutsche Mediävist/inn/en) interpretatorisch noch unverbrauchten Gegenständen.

Diese Funktion als Kompendium *in nuce* wird durch eine Rahmung der genannten Themenkomplexe wesentlich ergänzt: Vor den o.a. Rubriken finden sich unter der Überschrift „Die *Nideren lande* als Forschungsobjekt der Sprach- und Literaturgeschichte“ Abrisse von Jan Goossens („Zur linguistischen Problematik Deutsch/Niederländisch im Spätmittelalter und in der Frühmoderne“) und Frits van Oostrom („Zwischen Hoffnung und Angst – Prolegomena zu einer Geschichte der mittelniederländischen Literatur des 14. Jahrhunderts“) – Beiträge, die generalisierende, aber konzise Einblicke bieten und die sicher auch exemplarischen Charakter besitzen: Manches, was in ihnen entwickelt wird, hat Bedeutung über die jeweils genannten Zeiträume hinaus. Dass der linguistisch-sprachwissenschaftliche Bereich in den folgenden Beiträgen nicht mehr aufgegriffen wird, ist kein Grund zur Kritik, sondern resultiert aus Themenstellung und Funktion des gesamten Bandes. Eher ist umgekehrt positiv hervorzuheben, dass dieses Gebiet überhaupt Berücksichtigung findet und nicht, wie leider häufig, in literaturgeschichtlichen Kontexten ganz ausgeklammert wird. Den hinteren Rahmenteil bilden Rubriken zu „Überlieferungsaspekte[n] des 12. bis 15. Jahrhunderts“ (Jos A.A.M. Biemans) und zu „Apparate[n] und Hilfsmittel[n] der Medioniederlandistik“ (Wim van Anrooij, Karina van Dalen-Oskam). Für den Bereich der Überlieferungsgeschichte gibt es in den Hauptrubriken Korrespondenzen (Brinkmann zu Lied-Überlieferungsträgern, Besamusca zur Karlseplik, de Bruijn zur *Floris ende Blancefloer*-Überlieferung). Die

beiden Abhandlungen zu den „Apparate[n] und Hilfsmittel[n]“ beziehen sich speziell auf Digitalisierungen und Methoden der EDV-gestützten Textverarbeitung. Damit stehen sie zwar außerhalb des eigentlichen Band-Themas; da jedoch die EDV die Bereiche und Möglichkeiten der Texterfassung, Textbereitstellung und Textauswertung geradezu revolutionär erweitert, die Möglichkeiten sich immer mehr vergrößern und Projekte jeder Größenordnung boomen (vgl. etwa die Kölner CEEC, die Digitalisate der UB Heidelberg, das Aachener Walther-Projekt von Thomas Bein, *Gutenberg Digital*, die Duisburg-Essener AEET u.v.a.m.), ist man auch hier dankbar für Informationen, wie es diesbezüglich bei den ‚Nachbarn‘ steht. Vielleicht kommt man ja auf diesem Gebiet ebenfalls mehr ins Gespräch.

Fazit: Der Band geht angesichts der beschriebenen Multifunktionalität in seiner Bedeutung über die schon für sich genommen durchweg qualitätvollen, interessanten und anregenden Einzelbeiträge weit hinaus. Seiner primären Funktion – Informationsflüsse nicht an Sprachbarrieren scheitern zu lassen – kommt er auch dadurch nach, dass die Textbeispiele aus dem Mnl. konsequent ins Deutsche bzw. Englische übersetzt wurden. Für die Kompensierung sprachlicher Probleme sorgt ja mittlerweile die BiMiLi-Reihe sehr erfolgreich, zu deren Beiträgern ebenfalls Kolleg/inn/en gehören, die in diesem Band vertreten sind.

Um zum Ausgangsthema einer die Verhältnisse verzerrt erscheinenden *laudatio temporis acti* zurückzukommen: Ich wage zu bezweifeln, dass Jacob Grimm und seine Zeitgenossen deshalb bei Zitaten auf Übersetzungen verzichtet haben, weil sie darauf vertrauen *konnten*, dass jeder Germanist die historischen Sprachstufen der europäischen Einzelsprachen beherrschte. Sie haben wohl eher darauf verzichtet, weil sie darauf vertrauen *wollten*, dass jeder, für den bestimmte Texte nützlich waren, sich die nötigen Sprachkenntnisse aneignen würde – oder aber, auch nicht ganz unwahrscheinlich: Sie schrieben nur für Kollegen mit gleicher Bildung. Mit beiden Einstellungen kommt man heute nicht mehr weiter.

Duisburg-Essen

Rüdiger Brandt

Hubert Roland / Marnix Beyen / Greet Draye (Hrsg.): Deutschlandbilder in Belgien 1830-1940. Münster u.a.: Waxmann 2011. 477 S., € 44,00. (Studien zur Geschichte und Kultur Nordwesteuropas, Bd. 22)

In der aktuellen ökonomischen und politischen Krise Europas stellt sich wieder einmal die Frage, was Europa jenseits seines regen Binnenhandels und seiner gemeinsamen politischen Institutionen kulturell zusammenhält. Komparatistische Forschungen, die die bi- und trilateralen Austauschprozesse zwischen verschiedenen europäischen Nationalkulturen historisch untersuchen, besitzen somit eine hohe Relevanz und Aktualität. Besonders aussagekräftig ist dabei die Analyse des Verhältnisses zweier sehr verschiedener Nachbarländer, wie beispielsweise Belgien und Deutschland, die als kleines und multilinguales Land einerseits sowie als großes und monolinguales Land andererseits gegensätzliche Identitäten besitzen – und gerade dadurch die Potenziale und Probleme abbilden könnten, die der innereuropäische Kulturaustausch zwangsläufig mit sich bringt.

In diesem Sinne haben Hubert Roland (Louvain-la-Neuve), Marnix Beyen (Antwerpen) und Greet Draye (Leuven) – gefördert vom belgischen Fonds National de la Recherche Scientifique (FNRS) – die mehrjährige Pionierarbeit auf sich genommen, einen zentralen Aspekt der Austauschprozesse zwischen Belgien und Deutschland zu untersuchen. In ihrem monumentalen Sammelband fokussieren sie auf Deutschland-

bilder in Belgien in der Zeit von 1830, dem Jahr der belgischen Staatsgründung, bis 1940, dem Jahr der Besetzung Belgiens durch die deutschen NS-Truppen. Dabei zielen sie darauf ab, „Grundlagen für eine noch zu schreibende Geschichte der deutsch-belgischen Kulturtransfers“ zu schaffen und „Gemeinsamkeiten und Besonderheiten im Verhältnis zu Deutschland in den verschiedenen Sprachgemeinschaften und Kultursphären Belgiens hervorzuheben bzw. zu differenzieren.“ (Roland/Beyen/Draye, S. 11) Somit ist zugleich der hohe Schwierigkeitsgrad des Bandes definiert, der vor dem Hintergrund tiefer historischer Einschnitte sich wandelnde, überlagernde und widersprüchliche Deutschlandbilder analysieren muss, ohne die komplexe sprachliche, kulturelle, politische und soziale Vielfalt Belgiens zu homogenisieren.

Methodologisch verpflichten sich die Herausgeber auf eine imagologische Perspektive, die Aufsätze sind durchgängig von Literatur- oder Geschichtswissenschaftlern verfasst worden und analysieren vor allem historische und literarästhetische Quellen wie Romane, Zeitungsartikel, Manifeste oder Briefe. In ihrer Einleitung heben die Herausgeber vor allem zwei zentrale Ergebnisse des Bandes hervor: Erstens zeigten die Beiträge, dass in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Bild des ‚simplen, barbarischen Deutschen‘ vom ‚geistreichen, empfindsamen Deutschen‘ abgelöst wurde, wobei diese Zwei-Deutschland-Theorie (Les deux Allemagnes) relativ konstant bestehen bleibe; die jeweiligen Bildarsenale könnten allerdings – je nach historischer Situation (zum Beispiel beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs) – leicht umkippen. Wenn man also, so der Schluss der Herausgeber, aus imagologischer Perspektive nach allgemeinen Konstanten der Bildkonstruktion sucht, „bestätigt der deutsch-belgische Studienfall, dass sich Selbst- und Fremdbilder in ihrer Genese unbedingt wechselseitig bedingen, so dass bestimmte Bilderkomplexe (wie etwa das romantische Deutschland) *intra* und *extra muros* entstehen können.“ (Ebd., S. 21) Zweitens belege der Band, dass das komplexe Belgien als Hybrid zwischen ‚germanischer‘ und ‚romanischer Welt‘ zur Befriedung seiner inneren Auseinandersetzungen auf ein produktives Austauschverhältnis zu Frankreich und Deutschland angewiesen ist. Wie noch zu zeigen sein wird, schlägt selbst in Zeiten der Besetzung das belgische Deutschlandbild nicht so stark ins Negative um wie in anderen Ländern, zumal „die sprachlich-kulturelle Spaltung Belgiens dafür sorgte, dass die Entstehung des Deutschlandbildes sich nie eindeutig in der Form von Freundschaft oder Feindschaft bzw. Anziehung oder Ablehnung entwickelte. Nicht allein die verschiedenen Sprachgemeinschaften pflegten unterschiedliche Deutschlandbilder, viele dieser Bilder waren auch intern ambivalent und mehrdeutig, weil sie komplexeren Formen der gesellschaftlichen Identitätsbildung dienten.“ (Ebd., S. 8) Die sechzehn Beiträge sind mehr oder weniger chronologisch angeordnet, wobei sie sich zeitlich immer wieder überlappen.

Für die Zeit von der belgischen Staatsgründung 1830 bis zum deutsch-französischen Krieg 1870/71 wird gezeigt, wie sich eine Vielfalt belgischer Deutschlandbilder ent-



wickelt. Hans-Joachim Lope belegt, dass sich die Deutschlandbilder in der französischsprachigen Literatur Belgiens in dieser Phase zwar zu großen Teilen mit jenen in Frankreich decken, sich jedoch auch schon spezifisch belgische Elemente (u.a. in Anlehnung an das royale und industrielle Leben) entwickeln. Marcel De Smedt beschreibt, wie sich flämische Philologen wie Jan Frans Willems und Ferdinand Augustijn Snellaert in der Zusammenarbeit mit deutschen Philologen wie Jacob Grimm und vor allem Hoffmann von Fallersleben um ihre sprachliche und kulturelle Selbstvergewisserung bemühten, ohne jedoch auf die von manchen deutschen Kollegen formulierten pangermanischen Vorstellungen einzugehen.

Die Phase vom gewonnenen deutsch-französischen Krieg von 1870/71 bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs spiegelt sich in den Beiträgen als die Zeit des größten Einflusses Deutschlands auf die kulturellen Eliten des niederländisch- und des französischsprachigen Belgiens, allerdings blieben die belgischen Deutschlandbilder auch in dieser Phase ambivalent. Deutsche Vorbilder spielten für die Restrukturierung der medizinischen Fakultäten Belgiens in der 1870er Jahren (Pieter Dhondt) und für die belgische Geschichtswissenschaft (Geneviève Warland) eine zentrale Rolle, ab etwa 1900 wurden deutsche Lebensreformbewegungen wie der Vegetarismus und der Naturismus auch in Belgien produktiv gemacht (Evert Peeters). Im Bereich von Kunst und Literatur lassen sich Bezüge der französischsprachigen Symbolisten Maeterlinck, Rodenbach und Verhaeren auf deutsche Künstler und Denker wie Hauptmann, Nietzsche, Schopenhauer und Wagner beschreiben (Laurence Brogniez) sowie ein – in Abgrenzung zur kritischen französischen Rezeption – belgischer ‚Wagner-Kult‘ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Joachim Schultz).

Benjamin Biebuyck und Hans Vandevoorde führen uns materialreich vor, wie paradox die Deutschlandbilder mitunter ihre Gegenstände modellieren: Der Anarchismuskritiker Friedrich Nietzsche sei in Flandern zunächst vor allem von Anarchisten positiv rezipiert worden, um dann – wenngleich er kaum als Nationalist aufgetreten ist – durch seine frühere Verbindung mit Wagner und seine spätere Inszenierung durch seine Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche als Vertreter eines deutschen Nationalismus abgelehnt zu werden. Greet Draye analysiert für die Zeit von 1870 bis 1914, wie sich in widersprüchlichen Auseinandersetzungen die flämischen Literaten – nach der Phase ihrer Selbstvergewisserung – weniger für ein flämisch-germanisches als vielmehr für ein flämisch-europäisches Ideal einzusetzen begannen.

Mit der deutschen Invasion am 4. August 1914 wurden diese zwar ambivalenten, aber dennoch produktiven Austauschprozesse jäh unterbrochen. Sophie de Schaepdrijver bewertet diese Invasion als einen „Schock von unvergleichlich größerem Ausmaß als die [Invasion, T.E.] von 1940“ (de Schaepdrijver, S. 309). Allerdings relativiert sie diese Bewertung zugleich, indem sie zwar zeigt, wie sich im Anschluss an die ersten Massaker von deutschen Soldaten die Rede vom ‚barbarischen Deutschland‘ reetablierte, dies jedoch zugleich unter der Voraussetzung, „dass eine Diskussion mit gleich gesinnten Deutschen möglich blieb.“ (Ebd., S. 310)

Im Interbellum spiegelten die belgischen Deutschlandbilder die angespannten nationalstaatlichen Beziehungen wider, die in ganz Mitteleuropa vorherrschten, und beispielsweise auf dem Feld der Musik zwischen den Polen ‚französische Modernität‘ und ‚deutsche Romantik‘ verhandelt wurden (Staf Vos), mit einer belgischen Präferenz für Frankreich, die auch die belgische Avantgarde auszeichnete. Dennoch entwickelten sich auch hier wieder produktive Austauschbeziehungen zu Deutschland, insbesondere im Bereich des Expressionismus: Der flämisch-nationalistische Literat Paul van Ostaïen zog nach Berlin, das auch andere flämische Expressionisten besuch-

ten (An Paenhuysen), einige belgische Kunsthändler zeigten ein besonderes Interesse am deutschen Expressionismus (Virginie Devillez).

Die belgische Publizistik erweist sich in dieser Zeit interessanterweise als indifferent: Lut Missinne arbeitet aus der Auseinandersetzung von flämischen Zeitschriften der 1930er Jahre mit prototypischen deutschen Denkern wie Goethe, Spengler, Heinrich und Thomas Mann heraus, dass hier „kein homogenes Deutschlandbild zu entdecken ist, und dass innerhalb ein und derselben Zeitschrift manchmal radikal entgegengesetzte Standpunkte vertreten wurden.“ (Missinne, S. 378) Ganz Ähnliches zeigt Hubert Roland in seiner detailreichen Studie über die französischsprachige belgische Publizistik, auch hier sind „heftige Meinungsunterschiede [...] innerhalb eines ideologischen Lagers bzw. eines Publikationsorgans möglich, vor allem nach der Machtübernahme Hitlers.“ (Roland, S. 423) Auffällig sei zudem, dass sich die Deutschlandwahrnehmung des französischsprachigen Belgiens vor allem über den Umweg Paris entwickelte, denn hier wurden die relevanten Übersetzungen angefertigt. Schließlich präsentiert Philippe Beck den kriegskritischen Roman *Golgatha* von Peter Schmitz, der als deutschsprachiger Intellektueller des ostbelgischen Gebiets Eupen-Malmedy, das zwischen 1920 und 1945 dreimal seine Zugehörigkeit zu Belgien bzw. Deutschland wechselte, eine hybride Position jenseits übersteigter Nationalismen einnimmt. Vor diesem Hintergrund wirft Beck die berechnete Frage auf, inwiefern Hugo Dyserincks imagologische Kategorien der *auto-images* (Selbstbilder) und *hetero-images* (Fremdbilder) zur Beschreibung einer solch hybriden Situation wie jener der deutschsprachigen belgischen Minorität überhaupt geeignet seien.

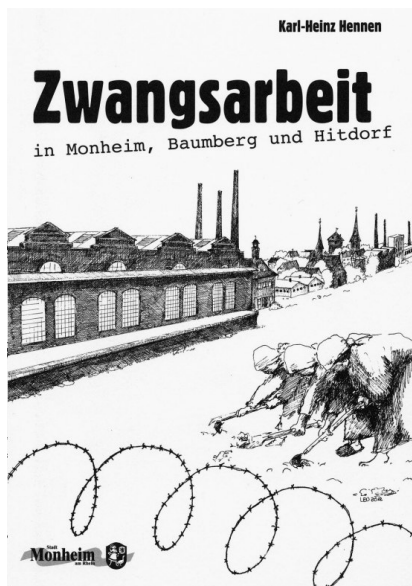
Tatsächlich besteht die Stärke des interessanten Bandes und seiner ebenso kenntnisreiche detailreichen Beiträge gerade darin, dass sie sehr differenziert die unterschiedlichen belgischen Perspektiven darstellen, die sich häufig als widersprüchlich und paradox erweisen. Somit erscheint jedoch fraglich, ob die – vorrangig im monolingualen und zentralistischen organisierten Frankreich entwickelte – Methode der Imagologie wirklich geeignet ist für die Analyse der Fremdbilder im sprachlich, sozial, politisch und kulturell stark diversivierten Belgien. Letztlich erfährt man in den nuancierten Beiträgen mehr über die komplizierten und flexiblen belgischen Selbst- als über historisch konstante Fremdbilder Deutschlands. An manchen Stellen würde daher ein Alteritätstheoretiker wie Edward W. Said die Nutzung diskursanalytischer Verfahren oder von Methoden der Cultural Studies vorschlagen, die produktiver mit ‚Paradoxien‘ oder ‚Hybriditäten‘ umgehen können und weniger auf stabile Bildarsenale schielen.

Insgesamt decken die Beiträge thematisch, zeitlich und sozial eine beeindruckende Breite ab, es ist allerdings auffällig, dass es nur eine direkte Analyse des belgischen Deutschlandbilds während des Ersten Weltkriegs gibt und der Band vor der zweiten deutschen Besatzung Belgiens abbricht. Auch zu (Selbst- bzw. Fremd-)Bildern des kolonialistischen Deutschland aus Perspektive (des kolonialistischen) Belgiens finden sich keine Ausführungen – hier hätte man sich schon gewünscht, dass noch mehr Beiträge ‚dahin gehen, wo es wehtut‘. Diese kritischen Anmerkungen treffen allerdings einen umfangreichen, spannenden und niveauvollen Band, der bereits jetzt als Standardwerk bezeichnet werden kann. Nach der Lektüre bedauert man sehr, dass der Band schon 1940 endet, man wünscht sich eine Fortsetzung für die Zeit von 1940 bis in die Gegenwart, die dann aber methodologisch noch breiter ausgerichtet sein könnte.

Duisburg-Essen

Thomas Ernst

Karl-Heinz Hennen: Zwangsarbeit in Monheim, Baumberg und Hitdorf. Monheim am Rhein 2012. 210 Seiten + CD. € 12,95 (erhältlich bei Bücherstube Rossbach, Alte Schulstr. 35, 40789 Monheim am Rhein).



Karl-Heinz Hennen, der Leserschaft dieser Zeitschrift als engagierter Niederländischdiktator gut bekannt, war im Rahmen der Wiedergutmachungsabkommen der Bundesrepublik Deutschland ab Ende der 1960er Jahre als Übersetzer der Unterlagen bei Rentenanträgen von niederländischen und belgischen Zwangsarbeitskräften tätig. In mehreren Publikationen hat er sich mit der Monheimer Stadtgeschichte befasst (*Juden in Monheim*, 1988; *Monheim 1945-1949*, 1989). In den drei Gemeinden Monheim, Baumberg und Hitdorf (heute die Stadt Monheim am Rhein und der Ortsteil Hitdorf der Stadt Levern) haben während des Zweiten Weltkrieges 1409 Zwangsarbeitskräfte aus acht verschiedenen Herkunftsländern gelebt und gearbeitet. Ziel der vorliegenden Untersuchung ist es „das oft schlimme persönliche Schicksal der Zwangsarbeiter nahezubringen, aber auch deren Leistung zu würdigen, die besondere Entwicklung der Dörfer in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufzuzeigen

und zum Schluss die Wiedergutmachungsfrage kritisch zu diskutieren.“

Als reiche Quelle stand dem Autor das Stadtarchiv Monheim zur Verfügung, in dem alle ausländischen Personen erfasst wurden, die sich seit den 20er Jahren im Ort aufhielten. Die nach Nationalitäten geordneten Karteikarten enthalten außer Personaldaten, Wohnadressen und An- und Abmeldungen auch Angaben über Personenstand, Arbeitgeber, Krankenhausaufenthalte, Verhaftungen, Gewährung von Urlauben und vorübergehende auswärtige Beschäftigungen. Diese Informationen, die zusammen mit vielen anderen Dokumenten auf der beigelegten CD mitgeliefert werden, ermöglichten es, die persönlichen Schicksale detailliert zu rekonstruieren.

In zwei einleitenden Kapiteln (I und II) erfolgt eine knappe und klare historische Einordnung, zunächst vor dem Hintergrund der bereits großräumig untersuchten Geschichte der Ausländerpolitik und Zwangsarbeit in Deutschland im Allgemeinen, danach vor der lokalen Kulisse der Dörfer Monheim, Baumberg und Hitdorf, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine rasche Entwicklung von eher landwirtschaftlich zu industriell geprägten Wirtschaftsstrukturen erlebten.

Vor Kriegsbeginn lebten in Monheim bereits 426 ausländische Arbeitskräfte aus 14 verschiedenen Ländern, denen ein eigenes Kapitel (III) gewidmet ist. Dass die Niederländer mit 266 Personen mehr als die Hälfte dieser Gruppe darstellten, hatte mit den hohen Geburtenüberschüssen und der damit verbundenen hohen Arbeitslosigkeit von Landarbeitskräften im Nachbarland zu tun.

Für die Beschreibung der Zwangsarbeitskräfte wählt Hennen verschiedene Zugänge. Zunächst werden soziographische Daten geordnet nach Nationalitäten präsentiert

(IV). Dann wird auf die persönlichen Schicksale eingegangen (V): Eheschließungen, Geburten, Krankenhausaufenthalte, Verhaftungen, Todesfälle, Kriegsgefangene als Zwangsarbeiter. Die Zwangsarbeiter wurden schlecht untergebracht, waren Luftangriffen schutzlos ausgesetzt, wurden unzureichend medizinisch versorgt, erhielten keine Seelsorge und kaum Entlohnung. Sie wurden überraschenderweise keineswegs nur in der Rüstungsindustrie eingesetzt, sondern in nahezu sämtlichen Wirtschaftszweigen. Das ergibt sich aus der Erschließung der Zwangsarbeit in Industrie, Gewerbe und Verwaltung (VI), Landwirtschaft (VII) sowie Handwerk (VIII).

Hennens akribische Vorgehensweise mündet in detaillierte und differenzierte Ergebnisse. So stellt sich heraus, dass es in der Kriegssituation für die 179 Niederländer eine vergleichsweise günstige Situation gab. Sie wurden überwiegend bei niederländischen Tochterunternehmen beschäftigt und wurden besser behandelt als die Zwangsarbeitskräfte aus anderen Nationen, auch im Vergleich mit den 125 Belgiern.

Es ist dem Autor gelungen, die Schicksale der 1400 Monheimer Zwangsarbeiter erstmals ausführlich und zugleich differenziert aufzuzeichnen. Grafiken, Karten, Fotos und Abbildungen von Originaldokumenten unterstützen den Text, dessen Stil sich zwischen nüchtern-aufzählend und ausdrucksvoll-empört bewegt. Reizvoll wäre die Frage, inwiefern das Bild in den drei von Hennen untersuchten Dörfern von der Situation anderswo abweicht. *Zwangsarbeit in Monheim, Baumberg und Hitdorf* ist somit nicht nur eine vorbildliche und bewundernswerte Studie, sondern bietet zugleich einen Anknüpfungspunkt für weitere Untersuchungen, etwa Archivstudien in anderen grenznahen Kommunen oder Befragungen von Überlebenden und Nachkommen.

Oldenburg

Hans Beelen

Niederländische Literatur in deutscher Übersetzung 2012 und 2013

Zur Verleihung des Else-Otten-Preises 2012 an Christiane Kuby (Jurybericht)

Der Else-Otten-Preis belohnt alle zwei Jahre die beste literarische Übersetzung aus dem Niederländischen. Anlässlich seiner nunmehr siebten Verleihung sah sich die Jury vor die Aufgabe gestellt, aus den in den Jahren 2010 und 2011 erschienenen Übersetzungen niederländischsprachiger Romane und Erzählungen, literarischer Sachbücher, Essays und Gedichte die preiswürdigste Übersetzung auszuwählen. Die Tatsache, dass auch diesmal wieder mehr als 110 Titel die Grundlage dieser Auswahl bildeten, unterstreicht die anhaltende Präsenz der niederländischen und flämischen Literatur auf dem deutschen Buchmarkt. Die Zahl der beteiligten Übersetzerinnen und Übersetzer betrug 51.

Die Jury – bestehend aus Andreas Ecke, Heinz Eickmans, Waltraud Hüsmert und Hermann Wallmann – hat in mehreren Schritten den Kreis der in Frage kommenden Bücher auf zehn Titel von sechs Übersetzerinnen und Übersetzern eingeschränkt, deren sprachliche und übersetzerische Qualität intensiv und kritisch zu begutachten war. In ihrer abschließenden Sitzung am 5. Oktober 2012 ist die Jury dann nach ausführlicher Diskussion zu der einstimmigen Entscheidung gekommen, Christiane Kuby für ihre 2010 im DuMont Buchverlag erschienene Übersetzung des Romans *Götterschlaf/ Godenslaap* von Erwin Mortier mit dem Else-Otten-Preis 2012 auszuzeichnen.

Christiane Kuby gehört zu den erfahrensten Übersetzerinnen niederländischer Literatur ins Deutsche. Ihr übersetzerisches Œuvre umfasst bis heute mehr als 40 verschiedene Bücher, die zwischen 1996 und 2012 erschienen sind. Die Namen der von ihr übersetzten Autorinnen und Autoren ergeben zusammen eine illustre Reihe bedeutender zeitgenössischer niederländischer und flämischer Literaten, zu denen neben Erwin Mortier auch Carl Friedman, Helga Ruebsamen, Kader Abdolah, Robert Haasnoot, P.F. Thomése, Tomas Lieske, Jeroen Brouwers und Leo Pleysier gehören.

Auch wenn sich unter ihren früheren Übersetzungen schon eine Reihe von sprachlich und literarisch anspruchsvollen Romanen befindet, so ist die Jury überzeugt, dass die Übersetzung von Erwin Mortiers Roman *Götterschlaf* die wohl anspruchsvollste Herausforderung ihrer bisherigen Tätigkeit als Übersetzerin war.

Der Roman *Godenslaap*, für den Erwin Mortier 2009 mit dem Preis für das beste literarische Buch in niederländischer Sprache, dem AKO-Literatuurprijs, ausgezeichnet wurde, besteht zum größten Teil aus Erinnerungen an die Zeit des Ersten Weltkriegs und kurz danach. Ende Juni 1914 (am Tag des Attentats von Sarajewo) reisen die Protagonistin Helena, ihr Bruder und ihre Mutter wie jedes Jahr um diese Zeit ins nordöstliche Frankreich; dort besitzt der Bruder der Mutter in der Nähe der belgischen Grenze ein Landgut, auf dem sie die Sommerferien zu verbringen pflegen. Weniger als zwei Monate später haben die deutschen Truppen den größten Teil Flanderns überrannt, die Front verläuft nun wenige Kilometer von dem Landgut von Helenas Onkel entfernt. Dort bleiben Mutter und Tochter bis Kriegsende; Helena lernt hier auch ihren späteren Mann kennen, einen englischen Soldaten, der als Pressefotograf arbeitet. Sie begleitet ihn in die Nähe der Frontlinie in das durch Artilleriebeschuss weitgehend zerstörte Ypern. In den Erinnerungen an die

Nachkriegszeit stehen die scheinbare Wiederherstellung von „Normalität“ und die Traumata der von den Fronterlebnissen gezeichneten Männer im Mittelpunkt.

Der von der AKO-Prijs-Jury als erster großer Roman der niederländischen Literatur über den Ersten Weltkrieg gefeierte *Götterschlaf* ist ein melancholisches Buch über eine verlorene Zeit, über Verlust – auf das Vorbild Proust wird explizit verwiesen. Zu den Gemeinsamkeiten zwischen Mortiers Roman und Prousts Werk gehören die Schilderung des Wiedererstehens einst vertrauter Räume in der Erinnerung und die Thematisierung der Erinnerung selbst, das Nachdenken über das Wesen von Zeit und Erinnerung. Dazu passt es, dass nicht immer klar zwischen Erinnerung und nachträglicher Erfindung von Vergangenem unterschieden werden kann. *Götterschlaf* ist auch ein philosophischer Roman in der Reflexion über Sprache, Mitteilung, Schreiben, über die Grenzen der Sprache, wenn es etwa darum geht, das Erleben der Frontsoldaten in Extremsituationen wiederzugeben.

Für die Übersetzerin bietet Mortiers Sprache und Erzählweise eine ganze Reihe von Herausforderungen. Hier ist zuallererst an den Sprachstil zu denken, den Mortier selber als essentiellen Aspekt des Romans benannt hat, wobei vor allem die komplexen, teilweise labyrinthischen Satzgefüge und ein überbordender Reichtum an sprachlichen Bildern ins Auge springen. Die spezielle ‚Belgitude‘ von Mortiers Sprache lässt auf der Grenze zwischen romanischer und germanischer Kultur eine besondere Affinität des flämischen Niederländisch zum Französischen deutlich werden. Trotz der elegischen Grundstimmung fehlt es – dank der ironischen und selbstironischen Erzählweise Helenas – auch nicht an komischen Elementen; tragische Erlebnisse werden auf nüchterne und zurückhaltende Weise dargestellt, was sich als besonders wirkungsvoll erweist.

Die Übersetzung von Christiane Kuby trifft nicht nur den für diesen Roman charakteristischen, nachdenklichen, melancholisch-resignativen Ton durchgehend sehr gut, sie meistert auch die stilistischen Schwierigkeiten auf eine überzeugende, nicht selten glanzvolle Weise. Die Übersetzung ist lexikalisch überaus vielfältig und abwechslungsreich; auch Ironie und Humor des Originals bleiben erhalten. Einige wenige Beispiele müssen hier genügen, die treffenden und kreativen Lösungen, die die Übersetzerin immer wieder findet, zu illustrieren:

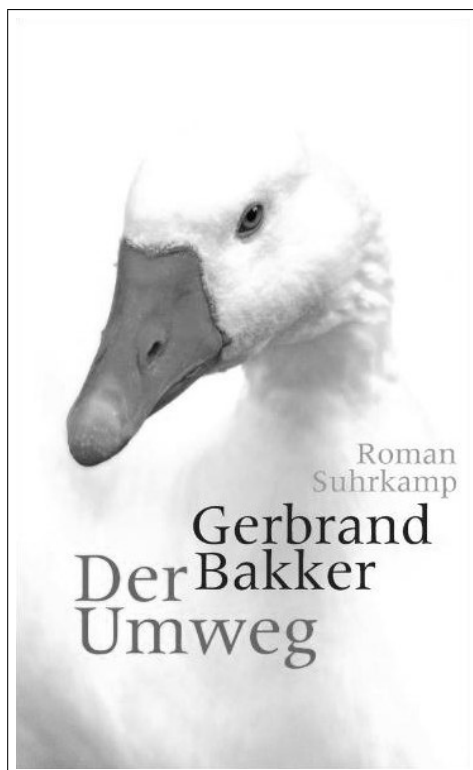
- *Een mens is een tochtgat* – *Der Mensch ist ein Loch, durch das es pfeift* (nicht einfach „zieht“; 8/9);
- *alle textiel dat zo dicht op de huid van ons ketterse vlees moet zitten* – *alle Textilien, die uns so dicht auf unserer ketzerischen Pelle sitzen müssen*. (61/58);
- (Über bestimmte Liebhaber des Bruders, der sich seine Bettgenossen teils in den untersten Schichten, teils in den eigenen Kreisen suchte, heißt es): *Ze leken meer delicatessen, liflafjes waar zijn tong naar hunkerde wanneer hij van grovere kost verzadigd was* – *Sie kamen mir mehr wie Delikatessen vor, Leckereien, nach denen seine Zunge lechzte, wenn er seinen Hunger nach gröberer Kost gestillt hatte* (98/90).

Die häufig ausufernden Satzgefüge Mortiers, die sich aufgrund ihrer Länge und Komplexität nicht eignen, hier vergleichend vorgetragen zu werden, sind in der deutschen Übersetzung durchweg kongenial nachempfunden, das heißt, sowohl syntaktisch als auch rhythmisch ‚stimmig‘. Angesichts der stark differierenden Struktur komplexer Satzkonstruktionen im Niederländischen und Deutschen liegt hierin ohne Zweifel eine besonders hervorzuhebende Leistung der Übersetzerin.

Zusammenfassend kann daher gesagt werden, dass Erwin Mortiers Roman *Godenslaap* auch als *Götterschlaf*, d.h. in der deutschen Übersetzung von Christiane Kuby, als ein in jeder Hinsicht beeindruckendes und anrührendes Werk von außergewöhnlicher sprachlicher Kraft besticht. Die Jury ist daher überzeugt, in Christiane Kuby eine verdiente und würdige Preisträgerin mit dem Else-Otten-Preis 2012 auszuzeichnen.

Das besondere Buch (1)

„Wie hatte Dickinson das bloß gemacht.“ – Zu Gerbrand Bakkers Roman „Der Umweg“.



Gerbrand Bakker: Der Umweg. Roman. Aus dem Niederländischen von Andreas Ecke. Berlin: Suhrkamp Verlag, 2012. 228 S., €19,95.

In Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“ scheint einmal „alles seinen gewöhnlichen Gang zu gehen, wie man auch in ungeheuren Fällen, wo alles auf dem Spiele steht, noch immer so fortlebt, als wenn von nichts die Rede wäre.“ Eine ähnliche Spannung zwischen dem gewöhnlichen Gang der Dinge und einem Abgrund beherrscht auch den dritten Roman von Gerbrand Bakker.

Der Umweg – dieser Titel kann einerseits konkret verstanden werden. Er mag sich auf einen räumlichen oder lebensgeschichtlichen Umweg beziehen. Er kann aber auch gemünzt werden auf die „nichtssagende“, die nichts preisgebende Diskretion, mit der Gerbrand Bakker von einem ungeheuren Fall erzählt. Es ist die Geschichte einer Frau, die von einem Tag auf den anderen verschwindet. Agnes, eine Anglistin, lässt ihren Mann – ohne Angabe von Gründen – in Amsterdam zurück und mietet sich – offenbar für eine berechnete Frist – in Wales ein abgelegenes Bauernhaus, das sie nach ihren Bedürfnissen einrichtet.

Neben die Lampe kam ein Aschenbecher, neben den Aschenbecher die Collected Poems von Emily Dickinson. Bevor sie sich an den Tisch setzte,

öffnete sie meistens das Schiebefenster ein kleines Stück. Wenn sie rauchte, blies sie den Zigarettenrauch in Richtung Spalt. In diesem Zimmer störten sie die Blätter des Kletterstrauchs, weshalb sie eines Tages die wacklige hölzerne Trittleiter aus dem Schweinestall holte und mit einem Messer die Zweige vor dem Fenster wegschnitt. Seitdem hatte sie freie Sicht auf die Eichen und die Felder, an manchen Tagen aufs Meer, und konnte ungestört darüber nachdenken, was so etwas wie »Arbeit« noch für sie bedeutete.

Was Agnes zu dieser Flucht, diesem Aufbruch – diesem „Umweg“? – veranlasst hat, erschließt sich tatsächlich so, als wenn von nichts die Rede wäre. Andeutungen des Erzählers, der so wortkarg ist wie die Figur, mit der er verschmilzt – und die er erst sehr spät beim Namen nennt –, lassen vermuten, was alles auf dem Spiel steht. Gerbrand Bakker gestattet nur indirekte Einblicke in eine ungewünscht kinderlose Ehe, in ein unausgetragenes Beziehungsproblem, in eine Affäre am akademischen Arbeitsplatz – und in eine Krankheit zum Tode. Aber erzählen tut er von etwas anderem, und er tut es in Kapiteln, die statischen Prosagedichten gleichen. Agnes fühlt und fügt sich ein in die walisische Landschaft mit ihren mythischen Steinkreisen, sie kümmert sich – so linkisch wie entrückt – um Haus und Garten, Fauna und Flora, sie schaut nach dem Wetter, sie registriert, dass eine Gans nach der anderen Dachsen zum Opfer fällt. Agnes kauft bei einem Bäcker, der sie für eine Deutsche hält; Agnes irritiert eine Friseurin mit der Bitte, den Stuhl so zu drehen, dass sie ihr Spiegelbild nicht sehen muss; Agnes geht zum – kettenrauchenden – Arzt, den sie überredet, ihr mehr Schmerzmittel als erlaubt zu verschreiben. Und: Agnes beschäftigt sich mit Emily Dickinson. Sie mokiert sich über ein hagiographisches Standardwerk zu der amerikanischen Dichterin, die 1886 aus ungeklärter Ursache gestorben ist, und in ihrer Dissertation will sie nachweisen, dass es bei der Dickinson – deren Gedichte posthum erschienen sind – auch „jede Menge Holperverser, billiges Vierzeiler-Gereime“ gebe. Sie will Emily Dickinson gegenüber ästhetisch unbestechlich bleiben, weil sie sie existentiell braucht:

Wie hatte Dickinson das bloß gemacht. Sich zurückziehen, immer mehr; dichten, als hinge das Leben davon ab, und sterben. Ein Leben im Geist; Wahrhaftigkeit – oder Authentizität? –, die sich in der Phantasie ausdrückt und nicht in Handlungen. Sie nahm einen Schluck Rotwein. Nie Weißwein, immer Rotwein, als wäre das Medizin.

Es ist dies ein Seufzer, der umso mehr verwundert, als er zu einem Zeitpunkt kommt, da Agnes' Isolation ein Ende zu haben scheint. Eines Tages steht ein junger Mann in der Tür, der dabei ist, die Umgebung des Hauses für eine Wanderkarte zu erfassen: Mit einer fast somnambulen Selbstverständlichkeit werden Braden und sein Hund zu Hausgenossen. Was Agnes und den Jüngling verbindet, ist die Nähe, die sie trennt: In Gerbrand Bakkers stoischer Erzählung beginnt sich ein Mobile aus zwei verschlossenen Menschenkindern zu bewegen. Dieses Mobile indes wird bedroht durch einen Handlungsstrang, den Bakker sporadisch hat sichtbar werden lassen: Agnes' Ehemann hat mit Hilfe eines befreundeten Polizisten die Fahndung aufgenommen. Aber wie das dann alles ausgeht, sei hier nicht verraten. Nur soviel: Gerbrand Bakker hat seinem Roman ein Motto vorangestellt, zwei unübersetzte gereimte Vierzeiler von Emily Dickinson. Im Laufe der November- und Dezemberwochen, in denen Agnes darüber nachdenkt, was Arbeit ihr noch bedeute, sind es immer wieder Zeilen der amerikanischen Dichterin, die ihre Wahrnehmungen und Gedankenspiele beflügeln. In

einem Kapitel wird Bakkers Erzählen fast naturalistisch: Agnes verwirft verschiedene Möglichkeiten, die besagten Vierzeiler zu übersetzen, und der Leser stößt tatsächlich auf durchgestrichene Wörter und Zeilen:

*Sie saß am Küchentisch, die Mütze auf dem Kopf. Vor ihr lag der Gedichtband von Dickinson, aufgeschlagen auf Seite 216 und 217, und Schreibpapier. ~~Geräumig mach dies Bett~~ und ~~Mächtig mach dies Bett~~ hatte sie aufgeschrieben und durchgestrichen. Das eine hatte eine Silbe zuviel, das andere eine Alliteration, die es im Original nicht gab. Sie hatte sich dann für *Üppig mach dies Bett* entschieden. Auch ~~Mach es voller Scheu~~ als Übersetzung der zweiten Zeile war durchgestrichen. Daraus hatte sie *Scheu und ehrfurchtsvoll* gemacht.*

So ähnlich muss also auch Bakker an der Übersetzung gefeilt haben. Autor, Erzähler, Figur – und sogar der Übersetzer des niederländischen Textes, Andreas Ecke – werden in dieser Arbeit eins. Eine Anverwandlung, die auch noch dadurch konkretisiert wird, dass die Übertragung des englischen Gedichts das letzte Kapitel des Romans bildet:

*Üppig mach dies Bett.
Scheu und ehrfurchtsvoll;
Warte dort auf das Gericht
Feierlich und hell.
Die Matratze glatt
Und das Kissen rund;
Keiner Frühe gelber Lärm
Störe diesen Grund.*

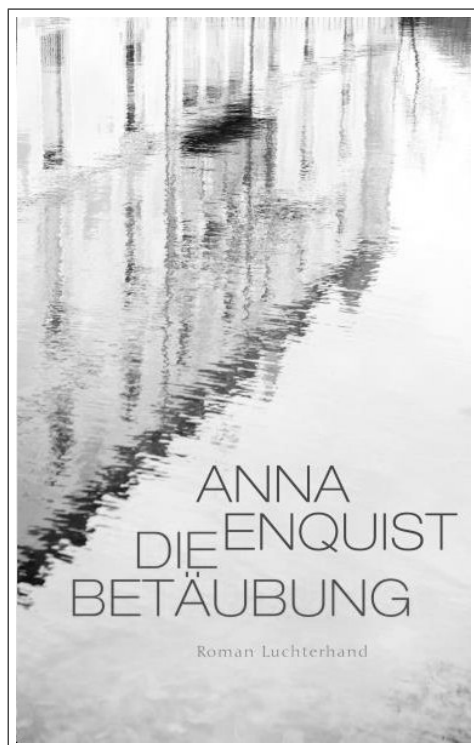
Die entscheidende Zeile lautet im Englischen: „In it wait till judgement break“. Gemeint ist der Anbruch des Jüngsten Tages. Ja, Agnes hat es geschafft, sich zurückzuziehen, immer mehr. Sie ist eine Geistesverwandte der „Linkshändigen Frau“ von Peter Handke, der seinen gleichnamigen Film in einem Insert mit dem anfangs erwähnten Zitat aus den „Wahlverwandtschaften“ hat enden lassen. Bei Bakker ist es dann so, dass zuletzt der junge Bradwen, Agnes' ahnungsvoller loyaler Vertrauter, ihren Mann und seinen Begleiter, die vor dem Haus vorgefahren sind, kaltblütig in eine falsche Richtung schickt: Damit Agnes ihre Ruhe habe. Was für ein Ende. Ein Buch, das ganz aufgeht in seinem rätselhaften Motto, ein Gedicht, das – noch in der Übersetzung – zu sich selbst zurückkehrt, gemäß einem Auftrag, den Gerbrand Bakkers Heldin Wort für Wort ausgeführt hat.

Münster

Hermann Wallmann

Das besondere Buch (2)

Auftauchen in eine unbegreifliche, grausame Welt – Über Anna Enquists Roman „Die Betäubung“



Anna Enquist: Die Betäubung. Roman. Aus dem Niederländischen von Hanni Ehlers. München: Luchterhand Verlag, 2012. 320 S., €19,99.

In der aktuellen niederländischen Literatur gibt es zwei Romane, die verarbeiten wollen, was ihren Autoren der Tod eines Angehörigen zugefügt hat. Im letzten Jahr ist Adrian van der Heijdens „Requiemroman“ über den Unfalltod seines Sohnes Tonio erschienen, und vor vier Jahren hatte Anna Enquist sich mit ihrem Roman „Kontrapunkt“ ausdrücklich in die „Arme der Sprache“ begeben, um in der Auseinandersetzung mit Bachs Goldberg-Variationen eine Brücke zum Leben und Tod ihrer Tochter zu finden. Ihren neuen Roman hat Anna Enquist wie eine Sonate angelegt: mit Exposition, Durchführung, Reprise und Coda. Inhaltlich bleibt sie bei ihrem traumatischen Thema. In einer abschließenden Bemerkung begründet sie, warum sie sich in einem literarisch-medizinischen Projekt des Amsterdamer Klinikums für die anästhesiologische Abteilung entschieden hat:

Ohne zu zögern, entschied ich mich für die Anästhesiologie. In meinem eigenen Fachgebiet, der Psychoanalyse, gehen wir davon aus, dass es für den Patienten in den meisten Fällen heilsam ist, zu fühlen, was in ihm vorgeht. (...) Wenn das Gefühl wirklich erlebt werden darf, kommt es zur Ruhe, und die Symptome verschwinden. Der Anästhesist dagegen

schützt seinen Patienten vor dem Fühlen und betrachtet seine Arbeit als gelungen, wenn der Patient überhaupt nichts von den Schmerzen weiß, die ihm während einer Operation zugefügt werden.

An diesem Gegensatz konnte Anna Enquist zwei Arten von „Betäubung“ studieren: die physiologische Betäubung im Operationssaal und die psychotherapeutische Traumatherapie; wörtlich übersetzt lautet denn auch der niederländische Titel des Romans „Die Betäubenden“. Dass der Leser authentisch mit einer äußerst eingeweiht wahrgenommenen, fachterminologisch beschriebenen Lebenswelt konfrontiert werden kann, liegt daran, dass Anna Enquist zwei Perspektivfiguren wählt, deren eine für die Anästhesiologie und deren andere für die Psychoanalyse steht. Das ist mehr als eine sterile Versuchsanordnung: Leben und Tod dringen in den Roman, weil Anna Enquist uns Helfer präsentiert, die hilflos sind, Betäubende, die sich selber betäuben. Ihre Perspektivfiguren sind Geschwister, der Psychoanalytiker Drik de Jong, der nach dem Tod seiner Frau Hanna nur mühevoll in seinen Beruf zurückfindet, und seine Schwester Suzan mit ihrem Mann Peter, deren Tochter Roos den Verlust ihrer Tante nicht verwindet. Drik gerät in eine existentielle Krise, als er schon bei seiner ersten neuen Aufgabe – einer Lehranalyse mit dem Psychologiestudenten Allard Schuurmann – nichts zu greifen und begreifen vermag; und Suzan muss sich zur kältesten Routine zwingen, als sie eine bei einem Fahrradunfall lebensgefährlich verletzte Frau betäuben muss, die sie, ehe sich der Irrtum aufklärt, für ihre Tochter Roos hält:

Suzan empfindet extreme Verwirrung. An wen soll sie dies Entsetzen jetzt weitergeben? Sie braucht es nicht mehr zu empfinden, das Mädchen ist nicht ihre Tochter, aber wessen Tochter dann? Da liegt jemand, der ernstlich verletzt ist. Eine Tochter, aber nicht die ihre.

Nicht nur an dieser Stelle wird Anna Enquists Fiktion durchsichtig für ihre eigene lebensgeschichtliche Realität. Doch als ob sie den Abstand zu ihrer eigenen Betroffenheit so groß wie möglich machen wollte, spitzt sie die Sache zu. Sie lässt Allard Schuurmann die Seite wechseln, Allard gibt sein Psychologiestudium auf zugunsten eines Praktikums in der Anästhesiologie. Er bleibt aber bei Drik in Behandlung, und dieser gerät in eine Zwickmühle, als Allard ihm von einer erotischen Begegnung mit Suzan erzählt, in deren Abteilung er jetzt arbeitet:

Ich kann natürlich nichts sagen, weiß ja offiziell nichts, kenn den Jungen gar nicht. Bei Peter und Suzan am Tisch zu sitzen, wird jetzt reichlich kompliziert. Da muss ich ständig aufpassen, was ich wissen kann und was nicht. (...) Ist es diesem Burschen doch tatsächlich gelungen, mir den Kontakt mit meiner Familie unmöglich zu machen! Und ich habe es geschehen lassen.

Anna Enquist nimmt eine weitere Drehung an der Schraube vor: Allard und Roos, Suzans Tochter, werden ein Liebespaar. Jetzt sind es vier miteinander verwandte Menschen, die offen nicht mehr miteinander kommunizieren können. Schweigepflicht und Feigheit potenzieren einander. Beruhigungsmedikamente und auch Alkohol kommen ins Spiel – und schließlich weiß Allard, Urheber der fatalen Liebesunordnung, sich nicht anders zu helfen – als mit einer tödlichen Dosis von Betäubungsmitteln, die er als Assistent bei verschiedenen Operationen abgezwaht hat. In der Coda des Romans ist Drik „ausgestiegen“, und Peter hat sich von seiner Frau Suzan getrennt, die weiterhin ihrem Beruf nachgeht. Ihr gelten die letzten Seiten des Romans. Ein riskanter Eingriff steht an:

Gleich wird sie einen Mann in Schlaf versetzen, so tief, dass er nicht mitbekommen wird, wenn der Neurochirurg ihm den Schädel aufsägt. Sie wird dafür sorgen, dass er keine Schmerzen hat, aber auf dem Höhepunkt der Prozedur wird sie die Schlafmittelzufuhr stoppen und den Mann allmählich zu Bewusstsein kommen lassen. Langsam wird er aus der Tiefe der Betäubung auftauchen, in eine unbegreifliche, grausame Welt.

Das ist eindeutig perspektivisch – und eben nicht auktorial – erzählt, eine Ich-Erzählung in der dritten Person. Dennoch ist der letzte Satz durchsichtig. Anna Enquist hat Suzan einst fragen lassen „Aber wessen Tochter dann?“ Sie, die Autorin, weiß, wessen Tochter das ist. Besitzt sie deswegen die Autorität, von einer unbegreiflichen, grausamen Welt sprechen zu dürfen, wo der Wunsch aufkommen mag, weder narkotisiert noch therapiert zu werden, gar der Wunsch, nicht aufzuwachen?

Münster

Hermann Wallmann

Bibliografie: Niederländische Literatur in deutscher Übersetzung 2012 und 2013

Die folgende Bibliografie ist bemüht, die Neuerscheinungen und Neuauflagen der niederländischen Literatur in deutscher Übersetzung der Jahre 2012 und 2013 möglichst vollständig zu verzeichnen.

Die Bibliografie gliedert sich in drei Rubriken: I. Neuerscheinungen, II. Taschenbuch- und Sonderausgaben und III. Hörbücher. Unter (I.) werden alle echten *Neuerscheinungen* verzeichnet, egal ob es sich um Hardcover- oder Taschenbuch-Ausgaben handelt. Aufgenommen werden Prosa, Poesie und Theatertexte. Unselbständige Veröffentlichungen etwa in Literaturzeitschriften werden dann aufgenommen, wenn es sich um spezielle Dossiers oder Übersetzungen von nennenswertem Umfang handelt. Bei der Prosa werden neben belletristischen Texten auch literarische Sachbücher (Essays, Feuilletons, Reportagen) erfasst. Rubrik (II.) verzeichnet die *Neuauflagen*, worunter hier die als Zweitverwertung erscheinenden Taschenbuch- und Sonderausgaben verstanden werden, Rubrik (III.) beschreibt die *Hörbücher*, die sowohl Lesungen als auch Hörspielfassungen beinhalten können. Hörbuch-Downloads und E-Books werden nicht verzeichnet.

Die Titelbeschreibung unter I und II erfolgt einheitlich nach folgendem Muster: Autor: Titel. Untertitel/Genre. Übersetzer. Ort: Verlag Jahr. Seitenzahl, Preis. ISBN und Originaltitel, der als separate Zeile die bibliografische Titelaufnahme abschließt.

Bei Büchern mit früheren Erscheinungsjahren handelt es sich um Nachträge, die ohne besondere Markierung unter der jeweiligen Rubrik aufgenommen werden.

H. E.

Bibliografie 2012

I. Neuerscheinungen 2012 (einschl. Taschenbuch-Originalausgaben)

Frank R. Ankersmit: Die historischen Erfahrung. Übers.: Verena Kiefer. Berlin: Matthes & Seitz 2012. 110 S., €10,00. ISBN: 978-3-88221-291-4

Originaltitel: De historische ervaring

Gerbrand Bakker: Der Umweg. Roman. Übers.: Andreas Ecke. Berlin: Suhrkamp Verlag 2012. 228 S., €19,95. ISBN: 978-3-518-42288-5

Originaltitel: De omweg

Gerbrand Bakker: Komische Vögel. Tiertagebuch. Übers.: Andreas Ecke. Frankfurt/M.: Insel Verlag 2012. 156 S., €8,99. ISBN: 978-3-458-35784-1 [Insel-Taschenbuch 4084]

Originaltitel: Ezel, schaap en tureluur. Dierendagboek

Jeroen van Bergeijk: Goldfieber. Wie ich in Australiens Outback reich werden wollte. Übers.: Gregor Seferens. [München]: Malik 2012. 277 S., €14,99. ISBN: 978-3-492-40460-0

Originaltitel: Goudkoorts

Bianca Boer/Tsead Bruinja/Els Moors/Menno Wigman: Afspraken – Verabredungen. [Gedichte, niederländisch und deutsch] Übers.: Katharina Bauer, Thomas Kade, Ralf Thenior, Ellen Widmaier. Oelde/Dortmund: vorsatz verlag 2012. 147 S., €10,00. ISBN: 978-3-943270-04-4 [roterfadenlyrik Edition Haus Nottbeck]

Mark Boog: Mein letzter Mord. Roman. Übers.: Matthias Müller. Köln: DuMont 2012. 157 S., €18,99. ISBN: 978-3-8321-9596-0

Originaltitel: Ik begrijp de moordenaar

Louis Paul Boon: Mein kleiner Krieg. Übers.: Helmut Müller und Jan Vandenbroecke. Vorwort: Willem Elsschot. Nachwort: Carel ter Haar. Berlin, Köln: Alexander-Verlag 2012. 147 S., €14,90. ISBN: 978-3-89581-265-1

Originaltitel: Mijn kleine oorlog

Ferdinand Bordewijk: Bint. Roman eines Senders. Roman. Übers.: Marlene Müller-Haas. Nachwort: Maarten 't Hart. München: Verlag C. H. Beck 2012. 127 S., €14,95. ISBN: 978-3-406-63957-9 [Textura]

Originaltitel: Bint. Roman van een zender

Lucette ter Borg: Fallkraut. Roman. Übers.: Arne Braun. Göttingen: Wallstein Verlag 2012. 295 S., €19,90. ISBN: 978-3-8353-0954-8

Originaltitel: Valkruid

Diane Broeckhoven: Kreuzweg. Roman. Übers.: Isabel Hessel. München: Verlag C. H. Beck 2012. 124 S., €14,95. ISBN: 978-3-406-63941-8

Originaltitel: Kruisweg

Jan Brokken: Das Feininger-Projekt. Novelle. Übers.: Helga van Beuningen. Frankfurt/M.: weissbooks.w Verlag 2012. 91 S., €14,90. ISBN: 978-3-940888-16-7

Originaltitel: Feininger voorbij

Jan Caeyers: Beethoven. Der einsame Revolutionär. Eine Biographie. Übers.: Andreas Ecke. München: Verlag C. H. Beck 2012. 832 S., €29,95. ISBN: 978-3-406-63128-3

Originaltitel: Beethoven. Een biografie

Alfred van Cleef: Die verborgene Ordnung. Eine Reise entlang des Nullmeridians. Übers.: Marlene Müller-Haas. Hamburg: Mare 2012. 430 S., €24,00. ISBN 978-3-86648-150-3

Originaltitel: De verborgen ordening

Lieneke Dijkzeul: Schweigende Stunde. Kriminalroman. Übers.: Christiane Burkhardt. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2012. 334 S., €9,95. ISBN: 978-3-423-21356-1 [dtv 21356]

Originaltitel: De stille zonde

Lieneke Dijkzeul: Vor dem Regen kommt der Tod. Thriller. Übers.: Christiane Burkhardt. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2012. 333 S., €9,95. ISBN: 978-3-423-21411-7 [dtv 21411]

Originaltitel: De geur van regen

Douwe Draaisma: Das Buch des Vergessens. Warum unsere Träume so schnell verloren gehen und sich unsere Erinnerungen ständig verändern. Übers.: Verena Kiefer. Berlin: Galiani 2012. 350 S., €19,99. ISBN 978-3-86971-061-7

Originaltitel: Vergeetboek

Jessica Durlacher: Der Sohn. Roman. Übers.: Hanni Ehlers. Zürich: Diogenes Verlag 2012. 407 S., €22,90. ISBN: 978-3-257-06811-5

Originaltitel: De held

Anna Enquist: Die Betäubung. Roman. Übers.: Hanni Ehlers. München: Luchterhand Literaturverlag 2012. 318 S., €19,99. ISBN: 978-3-630-87400-5

Originaltitel: De verdovers

Anne-Gine Goemans: Gleitflug. Roman. Übers.: Andreas Ecke. Berlin: Insel Verlag 2012. 447 S., €21,95. ISBN: 978-3-458-17549-0

Originaltitel: Glijvlucht

Arnon Grünberg: Mit Haut und Haaren. Roman. Übers.: Rainer Kersten. Zürich: Diogenes Verlag 2012. 682 S., €22,90. ISBN: 978-3-257-06813-9

Originaltitel: Huid en haar

Toine Heijmans: Irrfahrt. Roman. Übers.: Ilja Braun. Zürich, Hamburg: Arche Paradies 2012. 188 S., €18,00. ISBN: 978-3-7160-2675-5

Originaltitel: Op zee

Thomas Hoeps & Jac. Toes: Höchstgebot. Kriminalroman. Übers.: Stefanie Schäfer. Dortmund: Grafit Verlag 2012. 347 S., €9,99. ISBN: 978-3-89425-394-3

Originaltitel: Het hoogste bod

Rachida Lamrabet: Über die Liebe und den Hass. Erzählungen. Übers.: Heike Baryga. München: btb Verlag 2012. 286 S., €9,99. ISBN: 978-3-442-74411-4 [btb 74411]

Originaltitel: Een kind van God

Jack Lance: Höllenfeuer. Psychothriller. Übers.: Axel Plantiko. Bergisch Gladbach : Bastei Lübbe 2010. 315 S., €8,99. ISBN 978-3-404-16461-5 [Bastei-Lübbe-Taschenbuch, 16461]

Originaltitel: Vuurgeest

Mathieu Lommen: Das Buch der schönsten Bücher. Bildband. Köln: DuMont 2012. 463 S., €49,95. ISBN: 978-3-8321-9378-2

Originaltitel: Het boek van het gedrukte boek

Geert Mak: Was, wenn Europa scheitert. Übers.: Gregor Seferens. München: Pantheon 2012. 143 S., €9,99. ISBN 978-3-570-55198-1

Originaltitel: De hont van Tišma

Cees Nooteboom: Briefe an Poseidon. Übers.: Helga van Beuningen. Berlin: Suhrkamp Verlag 2012. 224 S., €19,95. ISBN: 978-3-518-42294-6

Originaltitel: Brieven aan Poseidon

David Van Reybrouck: Kongo. Eine Geschichte. Übers.: Waltraud Hüsmert. Berlin: Suhrkamp Verlag 2012. 782 S., €29,95. ISBN: 978-3-518-42307-3

Originaltitel: Congo. Een geschiedenis

Margriet Sitskoorn: Du willst es doch auch. Warum uns das Gehirn sündigen lässt. Übers.: Bärbel Jänicke. Köln: Lübbe 2012. 223 S., €16,99. ISBN 978-3-7857-2437-8

Originaltitel: Passies van het brein

Sophie van der Stap: Was, wenn es Liebe ist. Roman. Übers.: Barbara Heller. München: Droemer Knaur Verlag 2012. 332 S., €14,99. ISBN: 978-3-426-22614-8

Originaltitel: En wat als dit liefde is

Frans Willem Verbaas: Göttliches Feuer. Roman. Übers.: Anna Carstens. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Aussaat 2012. 384 S., €19,99. ISBN: 978-3-7615-5889-8

Originaltitel: Heilig vuur

Esther Verhoef: Abscheu. Psychothriller. Übers.: Stefanie Schäfer. München: btb Verlag 2012. 315 S., €14,99. ISBN: 978-3-442-75295-9

Originaltitel: Alles te verliezen

Esther Verhoef & Berry Escobar: Verschleppt. Thriller. Übers.: Ilja Braun. München: Goldmann Verlag 2012. 381 S., €8,99. ISBN: 978-3-442-47161-4 [Goldmann 47161]

Originaltitel: Ongenade

J.J. Voskuil: Das Büro. Direktor Beerta. Roman. Übers.: Gerd Busse. München: Verlag C. H. Beck 2012. 845 S., €25,00. ISBN: 978-3-406-63733-9

Originaltitel: Het bureau

Frank Westerman: Das Schicksal der weißen Pferde. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts. Übers.: Gerd Busse und Gregor Seferens. München: Verlag C. H. Beck 2012. 286 S., €19,95. ISBN: 978-3-406-63088-0

Originaltitel: Dier, bovendien

Jan Wolkers: Türkischer Honig. Roman. Übers.: Rosemarie Still. Essay: Onno Blom. Nachwort: Arnon Grünberg. Berlin, Köln: Alexander-Verlag 2012. 240 S., €17,90. ISBN: 978-3-89581-279-8

Originaltitel: Turks fruit

Joshua Zwaan: Parnassia. Roman. Übers.: Christiane Kuby und Herbert Post. Berlin: Bloomsbury / Berlin Verlag 2012. 349 S., €19,99. ISBN: 978-3-8270-1092-6

Originaltitel: Parnassia

II. Taschenbuch- und Sonderausgaben 2012

Threes Anna: Warten auf den Monsun. Roman. Übers.: Waltraud Hüsmert. Berlin: Insel Verlag 2012. 557 S., €9,99. ISBN: 978-3-458-35847-3 [Insel-Taschenbuch 4147]

Originaltitel: Wachten op de moesson

Hugo Claus: Der Kummer von Belgien. Roman. Übers.: Waltraud Hüsmert. Stuttgart: Klett-Cotta 2012. 824 S., €24,95. ISBN 978-3-608-93970-5 [Paperbackausgabe mit neuer ISBN; 2. Aufl. der Neuübersetzung von 2008]

Originaltitel: Het verdriet van België

Arnon Grünberg: Der Heilige des Unmöglichen. Übers.: Rainer Kersten. Zürich: Diogenes Verlag 2012. 167 S., €8,90. ISBN: 978-3-257-24097-9 [Diogenes-Taschenbuch 24097]

Originaltitel: De heilige Antonio

Arnon Grünberg: Mitgenommen. Roman. Übers.: Rainer Kersten. Zürich: Diogenes Verlag 2012. 741 S., €11,90. ISBN: 978-3-257-24173-0 [Diogenes-Taschenbuch 24173]

Originaltitel: Onze Oom

Maarten 't Hart: Die Jakobsleiter. Roman. Übers.: Gregor Seferens. München: Piper Verlag 2012. 249 S., €8,99. ISBN: 978-3-492-27452-4 [Piper 7452 (TB-Neuausgabe mit neuer Reihenummer)]

Originaltitel: De jacobsladder

Maarten 't Hart: Gott fährt Fahrrad oder die wunderliche Welt meines Vaters. Übers.: Marianne Holberg. München: Piper Verlag 2012. 312 S., €9,99. ISBN: 978-3-492-27381-7 [Piper 7381 (TB-Neuausgabe mit neuer Reihenummer)]

Originaltitel: De aansprekers

Maarten 't Hart: Unterm Scheffel. Roman. Übers.: Gregor Seferens. München: Piper Verlag 2012. 284 S., €9,99. ISBN: 978-3-492-30115-2 [Piper 30115]

Originaltitel: Onder de korenmaat

Otto de Kat: Julia. Roman. Übers.: Andreas Ecke. Berlin: Insel Verlag 2012. 169 S., €7,99. ISBN: 978-3-458-35801-5 [Insel-Taschenbuch 4101]

Originaltitel: Julia

Marente de Moor: Amsterdam und zurück. Roman. Übers.: Waltraud Hüsmert. Berlin: Suhrkamp Verlag 2012. 284 S., €9,99. ISBN: 978-3-518-46322-2 [Suhrkamp-Taschenbuch 4322]

Originaltitel: De overtreder

Margriet de Moor: Sturmflut. Roman. Einmalige Sonderausgabe für Stuttgart liest ein Buch 2012. Übers.: Helga van Beuningen. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2012. 349 S., €9,90. ISBN: 978-3-423-08636-3 [dtv 8636]

Originaltitel: De verdrunkene

Cees Nooteboom: Schiffstagebuch. Ein Buch von fernen Reisen. Übers.: Helga van Beuningen. Berlin: Suhrkamp 2012. 283 S., €10,99. ISBN 978-3-518-46362-8 [Suhrkamp-Taschenbuch 4362]

Originaltitel: Scheepsjournaal

Esther Verhoef: Der Geliebte. Psychothriller. Taschenbuch-Sonderausgabe. Übers.: Ilja Braun. München: btb Verlag 2012. 537 S., €9,99. ISBN: 978-3-442-74348-3
Originaltitel: Rendez-vous

III. Hörbücher 2012

Gerbrand Bakker: Der Umweg. Übers.: Andreas Ecke. Gekürzte Lesung von Regina Lemnitz. Hamburg: Jumbo Neue Medien & Verlag GmbH 2012. 4 Audio-CDs, €19,99. ISBN: 978-3-8337-2905-8

Luc Deflo: Nackte Seelen. Klassik Radio Starke Krimis. Übers.: Stefanie Schäfer. Gekürzte Lesung von Michael Schwarzmaier. 5 Audio-CDs, 359 Min., €12,99. ISBN: 978-3-86804-738-7

Anna Enquist: Die Betäubung. Übers.: Hanni Ehlers. Gekürzte Lesung von Nina Hoss. München: Der Hörverlag 2012. 6 Audio-CDs, 416 Min., €19,99. ISBN: 978-3-86717-919-5

Marieke van der Pol: Brautflug. Übers.: Kristina Kreuzer. Gelesen von Sophie von Kessel. Berlin: Argon Verlag 2012. 6 Audio-CDs, 443 Min., €12,95. ISBN: 978-3-8398-9125-4

Esther Verhoef: Abscheu. Übers.: Stefanie Schäfer. Ungekürzte Lesung von Cathrin Bürger. Daun/Vulkaneifel: Radioropa Hörbuch 2012. 7 Audio-CDs, 1 CD (DAISY-MP3), 496 Min., €24,95. ISBN: 978-3-8368-0632-9

Bibliografie 2013

I. Neuerscheinungen 2013 (einschl. Taschenbuch-Originalausgaben)

Kader Abdolah: Der König. Roman. Übers.: Christiane Kuby. Berlin: Ullstein Verlag 2013. 395 S., €21,99. ISBN: 978-3-550-08888-9
Originaltitel: De koning

André Aleman: Wenn das Gehirn älter wird. Was uns ängstigt, was wir wissen, was wir tun können. Übers.: Bärbel Jänicke und Marlene Müller-Haas. München: Beck 2013. 239 S., €17,95. ISBN 978-3-406-65325-4
Originaltitel: Het seniorenbrein

Paul Bogaert: Der Soft-Slalom. [Gedichte niederländisch und deutsch] Hrsg. und übers. von Christian Filips. Solothurn: Engeler 2013. 66 S., €9,00. [Roughbook; 027]
Originaltitel: De Slalom soft

Frans Budé: Handgepäck. Gedichtzyklus. Mit einem Essay von Cees Nooteboom. Übers.: Stefan Wiczorek. Tübingen: Hochroth Verlag 2013. 44 S., €6,00. ISBN: 978-3-902871-32-9

Peter Buwalda: Bonita Avenue. Roman. Übers.: Gregor Seferens. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag 2013. 638 S., €24,95. ISBN: 978-3-498-00672-3.
Originaltitel: Bonita avenue

Hendrik Conscience: Die böse Hand. Nach dem Niederländischen übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Heiko Postma. Hannover: Jmb Verlag 2013. 40 S., €6,00. ISBN: 978-3-944342-13-9

Originaltitel: De kwade hand

Renate Dorrestein: Stiefmuttertag. Roman. Übers.: Hanni Ehlers. München: Bertelsmann 2013. 251 S., €16,99. ISBN: 978-3-570-10141-4

Originaltitel: De stiefmoeder

Elckerlijc/Jedermann. [Mittelniederländisch/Neuhochdeutsch] Übers.: Clara Strijbosch und Ulrike Zellmann. Münster: Agenda Verlag 2013. 117 S., €25,00. ISBN: 978-3-89688-491-6 [Bibliothek mittelniederländischer Literatur; Bd. 6]

Stephan Enter: Im Griff. Roman. Übers.: Christiane Kuby. Berlin: Berlin Verlag 2013. 223 S., €17,99. ISBN: 978-3-8270-1099-5

Originaltitel: Grip

Arnon Grünberg: Couchsurfen und andere Schlachten. Reportagen. Übers.: Rainer Kersten. Herausgeber und Vorwort: Ilija Trojanow. Zürich: Diogenes Verlag 2013. 468 S., €17,90. ISBN: 978-3-257-06870-2

Arnon Grünberg: Der jüdische Messias. Roman. Übers.: Rainer Kersten. Zürich: Diogenes Verlag 2013. 637 S., €24,90. ISBN: 978-3-257-06854-2

Originaltitel: De joodse messias

Maarten 't Hart: Unter dem Deich. Roman. Übers.: Gregor Seferens. München: Piper Verlag 2013. 269 S., €19,99. ISBN: 978-3-492-05573-4

Originaltitel: De steile helling

Maarten Inghels: Es gibt keine bellenden Hunde mehr. Gedichte teilweise deutsch und niederländisch. Übers.: Janet Blanken. Tübingen: Hochroth 2013. 30 S., €6,00. ISBN: 978-3-902871-33-6

Otto de Kat: Eine Tochter in Berlin. Roman. Übers.: Andreas Ecke. Frankfurt/M.: Schöffling & Co. Verlag 2013. 196 S., €19,95. ISBN: 978-3-89561-530-6

Originaltitel: Bericht uit Berlijn

Herman Koch: Odessa Star. Roman. Übers.: Christiane Kuby. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2013. 319 S., €19,99. ISBN: 978-3-462-04559-8

Originaltitel: Odessa Star

Salomon Kroonenberg: Warum die Hölle nach Schwefel stinkt. Eine geologische Höllenfahrt. Übers.: Andreas Ecke. Darmstadt: Primus-Verlag 2013. 271 S., €29,90. ISBN 978-3-86312-057-3

Originaltitel: Waarom de hel naar zwavel stinkt. Mythologie en geologie van de onderwereld.

Erik Lindner: Nach Akedia. Ausgewählte Gedichte. Niederländisch und Deutsch. Übers.: Rosemarie Still. Nachwort: Ulf Stolterfoht. Berlin: Matthes & Seitz Verlag 2013. 170 S., €19,90. ISBN: 978-3-88221-072-9

Jacqueline van Maarsen: "Deine beste Freundin Anne Frank". Erinnerungen an den Krieg und eine besondere Freundschaft. Übers.: Mirjam Pressler. Frankfurt/M.: Fischer KJB 2013. 199 S., €12,99. ISBN: 978-3-596-85541-4

Originaltitel: Je beste vriendin Anne

Geert Mak: Amerika! Auf der Suche nach dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Übers.: Andreas Ecke und Gregor Seferens. München: Siedler 2013. 621 S., €34,99. ISBN 978-3-8275-0023-6

Originaltitel: Reizen zonder John

Mariëtte Middelbeek: An jedem Tag aufs Neue. Roman. Übers.: Christiane Burkhardt. München: Wilhelm Heyne Verlag 2013. 380 S., €8,99. ISBN: 978-3-453-43706-7

Originaltitel: Crash

Bart Moeyaert: Graz. Novelle. Übers.: Doris Mayer. Wien: Luftschacht Verlag 2013. 104 S., €16,40. ISBN: 978-3-902844-25-5

Originaltitel: Graz

Cees Nooteboom: Ex Nihilo. Eine Geschichte von zwei Städten. [Fotografie: Iwan Baan] Übers.: Helga van Beuningen. Zürich: Müller 2013. [80] S., €24,00. ISBN 978-3-03778-308-5

Cees Nooteboom: Licht überall. Gedichte. Übers.: Ard Posthuma. Berlin: Suhrkamp Verlag 2013. 102 S., €18,95. ISBN: 978-3-518-42391-2

Originaltitel: Licht overal

Cees Nooteboom: Romane und Erzählungen. Übers.: Helga van Beuningen, Hans Herrfurth und Rosemarie Still. Berlin: Suhrkamp Verlag 2013. 1227 S., €36,00. ISBN: 978-3-518-42191-8 [Suhrkamp Quarto]

Cees Nooteboom: Venezianische Vignetten. Übers.: Helga van Beuningen. Berlin: Insel Verlag 2013. 112 S., €13,95. ISBN: 978-3-458-19386-9 [Insel-Bücherei 1386]

Connie Palmen: Logbuch eines unbarmherzigen Jahres. Übers.: Hanni Ehlers. Zürich: Diogenes 2013. 264 S., €21,90. ISBN: 978-3-257-06859-7

Originaltitel: Logboek van een onbarmhartig jaar

Eva Maria Staal: Die Waffenhändlerin. Roman. Übers.: Ilja Braun. Zürich: Arche Verlag 2013. 251 S., €19,95. ISBN: 978-3-7160-2688-5

Originaltitel: Probeer het mortuarium

Paul Verhaeghe: Und ich? Identität in einer durchökonomisierten Gesellschaft. Übers.: Brigit Erdmann und Angela Wicharz-Lindner. München: Kunstmann 2013. 251 S., €19,95. ISBN 978-3-88897-869-2

Originaltitel: Identiteit

Dimitri Verhulst: Monolog einer Frau, die in die Gewohnheit verfiel, mit sich selbst zu reden. Novelle. Übers.: Rainer Kersten. Bielefeld: Cavadonga Verlag 2013. 94 S., €9,80. ISBN: 978-3-936973-76-1

Originaltitel: Monoloog van iemand die het gewoon werd tegen zichzelf te praten

Simone van der Vlugt: Was sie nicht weiß. Thriller. Übers.: Eva Schweikart. München: Diana Verlag 2013. 301 S., €12,99. ISBN: 978-3-453-29151-5

Originaltitel: Aan niemand vertellen

Pieter Webeling: Das Lachen und der Tod. Roman. Übers.: Christiane Burkhardt. München: Karl Blessing Verlag 2013. 319 S., €19,99. ISBN: 978-3-89667-464-7

Originaltitel: De lach en de dood

Leon de Winter: Ein gutes Herz. Roman. Übers.: Hanni Ehlers. Zürich: Diogenes Verlag 2013. 504 S., €22,90. ISBN: 978-3-257-06877-1

Originaltitel: VSV

Sytze van der Zee: Schmerz. Eine Biographie. Übers.: Christiane Burkhardt. München: Knaus 2013. 377 S., €22,99. ISBN 978-3-8135-0569-6
Originaltitel: Pijn

II. Taschenbuch- und Sonderausgaben 2013

Gerbrand Bakker: Der Umweg. Roman. Übers.: Andreas Ecke. Berlin: Suhrkamp Verlag 2013. 228 S., €8,99. ISBN: 978-3-518-46435-9 [Suhrkamp Taschenbuch 4435]
Originaltitel: De omweg

Remco Campert: Tagebuch einer Katze. Übers.: Marianne Holberg. Berlin: Insel Verlag 2013. 78 S., €6,00. ISBN: 978-3-458-35944-9 [Insel Taschenbuch 4244]
Originaltitel: Dagboek van een poes

Jessica Durlacher: Der Sohn. Roman. Übers.: Hanni Ehlers. Zürich: Diogenes Verlag 2013. 426 S., €12,90. ISBN: 978-3-257-24244-7 [detebe 24244]
Originaltitel: De held

Anne-Gine Goemans: Gleitflug. Roman. Übers.: Andreas Ecke. Berlin: Insel Verlag 2013. 447 S., €9,99. ISBN: 978-3-458-35976-0 [Insel Taschenbuch 4276]
Originaltitel: Glijvlucht

Arnón Grünberg: Amour fou. Roman. Mit einem Vorwort von Daniel Kehlmann. Übers.: Rainer Kersten. Zürich: Diogenes Verlag 2013. 335 S., €14,90. ISBN: 978-3-257-30012-3
Originaltitel: De geschiedenis van mijn kaalheid

Herman Koch: Angerichtet. Roman. Übers.: Heike Baryga. Köln: Verlag Kiepenheuer & Witsch 2013. 443 S., €12,00. ISBN: 978-3-462-04582-6
Originaltitel: Het diner

Herman Koch: Sommerhaus mit Swimmingpool. Roman. Übers.: Christiane Kuby. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2013. 345 S., €9,99. ISBN: 978-3-462-04498-0 [KiWi 1314]
Originaltitel: Zomerhuis met zwembad

Jack Lance: Höllenfeuer. Psychothriller. Übers.: Axel Plantiko. Augsburg: Verlagsgruppe Weltbild 2013. 315 S., €5,99. ISBN: 978-3-86365-304-0
Originaltitel: Vuurgeest

Bart Moeyaert: Im Wespennest. Roman. Übers.: Mirjam Pressler. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2013. 142 S., €7,95. ISBN: 978-3-423-62534-0 [dtv 62534 : Reihe Hanser]
Originaltitel: Wespennest

Margriet de Moor: Der Maler und das Mädchen. Roman. Übers.: Helga van Beuningen. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2013. 299 S., €9,90. ISBN: 978-3-423-14190-1 [dtv 14190]
Originaltitel: De schilder en het meisje

Dorinde van Oort: Frau im Schatten. Eine Familiengeschichte. Übers.: Matthias Müller. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2013. 503 S., €11,95. ISBN: 978-3-423-25340-6 [dtv Großdruck 25340]
Originaltitel: Vrouw in de schaduw

- David Van Reybrouck: Kongo. Eine Geschichte.** Übers.: Waltraud Hüsmert. Berlin: Suhrkamp Verlag 2013. 782 S., €14,00. ISBN: 978-3-518-46445-8 [Suhrkamp Taschenbuch 4445]
Originaltitel: Congo. Een geschiedenis
- Heleen van Royen: Testkörper. Enthüllungen einer Männertesterin.** Roman. Übers.: Kristina Kreuzer. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2013. 318 S., €8,99. ISBN: 978-3-596-17806-3 [Fischer 17806]
Originaltitel: De mannentester
- Sophie van der Stap: Heute bin ich blond. Das Mädchen mit den neun Perücken.** Übers.: Barbara Heller. München: Knaur Taschenbuch Verlag 2013. 254 S., €9,99. ISBN: 978-3-426-78599-7 [Früher als: Knaur 78091]
Originaltitel: Meisje met negen pruiken
- Charles den Tex: Password.** Thriller. Übers.: Stefanie Schäfer. Dortmund: Grafit Verlag 2013. 440 S., €11,99. ISBN: 978-3-89425-571-8
Originaltitel: Wachtwoord
- Esther Verhoef: Verfallen.** Roman. Übers.: Stefanie Schäfer. München: btb Verlag 2013. 317 S., €9,99. ISBN: 978-3-442-74510-4 [btb 74510]
Originaltitel: Déjà vu
- Dimitri Verhulst: Die letzte Liebe meiner Mutter.** Roman. Übers.: Rainer Kersten. München: btb Verlag 2013. 190 S., €8,99. ISBN: 978-3-442-74524-1 [btb 74524]
Originaltitel: De laatste liefde van mijn moeder
- Simone van der Vlugt: Am helllichten Tag.** Thriller. Übers.: Eva Schweikart. München: Diana Verlag 2013. 255 S., €8,99. ISBN: 978-3-453-35700-6
Originaltitel: Op klaarlichte dag

III. Hörbücher 2013

- Peter Buwalda: Bonita Avenue.** Roman. Übers.: Gregor Seferens. Gekürzte Lesung von Susanne Wolff, Benno Fürmann und Axel Milberg. Regie: Walter Adler. Köln: Random House Audio 2013. 12 Audio-CDs, 900 Min., €29,99. ISBN: 978-3-8371-2052-3
- Herman Koch: Odessa Star.** Roman. Übers.: Christiane Kuby. Gelesen von Johannes Steck. Berlin: Argon Verlag 2013. 5 Audio-CDs, 748 Min., €19,95. ISBN: 978-3-8398-1261-7
- Herman Koch: Odessa Star.** Roman. Übers.: Christiane Kuby. Gelesen von Johannes Steck. Berlin: Argon Verlag 2013. 1 CD (DAISY-MP3), 751 Min., €19,95. ISBN: 978-3-8398-5178-4

**Organisieren Sie eine Veranstaltung
mit einem niederländischen Partner?
Die Euregio Rhein-Waal kann Sie dabei
vielleicht unterstützen oder sponsorn.**

Zu Fördermöglichkeiten und für weitere Informationen
nehmen Sie bitte Kontakt auf mit der Euregio Rhein-Waal,
Emmericher Straße 24, 47533 Kleve, Tel. 02821 79300.
Website: www.euregio.org, E-mail: info@euregio.org

Die Euregio Rhein-Waal fördert die
Deutsch-Niederländische Zusammenarbeit
im Grenzgebiet zwischen Rhein, Waal und Maas.



**BOEKHANDEL
GODERT WALTER**

Oude Ebbingestraat 53
NL-9712 HC Groningen
Telefoon 00.31.50-312 25 23
Fax 00.31.50-318 66 30
E-mail: gwalter@noord.bart.nl



Voor al uw Nederlandse boeken
Geen extra betalingskosten door onze Duitse Postgirorekening